

Die Moselnixe.

**von
Philipp Galen.**

1877. Verlag von Otto Janke, Berlin.

ERSTER BAND.

ERSTES CAPITEL. EINE GLÜCKLICHE BEGEGNUNG AUF
DEM HUNDSRÜCK.

Einem heißen und gewitterschwülen Junitage war ein stürmischer und regenreicher Abend gefolgt. Viel schneller als sonst in den längsten Jahrestagen sank die Nacht recht ungemüthlich herein und je düsterer sie sich auf die menschenöde Gegend herabsenkte, in die wir die erste Scene unserer Erzählung verlegen, um so heftiger strömte der Regen nieder, um so lauter tobte der Wind durch die engen Thäler und über die kahlen Hochebenen des ungastlichen Gebirgszuges, der das prachtvolle Nahethal von dem noch viel prachtvolleren der Mosel scheidet.

Unter der Ungunst dieser bösen Witterung hatten auch die Insassen eines kleinen, nur mit einem Halbdeck geschlossenen Wagens schwer zu leiden, der etwa gegen acht Uhr Abends auf der Straße, die von Fischbach im Nahethal über den Hundsrück, durch den Hochwald und dann über Morbach nach dem Moselthal führt, einsam seinen Weg verfolgte. Die kleinen starkknochigen Pferde, die ihn bald mühsam weiter schleppten, wenn die steil ansteigende Straße sie zum langsamen Gehen nöthigte, bald munter trabten, wenn es wieder bergab ging und eine ebene Strecke kam, waren sichtlich an die bösen Berge ihrer Heimath gewöhnt, wenigstens thaten sie ihre Schuldigkeit ohne merklichen Nachlaß ihrer Kräfte, und dem oft wiederholten Peitschenknalle oder dem ermunternden Zuruf ihres Führers folgten sie stets auf nachts der

Stelle, um das alte Gefährt, dessen weithin klappernde Räder hinlänglich verriethen, daß es schon manche Strapaze überstanden, auf die Höhe zu schaffen, oder, wenn es wieder in die Tiefe ging, es mit ihren festen Kummtschirren vor zu jähem Absturz zu bewahren.

Der alte grämliche Kutscher, der auf dem Bock saß und seine ganze Aufmerksamkeit zwischen seinen Grauschimmeln und dem bisweilen stark ausgefahrenen und überschwemmten Wege theilte, hatte sich, so gut er konnte, durch eine alte Pferddecke, die er über die Schultern geworfen, gegen das Ungestüm des Wetters verwahrt, vor allen Dingen aber sich wiederholt besorgt gezeigt, daß der Herr, den er fuhr und vor dem er großen Respect zu haben schien, vom Winde und Regen so wenig wie möglich zu leiden habe. Dieser selbst, den wir im Dunkel des Abends und in seiner Wagenecke, in die er sich nach Möglichkeit tief eingedrückt, noch nicht näher betrachten können, der aber Dank der christlichen Liebe der Gastwirthin in Herstein in einen verblichenen Reisemantel gewickelt war, ertrug das momentan über ihn verhängte Leid mit wunderbarer Geduld und nachahmungswerther Ergebung, und wiederholt ermunterte er auch den Kutscher mit freundlichem Zuspruch, wenn dieser sich nach ihm umdrehte und auf den Regen und den Wind mit brummender Stimme zu schmälen begann.

Die beiden Reisenden hatten gewiß nicht mit Absicht ihre Reisezeit in eine so späte Abendstunde verlegt, vielmehr waren sie durch das unvorhergesehene böse Wetter dazu genöthigt worden. Sie waren von Fischbach beim

hellsten Sonnenschein und in bester Erwartung, daß das Wetter den ganzen Tag gut bleiben werde, gegen Mittag fortgefahren, aber schon in dem schönen romantischen Fischbachthal hatten sie arge Gewitterwolken plötzlich heraufziehen sehen, die sich sehr bald und lange bevor das kleine Städtchen Herstein erreicht war, ihres nassen und elektrischen Fluidums zu entledigen begannen. In Herstein nun hatte man mehrere Stunden lang einen unfreiwilligen Halt machen müssen, da das Gewitter in voller Wucht heraufgezogen war, seine schmetternden Blitze und seinen weithin tönenden Donner gerade über den Hundsrück und auf die einzuhaltende Straße niedersandte, und so war es gekommen, daß man erst am späten Abend und bei wieder von Neuem beginnenden Regen den Hochwald erreichte, den kein Mensch gern in der Nacht durchfährt, wenn er es irgend vermeiden kann.

So begegnen wir den beiden Reisenden denn auf einer der Kuppen des öden, weithin sich dehnenden Hundsrücks, bald nachdem sie den verrufenen Hochwald mit seinem wilden Dickicht, seinen uralten Eichen- und Buchenstämmen und seinem überall aufwuchernden Ginstergebüsch erreicht hatten. Gerade im tiefsten Walde aber war der Weg wider Erwarten eine Weile besser geworden und die rüstigen Grauschimmel konnten das alte rumpelnde Gefährt im scharf ausgreifenden Trabe weiterziehen; dagegen fing der Regen, der eine kurze Zeit nachgelassen, wieder stärker zu strömen an und eine so arge Finsterniß lagerte sich rings um die Fahrenden her, daß die Straße, auf beiden Seiten von einem tiefen,

jetzt unsichtbaren Graben eingefasst, kaum einzuhalten war, so daß hier den Pferden eben soviel Klugheit und Terrainkenntniß, wie dem Kutscher Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit zugemuthet werden mußte. Der Letztere schien sich jedoch auf sein gutes Glück und auf die trefflichen Eigenschaften seiner Pferde zu verlassen, wenigstens trieb er sie mit schnalzender Zunge und lautem Peitschenknall zu immer rascherem Laufe an, so daß dem still sich verhaltenden Herrn im Wagen oft angst und bange ward und er von Zeit zu Zeit mit milder Stimme den Kutscher zum langsameren Fahren zu stimmen versuchte, was ihm jedoch stets nur auf einige Minuten gelang, bis er zuletzt ganz schwieg und mit lange geübter Resignation sich in sein Schicksal ergab.

Es mochte etwa neun Uhr Abends sein, wenigstens nach der Vermuthung des Reisenden, der bei der herrschenden Dunkelheit seine Uhr nicht mehr zu Rathe ziehen konnte, als der mit seinen defecten Rädern laut klappernde Wagen endlich den Hochwald hinter sich ließ und nun die Hochebene des öden, nur von wenigen Dörfern besetzten und zur Mosel niedersteigenden Gebirges erreichte. Auch hier, nicht mehr im Dunkel des Hochwaldes befangen, lag auf den weiten Gefilden schon tiefe nächtliche Finsterniß und der Regen fiel in so dichten Strömen herab, daß man weder von der umliegenden Gegend, noch von den sparsam ausgestreuten Dörfern etwas wahrnahm, die sich bei Tage, wenn man aus dem düsteren Walde tritt, mit ihren stattlichen Häusern und grauen Schieferdächern so traulich ausnehmen, so daß

man, wenn man sie mit dem Auge erfaßt, wieder froh aufblickt, da man sich nach so langer einsamer Fahrt nun endlich wieder in der Nähe theilnehmender Menschen fühlt.

Auch auf diesen Hochebenen, die gar kein Ende zu nehmen schienen, führt die Straße oft steil bergauf und ab und die Wagenführer müssen vorsichtig sein, wenn sie die ihnen anvertrauten Reisenden nicht gefährden wollen. Das war nun unser Kutscher freilich, allein, mochte es sein, daß ihn bei dem scharfen, über die öden Felder blasenden Winde und dem strömenden Regen arg fro, oder daß er so rasch wie möglich unter das heimische Dach zu gelangen wünschte, genug, er fuhr doch wohl etwas zu schnell einen jähren Abhang hinab und als er in der Tiefe angekommen, ließ er es vielleicht vor Freude an der nöthigen Achtsamkeit auf den eben frisch aufgeschütteten Weg fehlen, und plötzlich fuhr er mit dem linken Vorderrade gegen einen zufällig daselbst hingeworfenen Stein, so daß der Unfall, der nun erfolgte, sehr erklärlich war. Er und der Insasse des Wagens fühlten einen heftigen Ruck, der Wagen neigte sich vorn auf die linke Seite und, ehe er es dachte, sah sich der unvorsichtige Fuhrmann von seinem Bock etwas unsanft auf die kothige Straße versetzt, wobei er noch froh sein konnte, den kleinen Sturz mit heiler Haut überstanden zu haben.

Glücklicher Weise standen die klugen Pferde sogleich still und der so unvermuthet entthronte Kutscher, noch ganz verduzt über seinen unfreiwilligen Sprung, erhob sich rasch vom Boden, um, ehe er sich nachdem auf der

Seite liegenden Wagen wandte, seine ihm vom Kopfe gefallene Mütze zu suchen. Sobald er sie aber nach einigem Umhertasten gefunden, trat er an den Wagen heran, öffnete auf der noch aufrecht stehenden Seite den Schlag und bat mit demuthsvollen Worten den sich ganz still verhaltenden Herrn, das kleine Mißgeschick doch gar nicht übel zu nehmen und lieber trotz des so eben heftiger denn je strömenden Regens das unbrauchbar gewordene Gefährt zu verlassen.

Ohne ein Wort zu sprechen und vielleicht durch den eben gehaltenen Schreck stumm gemacht, kletterte der Herr langsam und etwas schwerfällig aus seinem unbequem gewordenen Sitz; als er aber nun bald unversehrt auf seinen Füßen stand und der Kutscher von Neuem über das schlechte Wetter, den grundschlechten Weg und die vielen achtlos hingeworfenen Steine zu schimpfen begann, kam ihm sein ergebungsvoller Sinn und mit ihm die Sprache wieder und er versuchte es, den aufgebrachten Mann mit milden Worten über seinen Unfall zu trösten, indem er seine Freude aussprach, daß sie Beide vollkommen unbeschädigt seien.

»Ja freilich,« fuhr der noch immer übelgelaunte Fuhrmann fort, »todt sind wir noch nicht, aber was hätte es für ein Unglück geben können, wenn uns der verdammte Stein auf dem Bergabhang im Wege gelegen hätte! Hm! Und nun der verfluchte Wagen! Da, sehen Sie doch nur, das Rad ist ja mitten durch gebrochen, da liegen die Stücke, und wir – wir können keinen Schritt weiter fahren. Hol' ihn der Henker!«

Das war nun allerdings wahr, das vordere linke Rad war zweifellos gebrochen und an eine Weiterfahrt unter keinen Umständen zu denken. Das mochte sich der so unliebsam aufgehaltene Herr auch wohl selber sagen und so wandte er sich rathlos wieder zu dem Kutscher und sagte mit immer gleich milder Stimme:

»Ihr dürft nicht fluchen, Crispin; Ihr wißt, das liebe ich nicht und es hilft auch nichts. Wir müssen uns einmal in die unangenehme Lage schicken, und die erste Frage ist nur die: was machen wir jetzt? Wie lange haben wir noch bis Morbach zu fahren?«

»Hm, ja!« brummte der Kutscher, sich fast verzweiflungsvoll in den Haaren krauend und seine Pferddecke fester um die Schultern ziehend, da der indeß leiser rieselnde Regen noch immer fühlbar genug war. »Was machen wir? Das ist eben die Frage. Und bis Morbach haben wir noch eine übermäßig gute Stunde. Aber mit dem Wagen ist in so dunkler Nacht und ohne jede Hülfe nichts zu machen, Herr. Den lassen wir also stehen, schieben ihn höchstens etwas zur Seite in den Graben, schirren die Pferde aus, setzen uns mit Ihrer Handtasche darauf und reiten getrost nach Morbach, um am Morgen Hülfe zu holen und den Schaden auszubessern. Ja, einen andern Rath weiß ich nicht.«

Der gute Herr sah eben so wohl seine traurige Lage wie die Richtigkeit der Meinung seines Kutschers ein und augenblicklich war er zum Handeln entschlossen, so unangenehm ihm auch das nächtliche Ereigniß sein mochte.

»Nun denn, sagte er rasch, doch mit immer gleich sanfter Stimme, »wenn es einmal nicht anders ist, so muß ich mich auch darein fügen. Ich habe zwar in meinem Leben noch auf keinem Pferde gesessen, aber was so viele Leute können, kann ich doch vielleicht auch. So will ich denn Euer Gefährte sein und mit Euch treulich aushalten, wie es sich gebührt. Seid also nicht trostlos oder gar unwirsch. In solches Ungemach muß man sich männlich fügen, wenn es einmal über uns verhängt ist. Wohlan, vorwärts, Mann, strängt die Pferde ab und dann gebe das Weitere Gott!«

Hiermit war Alles gesagt und augenblicklich begab sich der entthronte Kutscher an die Arbeit, strängte die Pferde ab, die lammfromm am Rande des Grabens unter einem Baume stehen blieben, und schob dann mit Hülfe des durchaus nicht schwachen Herrn den zerbrochenen Wagen bei Seite, um den Weg nicht zu sperren, da es immerhin möglich war, daß in der finsternen Nacht noch ein anderes Gefährt die einsame Straße passirte.

Sie waren eben mit dieser Arbeit zu Stande gekommen und bemerkten dabei nicht, daß der Regen seit einigen Augenblicken fast ganz nachgelassen hatte, als ihre Aufmerksamkeit von etwas Anderem in Anspruch genommen wurde. Hinter ihnen nämlich, auf derselben Straße, auf der sie so eben daher gefahren, ließ sich plötzlich ein weithin schallendes Posthorn und bald darauf Peitschenknall und Pferdegetrappel vernehmen.

»Ha! Da kommt uns ja eine Hülfe!« rief der Kutscher, von seiner Arbeit sich ein wenig verschnaufend, »und sie kommt gerade zur rechten Zeit.«

»Ja,« sagte der Herr mit einer Stimme, deren Ton seine ganze innere Ergebung verrieth, »eine Hülfe kommt immer zur rechten Zeit, Crispin, und diese schickt uns vielleicht Gott. Aber wird der Wagen nicht rasch an uns vorüberfahren, ohne uns zu bemerken? Wie, Mann, was meint Ihr?«

»Hoho! Das sollte ihm schwer werden!« rief der Kutscher und stellte sich schon, zum Handeln entschlossen, mitten auf dem nicht eben breiten Fahrwege auf. »Es muß eine Extrapost sein, Herr, denn die ordinaire Post von Fischbach ist schon lange über Morbach hinaus. – He-da! Hollah! Halt!« brüllte er mit einer wahren Stentorstimme dem rasch heranfahrenden Wagen entgegen, der, ihren Blicken bisher durch ein starkes Gebüsch entzogen, erst dicht vor ihnen sichtbar wurde und zwei hell brennende Laternen an seinem Schlage zeigte, die in der That auf diesem Wege und in dieser Nacht sich keineswegs als überflüssig erwiesen.

Als die Extrapost an die auf der Chaussee stehenden Männer herangekommen war und nachdem Crispin noch einmal seinen Haltruf hatte erschallen lassen, hielt der Postillon seine Pferde an und fragte herzlich, was denn da los sei und was man von ihm wolle.

»Haltet nur und helft uns ein wenig aus der Noth,« entgegnete Crispin schnell, »wir haben unsern Wagen zerbrochen und der Herr hier wartet gerade auf eine gute

Gelegenheit, um nach Morbach zu kommen. Geht Ihr dahin?«

Der Postillon wollte eben antworten als ein junger Mann sich aus dem Fenster des festgeschlossenen Postwagens hervorbeugte und fragte, was es gebe. Da war denn die Reihe zum Reden an den älteren Herrn gekommen, und mit bescheidenem Wesen trat er an den Schlag der Extrapost und berichtete, was ihm geschehen sei und in welcher Verlegenheit er sich befinde.

Kaum hatte er ausgesprochen, so sprang der junge Mann aus dem Postwagen auf die Straße und sprach sein Bedauern über das Mißgeschick des vor ihm Reisenden aus.

»Also Sie wollen nach Morbach *reiten*?« fragte er dann. »Das werden Sie nicht nöthig haben. Ich fahre ja auch dahin und bin allein in meinem Wagen. Wollen Sie in dem Orte bleiben oder dachten Sie noch weiter zu reisen?«

»Sie sind sehr gütig, mein Herr,« sagte nun der ältere Herr, noch immer mit bescheidenem Wesen vor dem hochgewachsenen jungen Manne stehend, »und wenn Sie mich nur bis Morbach mitnehmen wollen, so werde ich von da meinen Weg schon weiter finden. Es ist ja eine Poststation und es giebt dort Räder genug, die wir an unsern Wagen legen können. Ich wollte aber nach Berncastel, wo ich zu Hause bin; und es verschlägt mir nichts, wenn ich erst morgen statt heute daselbst anlange, obwohl ich bestimmt von meinen Leuten erwartet werde.«

Diese mit so sanfter Stimme gesprochenen Worte oder ihr Inhalt schienen auf den jungen Mann eine gewisse

Wirkung zu üben, wenigstens verhielt er sich eine Weile ganz still, als dächte er insgeheim über irgend Etwas nach, was er noch nicht in Worten aussprechen wollte. Endlich jedoch fuhr er aus seinem Sinnen auf, wandte sich mit lebhafterem Interesse an den so mild die Redenden und sagte in dem höflichsten Ton und mit einer Stimme, die zwar weniger sanft als die des älteren Herrn war, aber jedes Hörers Ohr mit gleicher Sympathie erfüllen mußte:

»Das trifft sich ja sehr günstig, mein Herr. Ich fahre auch nach Berncastel und will noch diese Nacht daselbst eintreffen. Fahren Sie also mit mir, Ihr Kutscher mag nach Morbach reiten und seinen Wagen morgen ausbessern lassen. So kommen Sie wenigstens noch diese Nacht nach Hause und schlafen in Ihrem eigenen Bett, was immer und überall eine angenehme Sache ist. Wohlan, besinnen Sie sich nicht lange, die Nacht ist nicht gar freundlich und unser Weg ist noch weit. – Wo ist Ihr Gepäck? Lassen Sie es rasch in meinen Wagen schaffen, dann wollen wir bald zu Hause sein.«

»Ach, mein Herr,« sagte da der ältere Herr mit ungemein liebreichem und fast demüthigem Wesen, »ich habe nur eine kleine Reisetasche bei mir, indessen fürchte ich Ihnen lästig zu werden.«

»Durchaus nicht, mein Herr. Aber wen habe ich die Ehre, vor mir zu sehen?«

»Ich bin der Rector aus dem Hospital Cues, Berncastel gegenüber,« erwiderte der geistliche Herr, denn das war

er ja, »und ich bin auf einer Hochzeit in Fischbach gewesen, wo einer meiner Freunde seine Tochter verheirathet hat.«

»Gut,« sagte der Fremde rasch, »ich freue mich, so unvermuthet eine angenehme Bekanntschaft zu machen. Und nun, Mann, ist das des Herrn ganzes Gepäck?«

Diese Frage war an den Kutscher des Geistlichen gerichtet, der eine kleine, nur halb gefüllte Handtasche eben aus dem zerbrochenen Wagen geholt hatte. »Ja,« sagte derselbe, »das ist Alles, und nun steigen Sie ein, Herr Rector, ich will schon allein bald nach Morbach kommen und morgen sollen Sie mich gesund und frisch in Berncastel wiedersehen.«

Das Uebrige war bald geschehen; der junge Mann, der auf eine seine Weise den Wirth zu machen verstand, ließ den verunglückten Reisenden höflich zuerst in seinen Wagen steigen, dann setzte er sich neben ihn, schloß den Schlag und das Fenster wieder und gleich darauf flogen die Postpferde mit den beiden Männern davon, so daß sie den Augen des langsamer zu Pferde nachfolgenden Kutschers bald verschwunden waren. Nur das Posthorn hörte Letzterer noch lustig über die öden Felder schmettern, dann war Alles ringsum still und die Nacht sank mit dichterem Schatten und lautlosem Schweigen immer tiefer über die menschenleere Gegend herab, die nur auf kurze Zeit von dem eben erzählten Ereigniß belebt worden war.

Schon während des kurzen Aufenthalts der beiden Reisenden auf der Landstraße hatte der heftige Regen allmählich nachgelassen und endlich ganz aufgehört. Die trüben Wolken, als Nachzügler des starken Gewitters am Nachmittage, die den ganzen Horizont noch so eben verdüstert, hatten das Weite gesucht und an dem wieder blau werdenden Himmel, der sich von Minute zu Minute mehr und mehr lichtete, blinkten schon einzelne Sterne hervor.

Die beiden Reisenden, vor Kurzem noch so weit von einander getrennt und gegenseitig einander ganz fremd, saßen jetzt in dem etwas engen Postwagen gemüthlich nahe beisammen, aber im Anfang verhielten sich Beide still und ein Jeder von ihnen beobachtete nur durch das ihm zunächst gelegene Fenster den sich so freundlich gestaltenden Himmel oder die öde, mit zahllosen Ginstergebüschen bedeckte nächste Umgebung der bald auf bald absteigenden Landstraße. Endlich aber, als vor den Augen der rasch dahin Fahrenden das ganze Firmament sich mit Myriaden von Sternen bedeckt hatte, begann der ältere Herr das Gespräch und indem er sich mit vertrauensvollem Wesen zu dem jüngeren Gefährten wandte, sagte er mit seiner volltönenden und so milden Stimme:

»Sie haben mir ein zwiefaches Glück gebracht, mein Herr. Außer Ihrem Beistande in Betreff des so zur rechten Zeit kommenden Wagens hat sich Ihre Erscheinung auch durch gutes Wetter bemerklich gemacht. So bin ich denn Ihnen oder der Vorsehung, die Sie mir gesandt, von ganzem Herzen dankbar dafür.«

Als der junge Mann diese so wohlgemeinten Worte vernahm, rückte er dem Redenden, dessen gerades und anspruchsloses Wesen ihm gleich von Anfang an behagt hatte, noch um einige Zolle näher, als wollte er in dem trüben Dämmerlicht, welches im Innern des festgeschlossenen Wagens herrschte, das Gesicht desselben einer schärferen Prüfung unterwerfen. Allein das gelang ihm nicht recht und so verschob er die genauere Bekanntschaft mit der äußeren Erscheinung seines so zufällig gewonnenen Gefährten bis zur nächsten Poststation, wo man ja den Wagen wechseln mußte. Für jetzt erwiederte er nur mit edler Freimüthigkeit und einem Stimmtone, der dem Rector schon in seinem Klange ungemein wohlgefiel:

»Sie sind sehr gütig, Herr Rector, aber mir dürfen Sie für die gewiß ganz zufällige Begegnung gerade nicht besonders dankbar sein. Ich habe gegen Sie nur meine Nächstenpflicht geübt und ich freue mich sehr, daß mir diese Gunst zu Theil geworden ist, da sie mir schon auf dem Wege nach Berncastel, wo auch ich einige Zeit zu verweilen gedenke, die Bekanntschaft eines gebildeten Mannes verschafft hat. Ja, ich freue mich um so mehr, daß ich einen solchen Gefährten gefunden habe, da ich von meiner heutigen Reise nicht behaupten kann, daß sie mir viel Unterhaltung gewährt, denn von Mainz, welches ich heute Morgen verlassen, bin ich bis Fischbach ganz allein in einem Waggon auf der Eisenbahn gefahren und von dort her habe ich nur wenige Worte mit dem Posthalter in Herstein und unterwegs mit meinen Postillonenaustauschen können. Auf der Reise aber unterhalte ich

mich gern über Gegend und Leute, die ich sehe, und namentlich, wenn man sich länger an einem schönen Orte aufhalten will, zieht man nicht ungern verschiedene Erkundigungen darüber ein, um sich, daselbst angelangt, desto besser und schneller orientiren zu können.«

Der Rector sprach seinen Beifall über diese Ansicht aus und nach einigen Fragen, die sich auf des jungen Mannes Reise bezogen, der seinen Namen bis jetzt noch nicht genannt, geriethen Beide in ein anregendes Gespräch, so daß ihnen die Zeit rasch verging und der Rector verwundert aufschaute, als das von Neuem schmetternde Posthorn des Postillons und das härter gewordene Steinpflaster ihm verrieth, daß man in Morbach, einem großen Dorfe, angelangt sei.

Gleich darauf hielt auch der Wagen, die Insassen stiegen aus und der diensteifrige Postillon trug ihnen ihr weniges Gepäck in das alsbald sich öffnende Posthaus nach, denn auch der aus Mainz kommende Reisende hatte, wie sein älterer Gefährte, nur eine kleine Reisetasche, und außerdem nur einen Stock und einen Schirm bei sich.

Im Posthause selbst hatte im Dienstzimmer noch Licht gebrannt und der alte gesprächige Postmeister saß bei seiner von einem kleinen Lämpchen beschienenen Arbeit, da die Fischbacher Post erst vor kurzer Zeit vorübergekommen war und ihm eine solche aufgebürdet hatte, die immer schnell beseitigt werden mußte. Der grauköpfige Mann, als er das Horn einer Extrapost hörte und sogleich als solches erkannte, stand rasch von seinem Pult auf, öffnete die Hausthür und trat den Ankommenden mit dem

freundlichsten Gesicht entgegen. Als er aber zuerst den ihm nur zu wohl bekannten Rector von Cues vor sich sah, begrüßte er ihn auf das Herzlichste und führte nun die beiden nächtlichen Besucher in das hintere Postpasagierzimmer, das eine schläfrige Magd durch eine rasch angezündete Lampe und eine Kerze erleuchtete.

Jetzt erst sind auch wir im Stande, die beider Reisenden genauer zu betrachten, und wir thun dies, während dieselben eine erbetene Flasche Selterswasser leerten, mit einem gewissen Behagen, da beide Männer uns wohl der aufmerksamen Betrachtung werth zu sein scheinen.

Was zunächst den Rector von Cues betrifft, so war er ein mittelgroßer Mann mit breiter Brust und einer im Leibe etwas stark entwickelten, an Corpulenz streifenden Gestalt, die aber mit einer unläugbaren, seinem Alter angemessenen Würde getragen wurde, namentlich wenn er sich ruhig verhielt. Bewegte er sich aber, so zeigte sich in allen seinen Wendungen eine angenehme elastische Rührigkeit, die eben so wohl auf einen gesunden rüstigen Körper, wie auf einen regsamen Geist schließen ließ. Augenscheinlich hatte er trotz seines graugesprenkelten und etwas kurz geschorenen Lockenhaars noch nicht das fünfzigste Lebensjahr erreicht, denn auf seinen angenehmen Gesichtszügen sprühte noch immer eine gewisse jugendliche Lebhaftigkeit, die nur bisweilen, wenn er in Nachdenken versunken war, durch einen sinnenden Ernst in Schranken gehalten wurde.

Auf den ersten Blick sah man ihm, auch wenn man seine Kleidung außer Betracht ließ, den katholischen Geistlichen an, aber einen von jener seltenen Art, die jedem beobachtenden Auge angenehm und sympathisch sein muß. In den würdevollen Zügen seines runden vollen Gesichts und dem tiefen stillen Blick seiner lichtbraunen Augen sprach sich unläugbar der Geist wohlwollender Duldung und zugleich bescheidenster Demuth aus, gepaart mit einer menschenfreundlichen Leutseligkeit, die überall einen Jeden anspricht, wo sie auch zur Erscheinung kommen mag. Weit entfernt von aller fanatischen oder erkünstelten Bigotterie, sowie von dem uns so oft begegnenden priesterlichen Hochmuth, blickte sein Auge klar und ruhig in Jedermanns Auge, und niemals zeigte sich im Hintergrunde desselben jener lauernde Blick, den wir so oft in den Augen jesuitischer Zöglinge lesen können. Nur freundliches Wohlwollen, herzliche Theilnahme an dem Geschick des mit ihm Verkehrenden leuchtete diesem daraus entgegen, und sogar etwas ungemein Anziehendes und Gewinnendes nahm das ganze Gesicht an, wenn er im Gespräch über irgend Etwas freundlich lächelte, so daß er schon dadurch augenblicklich das volle Vertrauen Desjenigen erweckte, der ihm irgend ein Anliegen vorzutragen hatte.

Seine Sprache war stets ruhig und klar und sein Organ anschniegend und mild, doch fest und sonor genug, um seinen Zuhörern in der Kirche gewichtig in Ohr und Herz zu fallen. In ruhiger geselliger Unterhaltung dagegen verrieth sich nichts Priesterliches an ihm, weder in seiner

Haltung und seinem Wesen, noch in dem Inhalt der von ihm gewählten Worte; er sprach und geberdete sich nur wie ein hochgebildeter und dabei sanfter und immer bescheidener Mann, den Jedermann gern sieht und hört, da er je nach den Umständen stets Belehrung oder Trost aus seinen Reden schöpfen kann.

Gekleidet war er, wie er jetzt im Postpassagierzimmer vor dem ihn mit Wohlgefallen betrachtenden Reisenden stand, in einen langen bequemen schwarzen Rock, unter dem er eine bis an den Hals zugeknöpfte schwarz-seidene Weste trug, wie sie alle katholischen Geistlichen tragen, und um diesen etwas starken und kurzen Hals war ein leichtes schwarzseidenes Tuch geschlungen, aus dem ein feiner weißer Hemdkragen hervorsah, der durch seine Sauberkeit verrieth, daß der Herr Rector auch etwas auf seine äußere Erscheinung gab.

So war also der Rector von Cues beschaffen, dessen Portrait wir, wir läugnen es nicht, mit einer besonderen Vorliebe entworfen haben, denn unauslöschlich stehen die Züge dieses eben so seltenen wie begabten Mannes in unser Herz gegraben, da er auch dem Schreiber dieser Zeilen auf seinen Wanderungen als ein Geistlicher vor Augen getreten ist, wie ein solcher, mag er zu einer Confession gehören, zu welcher er will, den seines Rathes und Trostes Bedürftenden überall und immer erscheinen sollte.

Eine ganz andere Erscheinung bot dagegen der jüngere Reisende dar, der, den Geistlichen ohne Unterlaß mit seinen scharfen Augen studirend, jetzt vor ihm stand

und auch in der Gaststube, wo er ihm endlich in's Gesicht sehen konnte, das Gespräch eifrig fortsetzte, welches er mit großer Aufmerksamkeit und hingebendem Interesse unterwegs in dem dunklen Wagen geführt. Er war ein hochgewachsener, kräftig gebauter Mann von höchstens achtundzwanzig Jahren. Sein edles, feingeschnittenes Gesicht war von einem dunkelbraunen üppigen Haupthaar und einem sorgsam gepflegten Vollbart eingefast. In seinen harmonisch wohlgebildeten Zügen prägte sich ein gewisser edler Freimuth aus, der nur bisweilen, wenn er sinnend vor sich hinblickte, mit einer ernsten und fast sorgenvollen Nachdenklichkeit gemischt war, aber in der Haltung seiner Gestalt und seines Kopfes lag etwas Energisches und Charaktervolles, was durch flammende braune Augen wesentlich unterstützt wurde. Auch in seiner volltönenden Stimme und seiner Accentuirung der Worte gab sich diese Energie kund, aber zugleich klang etwas Fremdartiges daraus hervor und obgleich er das Deutsche correct und fließend sprach, konnte ein aufmerksames Ohr doch wohl entnehmen, daß er ein Ausländer sei, was er jedoch in dem bisher geführten Gespräch in keiner Weise durch irgend eine Andeutung verrathen hatte.

Seine Kleidung bestand aus einem eleganten dunkelgrauen Reiseanzug, der ihm gar stattlich stand und, wenn nicht eine gewisse Vornehmheit, doch sicherlich einen feinen Geschmack und Wohlhabenheit verrieth. Auch funkelte am kleinen Finger seiner linken Hand ein großer

Solitair und an seiner schweren Uhrkette hingen so kostbare Berloques, wie sie nur ein wirklich reicher Mann tragen kann. Um aber seine Erscheinung vollständig zu zeichnen, so erwähnen wir noch beiläufig, daß um seinen grauen Filzhut, der jetzt vor ihm auf einem Stuhle lag, ein schwarzer Trauerflor gewunden war, wie er auch einen ähnlichen um den linken Arm trug, und möglicherweise konnte gerade dieser Flor ein Hinweis auf die ernste Betrübniß sein, die bisweilen, einer rasch vorüberschwebenden Wolke gleich, über seine männliche und fest gewölbte Stirn flog.

Die beiden Reisenden hatten eben ihre Flasche Selterswasser geleert, als der Postmeister hereinkam und meldete, daß der bestellte Wagen vor der Thür zur Abfahrt bereit stehe und daß die Reiseeffecten schon hineingelegt seien. So verabschiedeten sich die beiden Herren denn nach kaum viertelstündigem Aufenthalt von dem dienstfertigen Manne und, ihm eine gute Nacht wünschend, stiegen sie in den Wagen, den der neue Postillon, im stillen Dorfe sein Horn laut erschallen lassend, im scharfen Trabe seiner frischen Pferde auf die Straße nach Berncastel lenkte.

Diese führte auf einer guten festen Chaussee, denn bis hierher war der Gewitterregen nicht gedrungen, welcher das Nahethal heimgesucht, etwa dreiviertel Stunden lang meist bergauf, dann aber, nachdem man die höchste Höhe des sich zur Mosel absenkenden Gebirgszuges erreicht, fiel sie jäh in die Tiefe, aber in so künstlich gebauten und bequem angelegten Schlangenwindungen, daß

den sie zum ersten Mal befahrenden jungen Fremden nicht die geringste Besorgniß deswegen beschlich.

Unterdeß war die Nacht immer freundlicher geworden. Außer den Sternen, die sie erleuchteten, ließ sich auch die halbvolle Mondsichel geraume Zeit blicken, und da es ohnehin in den kurzen Juninächten nie ganz finster wird, so konnten die Reisenden ihr Auge an den wunderbaren Reizen des über Alles herrlichen Tiefenbachthales laben, in welches sie nun hinabrollten und wo der landeskundige Rector von Cues seinen Gefährten auf die maleischen Schönheiten, den seltsamen Aufbau der Felsmassen und die hie und da auftauchenden Schloßruinen uralter Rittergeschlechter aufmerksam machte.

Der junge Reisende nahm alle diese Hindeutungen und Erklärungen dankbar entgegen und hatte hinreichend Gelegenheit, die genaue Ortskenntniß seines Begleiters zu bewundern. So unterhielten sie sich ganz gemüthlich, während der Postillon langsam und vorsichtig den jähren Abhang hinabfuhr, bis nach einer kurzen Gesprächspause der Rector wieder das Schweigen unterbrach und sagte:

»Da Sie mir gesagt haben, daß Sie nach Berncastel und dort einige Tage bleiben wollen, so erlauben Sie mir wohl die Frage: sind Sie daselbst angemeldet oder haben Sie irgend ein bestimmtes Quartier im Auge?«

»Nein,« erwiderte der junge Mann nach kurzem Besinnen, »angemeldet habe ich mich nicht und also auch auf kein bestimmtes Quartier zu hoffen. Ich weiß nur,

daß es einen guten Gasthof und zwar den zu den Heiligen drei Königen in Berncastel giebt.«

»Ja, den giebt es,« erwiderte kopfnickend der Geistliche, »und er ist in der That sehr gut, wenigstens für unsere bescheidenen Verhältnisse. Denn wie Sie wissen werden, liegt das ganze weite Moselthal leider etwas entfernt von dem großen Weltverkehr, und da Sie aus Mainz kommen, wo es, wie überhaupt am ganzen Rhein, so glänzende Gasthöfe giebt, könnten Sie leicht in die Täuschung verfallen, daß es bei uns an der Mosel eben so sei. Ach nein, das ist gewiß nicht der Fall, und ich weiß eigentlich nicht, ob ich das mehr bedauern oder mich darüber freuen soll. Bei uns geht es noch etwas altväterisch und patriarchalisch her; Eisenbahnen giebt es noch nicht, und die Posten gehen langsam und müssen wegen der vielen Berge große Umwege beschreiben. Zwei oder dreimal in der Woche freilich fährt ein Dampfboot von Trier nach Coblenz und zurück, aber unsere kleine Mosel ist etwas eigensinniger als der mächtige Rhein und verkriecht sich nur gar zu oft, so daß dann kein großes Schiff sie befahren kann, als wolle sie dem Reisenden den Weg zu ihr erschweren, wofür sie ihn dann aber auch großmüthig durch ihre Schönheiten belohnt, wenn er erst in die Mitte ihrer Reize gelangt ist, zu denen ja auch unser kleines Städtchen Berncastel gehört.«

Der junge Mann, der auch jetzt sehr aufmerksam zugehört, nickte freundlich und sagte: »O ja, das Alles ist mir so ziemlich bekannt. Man hat es mir gesagt und ich habe

es auch gelesen. Aber gerade ich bin ein Freund des Altväterischen und Patriarchalischen; ich suche es auf, wo ich es finde, und der Rhein, wo ich mich auch nur kurze Zeit in Geschäften aufgehalten habe, hat mich durch seinen Glanz und seinen Luxus durchaus nicht verwöhnt.«

»Nun,« fuhr der Geistliche fast fröhlich fort und seine Sprache nahm jetzt eine lebhaftere Färbung an, »das ist mir lieb und ich habe es immer gern, wenn Fremde sich unserem einsamen Orte ohne allzu große Ansprüche nähern. Aber da wir einmal so weit gekommen sind, will ich mir erlauben, noch etwas Anderes zu erwähnen. Ich bin darin ganz offenherzig und Sie werden mir, was ich jetzt sagen will, gewiß nicht übel deuten. Mit einem Wort, Sie haben mir heute Gutes erwiesen und einen großen Dienst geleistet. So möchte ich denn denselben sofort erwidern und vielleicht bietet sich mir eine günstige Gelegenheit dazu. Haben Sie schon bedacht, daß wir sehr spät, erst kurz vor Mitternacht in Berncastel eintreffen? Nun denn, da schlafen die guten Leute in den Heiligen drei Königen schon lange und Sie finden bei ihnen nur schwer Eingang. Entschließen Sie sich also kurz und kommen Sie diese Nacht zu mir. Mein Haus ist immer für mich und alle Diejenigen geöffnet, die ich mit mir bringe. Mir kostet es nur einen Wink und Ihr Zimmer und ein gutes Bett ist für Sie bereit. Morgen, wenn Sie ausgeschlafen, können Sie, so früh Sie wollen, auf der Fähre nach Berncastel übersetzen und Ihr Quartier bei dem guten *Peter Gassen* aufschlagen. Was meinen Sie zu diesem Vorschlag? Gefällt er Ihnen oder nicht?«

Der so freundlich eingeladene junge Mann verharrete einige Augenblicke im Schweigen, ließ aber während dieser Zeit seinen funkelnden Blick über das wohlwollende Antlitz des geistlichen Herrn gleiten, als wolle er noch einmal und zum letzten Mal seine innerste Gesinnung prüfen, und dann sagte er:

»Er gefällt mir wohl, Herr Rector, und ich nehme, namentlich aus Gründen, die ich Ihnen wahrscheinlich erst später enthüllen kann, Ihre mir so freundlich dargebotene Gastfreundschaft an. Ja, ich will diese Nacht unter Ihrem Dache zubringen, recht gern sogar, und so bin ich ja für den kleinen Dienst, den ich Ihnen zu leisten so glücklich war, recht angenehm belohnt.«

Der Geistliche streckte dem also Redenden seine weiche Hand hin und sein Gast schlug die seinige fest in dieselbe ein. Ein warmer Druck von beiden Seiten besiegelte das neue Verhältniß und nun ward nur noch wenig unterwegs gesprochen, denn von jetzt an gab es in der That ringsum viel zu schauen und nur noch auf Dies und Jenes glaubte der stetige Bewohner von Berncastel seinen Gast aufmerksam machen zu müssen.

Die Straße nach der Mosel hinab führt immer durch das romantische Tiefenbachthal, das, je näher man dem betriebsamen Städtchen kommt, von Schritt zu Schritt romantischer und schöner wird. Zwischen hohen und steil abfallenden Felswänden schlängelt sie sich an der Seite des Baches dahin, hie und da lugt von hoher Felszinne eine alte wettergraue Ruine herab, überall aber in

der Höhe und Tiefe, zu beiden Seiten der Straße, breiten sich die köstlichen Weinberge aus, die den herrlichen Wein liefern, der so gern von wahren Kennern getrunken und mit so großem Recht in der ganzen Welt gepriesen wird. In dieser warmen Nacht aber, denn auf der Moselseite war die Luft den ganzen Tag warm, ja heiß geblieben, dufteten die Berge von der eben aufgesproßten Weinblüthe, man fuhr wie durch einen Orangerhain, und der junge Fremde konnte nicht oft genug den süßen Wohlgeruch einsaugen, der ihm hier zum ersten Mal in seinem Leben aus nächster Nähe entgegenströmte.

Plötzlich aber schmetterte der Postillon ein lustiges Lied auf seinem Horn und gleich darauf rasselte der Wagen über ein etwas holpriges Straßenpflaster. Man war in den Bereich der Stadt gelangt, und ohne sich an die schlafenden Bewohner derselben zu kehren, ließ der Postillon seine Pferde im schärfsten Trabe dahinlaufen, so daß das Geräusch der Räder laut durch den ganzen kleinen Ort dröhnte.

Da, als man so weit gekommen, lehnte sich der Geistliche aus dem Schlage und rief dem Postillon zu, vor das Fährhaus an der Mosel zu fahren.

Der Postillon gehorchte, die Pferde liefen noch rascher als vorher, als müßten sie auch jetzt in später Nacht ihrem Besitzer Ehre machen, und dann strömte den Fahrenden eine balsamische kühlere Luft entgegen – man war in die Nähe der rasch fluthenden Mosel gelangt und der frische Windzug, der stets in der Nacht durch das

anmuthige Thal fegt, machte sich auf angenehme Weise bemerkbar.

Gleich darauf hielt der Wagen vor einem kleinen Bretterhause unweit des Flußufers. Die beiden Herren stiegen aus, nahmen ihr weniges Gepäck aus dem Wagen und der junge Fremde drückte dem Postillon einen großen Doppelthaler in die Hand. Eben fuhr der überaus erfreute Mann nach der Posthalterei davon, da öffnete sich das bretterne Häuschen und der Fährmann, in einen dichten Nachtmantel gehüllt, trat aus der Thür.

Es war für ihn hell genug, um den wohlbekanntnen Rector von Cues in dem einen Reisenden zu erkennen und augenblicklich lüftete er ehrerbietig den Hut vor dem geistlichen Herrn.

»Guten Abend, Nikolaus!« sagte dieser zum Fährmann. »Ich komme später zurück als ich wollte, aber Ihr werdet mich ja wohl noch übersetzen, nicht wahr? Nun, die Fähre braucht Ihr nicht loszuketten, wir sind nur zwei Personen mit wenigem Gepäck, und so nehmt einen Nachen, der bringt uns ja auch sicher genug hinüber.«

Der Fährmann nickte und nahm dann die beiden Handtaschen der Reisenden ohne besondere Aufforderung dazu denselben aus der Hand. Dann schlugen alle Drei den kurzen Weg nach der Mosel ein und in wenigen Minuten saßen sie im Nachen und der Schiffer ergriff sein Ruder, um mit kundiger Hand das kleine Fahrzeug sicher durch die Strömung nach dem gegenüberliegenden Ufer zu leiten.

ZWEITES CAPITEL. IM HOSPITAL ZU CUES.

Das zur Dorfgemeinde Cues gehörige Hospital gleiches Namens liegt dem Städtchen Berncastel gerade gegenüber hart am Ufer der Mosel und besteht aus einem umfangreichen, klosterartig gebauten Hauptwerk, dem eigentlichen Hospital, über welches auf der südlichen Seite ein kleines spitzes Kirchthürmchen hervorragt. Auf der nördlichen Seite, durch einen breiten Hof davon getrennt, liegen eine Menge dazu gehöriger Wirthschaftsgebäude, auf der südlichen dagegen ein geräumiger, wohlgepflegter und mit den schönsten Wein- und Obstsorten erfüllter Garten, und das Ganze ist von einer ziemlich hohen Mauer eingeschlossen. Diese hat auf der Moselseite, gerade da, wo die Berncastler Fähre vom jenseitigen Ufer anlegt, einen kleinen hausartigen Aufbau erhalten, in dessen oberem Stockwerk ein Beamter der so segensreichen Anstalt, und im unteren der Pförtner wohnt, denn in der Mitte dieses Aufbaues befindet sich die östliche Hauptpforte, während auf der westlichen Seite noch eine zweite nach den Feldern führende liegt, die jedoch nur¹

¹Wir beschreiben den Zustand des Hospitals und seiner Umgebungen, nicht wie er heute ist, sondern in einem früheren Jahre beschaffen war. Durch den Bau der großen neuen Moselbrücke, die auf der südlichen Seite dicht neben dem Hospitalgarten mündet, hat sich Manches in und um das Hospital verändert, indessen in der Hauptsache ist noch Alles so geblieben, wie wir es oben bezeichnen.

den außer dem Hause arbeitenden Pfleglingen und überhaupt dem wirthschaftlichen Betriebe der Anstalt zum Ein- und Ausgange dient.

Als die Reisenden nun von der kräftigen Hand des Schiffers schnell über den Strom gerudert wurden, blickten beide aus verschiedenen Gründen ihrem nahen Ziele mit Freude entgegen; gemeinsam aber war ihnen die frohe Betrachtung des prachtvoll gestirnten Himmels, der sich majestätisch über ihnen wölbte und die Reize der umliegenden Gegend in ihrem nächtlichen Gewande sehr wohl erkennen ließ. Und gerade als der Nachen an das jenseitige Ufer anlegte, ließ die Hospitaluhr mit lautem, weithinschallendem Klang die Mitternachtsstunde vernehmen.

Ohne ein Wort zu sprechen, ergriff nun der Schiffer wiederum das Gepäck der Herren und sprang eilfertig an's Land, um an der Eingangspforte die Schelle zu ziehen und dem verehrten geistlichen Herrn auch die kleine Mühe zu ersparen, den Pförtner herbeizurufen, der heute gewiß noch wach war, da er ja wissen mußte, daß der oberste Beamte der Anstalt noch nicht daheim sei.

So war es denn auch und eben hatte der jüngere Fremde den Schiffer für seine nächtliche Fahrt überreichlich belohnt, da öffnete sich schon die alte Klosterthür und mit neugierig gespannten Blicken sahen den Kommenden zwei Männer entgegen, von denen einer eine große Laterne in der Hand trug. Dieser war der Diener des Herrn Rectors und er hatte während der letzten Stunden große Angst um seinen lieben Herrn ausgestanden, da es noch

niemals vorgekommen war, daß derselbe fünf bis sechs Stunden später von einer Reise zurückkehrte, als er es vor seiner Abfahrt zu Hause bestimmt hatte.

So war auch die Freude der beiden Hospitalmänner sehr groß, als sie den guten Herrn ganz wohlbehalten und mit seinem gewöhnlichen freundlichen Gesicht von sich stehen sahen, der ihnen mit wenigen Worten erklärte, was sein langes Ausbleiben verschuldet habe. Dann aber gebot er dem Diener, die beiden Handtaschen zu nehmen und ihnen hurtig voranzuleuchten, und bat seinen Gast, ihm zu folgen, da er als Wirth ihm den Weg zu weisen sich verpflichtet fühle.

So schritt man denn über einen geräumigen Hof nach einer Seitenpforte des Hospitals, trat in einen schönen klosterartigen Kreuzgang ein, der die Schritte der Wandelnden eigenartig widerhallen ließ, erstieg eine Treppe und gelangte auf einen breiten und langen, luftigen Corridor, auf den viele Thüren aus dem Innern des Hauses mündeten. Der Diener hatte schon eine der Thüren geöffnet und rasch ein paar auf einem Tische stehende Kerzen angezündet. Unmittelbar nach ihm schritt der Rector, seinen Gast an der Hand haltend, über die Schwelle, und sich dann freundlich zu demselben hinwendend, sagte er mit seiner herzigen Stimme:

»Wohlan, da sind wir in meiner Behausung. Ich heiße Sie von ganzem Herzen willkommen im Hospital von Cues und hier sind wir für's Erste gegen alles Ungemach des Lebens geborgen. – Elias!« wandte er sich nun zu dem an der Thür erwartungsvoll stehen gebliebenen Diener,

»dieser Herr ist unser Gast. Laß ihm im Nebenzimmer sein Bett zurecht machen. Alles Uebrige versteht sich von selbst.«

Dabei hob er mit einer bedeutungsvollen Miene zwei Finger seiner rechten Hand in die Höhe, und Elias, der dieses Zeichen bereits erwartet hatte, verschwand auf der Stelle, um die Befehle seines Herrn auszuführen.

Unterdessen hatte sich der Gast in dem Zimmer seines Wirthes umgeblickt, und Alles, was er sah, mußte ihm wohl überaus behagen, wenigstens verrieth das seine zufriedene Miene, obgleich er kein Wort darüber hören ließ. Es war ein großes zweifenstriges Gemach, in welches er sich so plötzlich versetzt sah, mit wenigen, leidlich modernen Möbeln ausgestattet. Die Decke bestand aus schöner Stuccaturarbeit und die Wände waren mit einer graublauen einfachen Tapete bekleidet. Vor dem bequemen Sopha stand ein großer runder Tisch, auf dem einige Bücher und Zeitungen lagen unter dem Spiegel eine geräumige Commode, und alles Uebrige befand sich in bester Ordnung, wenn man sich auch nicht verhehlen konnte, daß in dem Wohnzimmer eines katholischen Geistlichen so Manches fehlte, was man in ähnlichen schönen Räumen erblickt, wo eine feinfühlig Hausfrau waltet und zu dem Nützlichen und Bequemen auch das Zierliche fügt.

Als der Wirth, nachdem er noch eine dritte Kerze angezündet, um das große und hohe Gemach noch besser zu erhellen, seinen Gast genöthigt, auf dem Sopha Platz zu nehmen, setzte er sich zu ihm und sagte:

»Fühlen Sie sich müde?«

»Nicht im Geringsten, Herr Rector, und Alles, was ich hier um mich sehe und was mir in den letzten Minuten begegnet ist, kommt mir so neu und interessant vor, daß ich mich so erquickt fühle, als hätte ich keine lange Reise in einem etwas hart gepolsterten Wagen zurückgelegt.«

»Das ist mir lieb, so können wir ja noch ein halbes Stündchen plaudern, denn so lange wird es wohl dauern, bis Ihr Bett in Ordnung gebracht ist. Meine häufigen Besuche nämlich werden mir immer bei Zeiten angekündigt, aber der Ihre kommt meinen Leuten etwas überraschend, und so ist man gerade nicht darauf vorbereitet, was Sie unter den obwaltenden Umständen gewiß entschuldigen werden.«

»Ich hoffe Ihnen doch nicht unbequem zu sein?« fragte der Fremde, indem er einen seiner flammenden Blicke mit einer leisen Besorgniß über seinen Wirth schweifen ließ.

»O,« lachte dieser herzlich auf, »nun sage ich: nicht im Geringsten! Aber Sie werden vielleicht ein Bedürfniß nach etwas Speise haben?«

»Nein, Herr Rector –«

»Aber doch Durst gewiß?« unterbrach dieser ihn mit lächelnder Miene, »denn an der Mosel, müssen Sie wissen, haben die Leute immer Durst, mögen sie nun bei Tage oder bei Nacht von einer Reise nach Hause kommen.«

Er hatte noch nicht ausgesprochen, so öffnete sich wieder die Thür und während man im Nebenzimmer schon einige Leute hantiren hörte, trat Elias herein, in der einen

Hand einen messingenen Präsentirteller mit zwei Gläsern und in der andern zwei Flaschen tragend, die er dicht vor seinen Herrn auf einen Tisch setzte, um sie alsbald zu entkorken. Gleich darauf hatte der Rector eine Flasche ergriffen und augenblicklich rieselte jene goldklare Flüssigkeit in beide Gläser, die das wunderbare Gewächs der Rebe an der Mosel erzeugt und, wenn es ächt und rein ist, wie hier, gleich rings umher einen Duft verbreitet, den Jedermann liebt, der eine Zunge und ein Herz für dergleichen Labsal hat.

»Noch einmal heiße ich Sie willkommen!« sagte nun der Rector und ergriff sein Glas, um es an das entgegengehaltene seines Gastes anklingen zu lassen, und dann tranken sie, und der Erste, der sein Glas geleert, war der Rector, der sich auf diese leicht erlernbare Kunst meisterhaft zu verstehen schien.

Der Fremde schien sich in dem neuen Verhältniß mit jedem Augenblick behaglicher zu fühlen und das gastfreundliche Gebahren des Rectors sagte ihm sichtbar zu. Er kostete wiederholt von dem wohlschmeckenden Wein und es dauerte gar nicht lange, so war die erste Flasche geleert und der Rector griff schon nach der zweiten, um auch sie ihre gastliche Pflicht erfüllen zu lassen.

»Wie schmeckt Ihnen unser Wein?« fragte er, während sich über sein leutseliges Gesicht ein stilles Behagen ausbreitete.

»Vortrefflich, Herr Rector. Ich habe lange nicht einen so mundenden Wein getrunken. Was ist es für eine Sorte?«

»O,« erwiderte der Rector etwas zögernd, »einen so gar berühmten Namen hat er zwar nicht, aber er ist schmackhaft, rein und, wie wie wir Moselleute sagen: »süffig«. Es ist eben unser gewöhnlicher Berncastler Hospital-Tischwein und mit ihm sind wir in unseren Kellern hüben und drüben reichlich gesegnet. Ja, das sind wir und das danken wir zuerst Gott und dann unserem edlen Cardinal, der dies Haus gegründet und uns alles Gute, was wir haben, gegeben hat.«

»Ihrem Cardinal?« fragte der Fremde mit etwas neugieriger Miene. »Entschuldigen Sie,« fuhr er gleich darauf fort, daß ich so frage, aber ich bin hier ganz fremd und kenne die Verhältnisse Ihres Hospitals sehr wenig; ich würde Ihnen aber dankbar sein, wenn Sie mich wenigstens einigermaßen davon in Kenntniß setzen wollten.«

Das edle Gesicht des Rectors nahm bei diesen Worten eine etwas ernstere Miene an. Er besann sich aber nur einige Augenblicke, dann begann er, indem er sich bequem in seinen Sitz zurücklehnte, mit erhobener Stimme zu sprechen und man sah seinem blitzenden Auge an, wie lebhaft sein Geist von dem Gegenstande seines Vortrags ergriffen war.

»O, ich könnte Ihnen sehr Vieles über unseren hochverehrten Cardinal sagen, den man mit Recht einen Wohltäter der Menschheit nennen darf, aber ich will Ihnen für heute nur das Hauptsächlichste aus seinem vielbewegten Leben mit kurzen Worten erzählen. Nicolaus Cusanus, so genannt, weil er in unserm Dorfe Cues geboren,

in dem Sie noch heute die Gedenktafel vor dem Zimmer des Hauses sehen können, worin er im Jahre 1401 das Licht der Welt erblickt, hieß eigentlich Kryftz, das heißt Krebs, und war der Sohn eines nicht ganz unbegüterten Schiffers und Winzers daselbst. Er war schon als Knabe ein fleißiger und lernbegieriger Schüler und zog sich dadurch die Gunst eines reichen Grundbesitzers, des Grafen von Manderscheid zu, der ihn auf seine Kosten auf verschiedenen Universitäten und zuletzt in Padua die Rechtswissenschaften studiren ließ. Er ging aber, nachdem er schon Advokat gewesen, zu der Theologie über und vergaß dabei nicht das Studium der alten Sprachen und die Uebung in der höheren Dialektik. So wurde er ein gelehrter und allmählig auch ein angesehener Mann, der die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich zog und von ihnen zu vielerlei schwierigen Aufträgen verwendet wurde. Ueberall, wo es wichtige Streitfragen zu entscheiden gab, sandte man ihn hin, selbst als geistlichen Gesandten nach Constantinopel, um dort noch einmal die Vereinigung der griechischen und abendländischen Kirche zu versuchen. Obwohl er in diesem bedeutungsvollen Unternehmen scheiterte, so verlor er doch nicht die Gunst seiner Vorgesetzten und wurde schließlich dazu ausersehen, die zerrüttete Klosterzucht in Deutschland herzustellen, was ihm auch zum Theil gelang. Papst Nicolaus V. erhob ihn dafür zum Dank zum Cardinal und Bischof von Brixen und übertrug ihm demnächst als einem vorzüglichen Mathematiker die Bearbeitung der Werke

des Archimedes. Er schrieb darüber viele gelehrte Bücher, gerieth aber wegen seiner freisinnigen Ansichten in Bezug auf naturwissenschaftliche Gegenstände, und wegen seiner fortgesetzten Bestrebungen zur Herstellung einer besseren Klosterzucht mit vielen hohen Häuptern in Streit, erlebte mancherlei Demüthigungen und Kränkungen und starb in tiefster Trauer über die Thorheit und Schlechtigkeit der Menschen, wie man sagt, an gebrochenem Herzen, in Rom. Wir aber, mein Herr, wir hier in Cues, haben das Glück und die Ehre, das große Herz dieses edlen Mannes in einer goldenen Kapsel in unserer Kirche zu besitzen, und hier gehört es auch recht eigentlich her, denn für uns ist Nicolaus Cusanus von viel größerer Bedeutung gewesen, als für irgend einen anderen Ort.

»Und nun komme ich auf unser Hospital zu reden. Aus Anhänglichkeit an seinen Geburtsort und aus Dankbarkeit, daß er hier erzogen, stiftete er meist aus eigenen Mitteln dies Haus, dessen Segen er erblühen sah, noch ehe er starb, was im Jahre 1464 geschah. Mit diesem Hause hat er sich und seiner Menschenliebe das schönste Denkmal gesetzt. Er bestimmte eine große Summe dazu, deren Verwendung nach den festgesetzten Statuten von der königlichen Regierung in Trier beaufsichtigt wird. Ich aber, mein Herr, habe zur Zeit die Ehre, der Verwalter der Cusanischen Stiftung zu sein und so kann ich Ihnen wohl am besten sagen, was dieselbe bezweckt. Und so hören Sie.

»Christus hat, wie Sie wissen, dreiunddreißig Jahre auf dieser Erde als Mensch gewelt und diese Zahl hat Nicolaus Cusanus bei seiner Stiftung im Auge gehabt. Er bestimmte, daß im hiesigen Hospitale stets dreiunddreißig unbescholtene katholische Männer, über fünfzig Jahre alt und gebrechlich oder durch äußeres herbes Geschick verarmt, verpflegt würden, und zwar sollten sechs aus dem Adels-, sechs aus dem Priesterstande und einundzwanzig aus den unteren Ständen dazu erwählt werden. Sie alle mußten und müssen bedürftig sein und keine andere Ruhstätte und Pflege in der Welt besitzen. Sie sollten nicht etwa hier ruhen und sich in Trägheit mästen, wie das leider in vielen Mönchsklöstern geschieht, sondern ein Jeder sollte nach seinen Kräften, seinen Begabungen und seinem Beruf beschäftigt werden. Der Schneider sollte schneidern, der Schuster schustern, der Gärtner den Garten, der Winzer den Weinberg bestellen, gezwungen zur Arbeit aber sollte Niemand und Keiner über seine Kräfte angestrengt werden.

»Zugleich kaufte Nicolaus Cusanus an vielen Orten der Mosel schöne Weinberge auf und so besitzen wir dergleichen in Berncastel, in Graach, in Zeltingen, auf dem Brauneberg und an anderen Orten eine hübsche Zahl, deren Erträgniß unserem Hospital zu Gute kommt. Wie unsere Pfleglinge nun behandelt, beköstigt, verpflegt werden und wie glücklich sie sich hier befinden, davon können Sie sich jederzeit mit eigenen Augen überzeugen, wenn Sie ein Interesse dafür haben. Daß ich aber meinen

Beruf mit ganzer Liebe erfaßt habe und meinen Pfleglingen einen glücklichen Lebensabend zubereiten mich bemühe, um ihnen die Sorgen, die sie früher ausgestanden, aus dem Gedächtniß zu löschen, das weiß Gott, und so habe ich hier, wie Sie sehen, eine schöne Lebensaufgabe zu erfüllen.«

Der Rector, der sich ganz warm gesprochen, schwieg und sah den ihm aufmerksam zuhörenden Fremden freundlich und erwartungsvoll an. Dieser aber blickte mit einem herzlichen Wohlwollen zu ihm auf und reichte ihm dann mit einer nicht zu verkennenden Theilnahme die Hand.

»Ja,« sagte er, »da ist Ihnen ein schöner Beruf zugefallen, denn Arme zu trösten, ihre Leiden zu lindern und sie zum möglichsten Lebensglück zurückzuführen, das ist in Wahrheit eine herrliche Aufgabe, und mir, mein theurer Herr Rector –« und dabei flammte sein Auge lebhaft auf und er sprach die folgenden Worte mit starker Betonung – »ist eine ähnliche Aufgabe im äußeren Leben zu Theil geworden, doch davon sprechen wir heute nicht. Ihr Cardinal aber, den der gütige Gott im Himmel gewiß recht warm gebettet hat, muß ein edler, ein großer, ein wahrhaft menschlich gesinnter Mann gewesen sein und es wäre eine herrliche Sache, wenn viele Cardinäle der heutigen katholischen Kirche seinen Spuren nachfolgen wollten. Wir würden dann mehr Ruhe, mehr Frieden und weniger Kümmerniß in der Welt finden, als wirklich zur

Zeit vorhanden ist. So, und damit wollen wir den heutigen Abend beschlossen und unsere zufällige Bekanntschaft, die mir *sehr* werthvoll ist, eingeweiht haben. Ich höre, daß es im Nebenzimmer still geworden und daß also die Ruhestätte, die Sie mir so gütig dargeboten, bereitet ist. So will ich denn auch Sie Ihrer wohlverdienten Ruhe überlassen. Schlafen Sie wohl und hier nehmen Sie noch einmal die Hand eines Mannes an, der Ihnen und Ihrem Wirken innerlich mehr zugethan ist, als Sie sich vielleicht in diesem Augenblick denken mögen. Gute Nacht!«

Die beiden Männer schüttelten sich warm die Hände und sahen sich mit verständlichem Herzensblick gegenseitig in die Augen; dann führte der Rector seinen Gast in das Nebenzimmer, wünschte ihm eine ruhige Nacht und kehrte still in sein eigenes Zimmer zurück, um sich ebenfalls zur Ruhe zu begeben. Seltsam aber war es dabei, daß er durchaus keine Neugierde verrieth, zu erfahren, wer eigentlich sein Gast sei, denn dieser hatte ihm seinen Namen und Stand auch bis jetzt noch nicht genannt. Entweder war der gute Mann von Natur nicht zur Neugierde geneigt oder er war zu bescheiden, um dieselbe zu befriedigen, was ihm ja gewiß sehr leicht geworden wäre, wenn er es ernstlich gewollt. Nur das Eine war ihm an dem jungen Manne im Laufe des Gesprächs mehr und mehr aufgefallen, und das war sein Dialekt, denn daß er in ihm in der That keinen Deutschen vor sich habe, das war dem gebildeten Geistlichen allmählig ganz klar

geworden; aber auch die Nationalität des Fremden zu ergründen, schien dem braven Manne nicht sehr am Herzen zu liegen, und sich selbst sagte er, als er zur Ruhe ging, daß er noch zeitig genug erfahren werde, wen er heute so gastlich und gern unter sein Dach geführt.

Es ging schon gegen zwei Uhr Morgens und die kurze Juninacht mit ihrem hellblinkenden Sternenhimmel war eben im Verschwinden vor dem allmählig anrückenden Tage begriffen, als der Fremde sich in seinem ihm so freundlich dargebotenen Gastzimmer allein sah. Nur flüchtig und wie von einem ganz anderen Gedanken in Anspruch genommen, blickte er sich in dem hohen schönen Raume um, dann trat er an seine auf einem Stuhle liegende Reisetasche, öffnete sie und nahm einige zu seiner Nachttoilette nothwendige Gegenstände heraus.

Man hätte nun meinen sollen, daß er, der eine so weite Reise an diesem Tage gemacht und bis in die tiefe Nacht hinein munter und geistig beschäftigt gewesen war, den Anstrengungen dieses Tages hätte nachgeben und ohne Säumen das schöne Bett aufsuchen müssen, das ihm mit seinem schneeigen Linnen aus der Ecke des hohen Gemachs einladend genug entgegenblickte, allein dies war durchaus nicht der Fall, er schien vielmehr weder an körperlicher Ermattung zu leiden, noch die Neigung zum Schlaf zu verspüren, was er am deutlichsten damit bewies, daß er sich eine Cigarre anzündete, dann auf dem

Teppich des Zimmers in langsamem Gange leise auf und nieder schritt und mit sich selbst über irgend Etwas zu Rathe ging, was ihm schwer auf dem Herzen zu liegen schien.

Nachdem er aber diesen Gang einige Minuten fortgesetzt, trat er an ein Fenster, öffnete es und blickte in's Freie hinaus, als wolle er dem Kampfe der schwindenden Nacht mit dem beginnenden Tage beiwohnen und zugleich sein Auge an den Schönheiten der Gegend laben, die bei der lichten, draußen bereits herrschenden Dämmerung in ziemlich übersichtlicher Nähe vor ihm ausgebreitet lag. Allein dafür hatte er diesmal keinen Sinn; weder achtete er auf die allmählig lichter und sparsamer werdenden Sterne, noch auf den rosigen Streifen, der gerade vor seinen Augen über den Bergen emporquoll; auch verrieth kein Zeichen in seinen Mienen, daß er sich freue, ein so herrliches Landschaftsbild vor sich zu sehen, nein, sein flammendes Auge blickte vielmehr mit beinahe starrer Aufmerksamkeit nach dem jenseitigen Ufer längs der Mosel hin, wo die letzten Häuser von Berncastel aus den Schatten der Berge hervortraten, und es schien fast, als ob er irgend etwas suche, was er doch, da er hier ganz unbekannt war, gewiß nicht sogleich zu finden hoffen durfte.

Endlich aber blieb sein Auge auf dem Strome haften, der rasch wie immer zwischen seinen ausgewaschenen Ufern dahinschoß, und der, wenn er auch nicht so laut rauscht, wie seit mächtigerer Bruder, der Rhein, doch ein

aufmerksames Ohr bei so tiefer nächtlicher Stille das Rieseln der sich auf einander drängenden Fluthen vernehmen läßt, namentlich dicht am Ufer, wo so viele verschiedene Gegenstände sich seinem Strome entgegenwerfen und seine klaren Wellen in perlenden Wirbeln aufschäumen lassen.

So, nachdem der einsame Beobachter eine Weile stromabwärts geblickt, wandte er sein Auge stromaufwärts und blieb mit einem Male auf den köstlichen Ruinen haften, die sich auf der Höhe des Schloßberges erheben und von längst vergangenen Tagen zeugen, wo die strahlende Burg Landshut, ein edles Zwingschloß der ritterlichen Kurfürsten von Trier, in aller ihrer Glorie auf den rieselnden Strom, die unvergänglichen Berge, auf Städte und Dörfer und endlich auf Weinberge ohne Ende niederschaute.

Wenn wir bei diesem scharfen Hinblick auf die genannte Ruine des jungen Mannes Gesicht einer genaueren Prüfung unterwerfen, so gewahren wir auf der Stelle wieder jenen schon einmal erwähnten Zug der Besorgniß oder wenigstens der Beklemmung, der selbst bei der Unterhaltung mit dem Rector nie ganz aus demselben verschwunden war. Indessen dauerte das herbe Gefühl, welches die Brust des Einsamen erfüllen mochte nicht lange, sein jugendlicher Muth, seine energische Willenskraft erwachten, und bald hob sich seine Brust wieder hoffnungsvoll auf, er schaute wieder heiter vor sich hin, ohne jedoch den Blick von der Ruine abwenden zu können,

als zöge ihn eine geheime und ihn beherrschende Kraft immer von Neuem daraus hin.

Nachdem er sie aber einige Zeit fest im Auge behalten, nickte er befriedigt, und da er sich für überzeugt hielt, daß er das in der Nähe derselben Gesuchte bei dem schwachen Lichte des grauenden Morgens doch nicht finden könne, wandte er sich vom Fenster fort, schloß es und machte sich nun bereit, endlich sein Lager zu besteigen. Und nur wenige Minuten vergingen, so lag er im ruhigsten Schlummer, wie ihn die Jugend glücklicher Weise so oft hat, selbst wenn das Herz von herben Empfindungen und der Kopf von trüben Gedanken erfüllt ist.



Wenn man einen Blick auf eine Specialkarte des Mosellaufs zwischen Trier und Coblenz wirft und die seltsamen, oft wieder rückwärts sich schwingenden Windungen dieses Flusses betrachtet, sollte man da nicht glauben, er sträube und winde sich mit aller Gewalt auf diese Weise, um nur so lange wie möglich zwischen den schönen, bald rothen, bald grauen Felsen und den überall aufstrebenden Weinbergen zu bleiben, und scheue sich, seine klaren Fluthen in den Rhein zu stürzen, der ihn, ein gewaltigerer Kämpfe und Ringer, nach kurzer Gegenwehr in seinem kühlen Schooße verschlingt?

Nein, so seltsam wie die der Mosel, sind wenige Flüßläufe gestaltet, aber auch wenige fluthen an so zahlreichen und mannigfachen Schönheiten vorüber. So ist es

denn kein Wunder, daß ein die Natur liebender Reisender, wenn er diese Schönheiten zum ersten Mal unter günstigen Umständen, das heißt bei guter Witterung und klarer Beleuchtung sieht, davon hingerissen und bezaubert wird.

Das sollte auch unser junger Fremder erfahren, als er etwa um acht Uhr Morgens seinem weichen Lager entstieg und beim ersten Blick aus dem Fenster die Stadt Berncastel und ihre nächste Umgebung, die Berge und den Fluß von goldenem Sonnenglanz überfluthet vor sich sah. O ja, Berncastel liegt an einer der malerischsten Stellen der langen, wie eine vielfach sich ringelnde Schlange dahinfließenden Mosel, und gerade vom Hospital zu Cues aus, dessen Fenster unmittelbar aus den Fluß gehen, hat man den schönsten Blick auf das ganze große Rundgemälde, der damals noch nicht wie heute durch die große Brücke beeinträchtigt wurde, die unmittelbar rechts vom Hospital das diesseitige Ufer erreicht und, obwohl sie den Verkehr zwischen beiden Ufern sehr erleichtert, doch durch ihre Höhe und ihren für die örtlichen Verhältnisse zu colossalen Umfang dem Orte das stille und romantische Gepräge genommen hat, welches er früher besaß.

Gerade vor Berncastel und seiner Umgebung beschreibt die Mosel einen ungeheuren Bogen, der vom Hospital aus weit übersehen werden kann und so viel des Schönen umfaßt, daß eine versuchte Beschreibung nur Einzelnes, unmöglich aber Alles erwähnen kann. Vor sich hat man den leise rieselnden Strom mit seinen Nachen,

seiner Fähre und seinen im Winterhafen drüben vor Anker liegenden größeren Fahrzeugen, die eigenthümlich gestaltet sind und den Handel zwischen Frankreich und den oberen Moselgebieten mit Deutschland, namentlich dem Rhein vermitteln. Am jenseitigen schön geschwungenen Ufer ziehen sich die schönsten Häuser und Kirchen des alten und sich allmählig neu gestaltenden Städtchens mit ihrem ämsigen Verkehr hin. Darüber thürmen sich in schön geschwungenen Linien Berge über Berge, alle fast bis zur höchsten Spitze mit üppig grünenden Rebenstöcken bedeckt. Ein Berg scheint dabei den anderen an Größe, Ausdehnung und Majestät überbieten und ihm auch in der Qualität seines goldflüssigen Productes den Rang ablaufen zu wollen, denn unmittelbar an die Berncastler Berge schließen sich zur Linken die von Graach, Zeltingen und Josephshof an, und rechts erhebt sich, wie schon früher erwähnt, der Schloßberg mit seiner köstlichen Ruine der Landshut, den noch mehr rechts der noch viel höhere Burgkopf überragt, dessen höchsten Gipfel einmal zur Abwechselung eine majestätische Laubwaldung schmückt.

Wölbt sich nun über diesem Allen, wie heute, ein wolkenloser blauer Himmel, strahlt die Sonne golden und warm hernieder, lacht Alles und Jedes das darauf hinschauende Auge an, so muß ein solcher Anblick wohl jedes Herz, wenn es nicht allzu schwer bedrückt ist, erheben und laben, und das that er auch bei unserm jungen Reisenden, der, sobald er sich angekleidet, an's Fenster trat, um den Zauber der vor ihm ausgebreiteten Reize,

die er niemals für so mächtig gehalten, als er sie jetzt fand, auf sein Gemüth wirken zu lassen.

Als er aber eine Weile darauf hingeschaut und wieder die Gegend am Fuße des Schloßberges mit sichtbarem Interesse gemustert hatte, ohne jedoch auch jetzt am Tage zu finden, was er schon bei Nacht gesucht, mußte er seine Aufmerksamkeit von den äußeren Gegenständen ab und auf die Vorgänge in den nahebei gelegenen Räumen des alten Hospitals lenken. Zuerst nämlich hörte er aus der Ferne, halb gedämpft, einen frommen, von Orgelklang begleiteten Kirchengesang bis in sein Zimmer tönen, und er glaubte daraus zu entnehmen, was auch der Fall war, daß die im Hause wohnenden Pfleglinge die Frühmesse hörten, die der Rector wahrscheinlich selbst celebrierte. Bald darauf aber, als der Gesang schwieg, vernahm er im Nebenzimmer ein anderes Geräusch, welches der Diener seines Wirthes verursachte, indem er den Frühstückstisch für denselben und seinen Gast in Bereitschaft setzte. Wenige Minuten später trat Jemand in das Zimmer ein und gleich darauf erkannte er die Stimme des Rectors, der seinem Diener verschiedene Fragen vorlegte und einige Aufträge gab.

Jetzt glaubte der Fremde die Zeit gekommen, wo er sich seinem Wirth wieder vorstellen dürfte und so klopfte er bescheiden an die Thür des Nachbarzimmers; als bald ließ sich auch die Stimme des Rectors vernehmen, welche um seinen Eintritt bat. So waren die beiden Männer im nächsten Augenblick wieder bei einander und

die Begrüßung war von beiden Seiten eine nicht minder herzliche als beim Abschied am Abend zuvor. Aber da blieb des Geistlichen Auge doch etwas länger auf dem Antlitz des Gastes haften, als ob er an ihm etwas Neues oder wenigstens eine Aenderung in seinem Aussehen wahrnehme, auch gab er dieser Wahrnehmung sogleich einen hörbaren Ausdruck, indem er sagte:

»Haben Sie unter unserm Dache nicht gut geschlafen?«

»Wie so?« entgegnete der Fremde. »Ich habe vortrefflich geruht und bin sogar recht froh gestimmt, da ich so eben die köstliche Aussicht bewundert habe, die unmittelbar vor Ihren Fenstern liegt.«

»O ja!« erwiderte der Rector lächelnd. »Aber,« fuhr er sogleich fort, »Sie scheinen mir heute ernster und bedächtiger auszusehen, als gestern Abend. Hat irgend Etwas in Ihrer Umgebung Sie vielleicht gestört oder ist sonst ein Grund vorhanden, der diese Aenderung hervor gebracht hat?«

Der junge Mann erröthete leicht, als er dem spähenden Auge des Geistlichen begegnete, dann aber sagte er freimüthig: »Nein, Herr Rector, mich hat nichts gestört; wenn ich aber wirklich heute etwas ernster in's Leben schaue, als gestern, so kommt das vielleicht daher, daß ich der Aufgabe, der Arbeit, wenn Sie wollen, die mir hier zu erfüllen obliegt, um einen bedeutenden Schritt näher getreten bin, als ich ihr gestern war. Doch – lassen wir das jetzt und beantworten Sie mir lieber eine andere Frage.«

»Gern. Aber können wir nicht unser Frühstück dabei einnehmen? In einer Stunde muß ich leider nach Cues hinüber, wo einer meiner Capläne erkrankt ist, und so muß ich meine Zeit heute Morgen eintheilen, um von Mittag an wieder mein eigener Herr und Ihr ergebener Diener zu sein.«

»Bitte, Herr Rector,« erwiderte der Fremde, während sich Beide am Kaffeetisch niederließen und ihr Frühstück zu verzehren begannen, »ich werde Ihre Gastfreundschaft nicht mehr lange in Anspruch nehmen, denn auch ich habe Geschäfte zu vollbringen. Und so soll meine erste Frage an Sie dahin lauten: liegt der Gasthof zu den Heiligen drei Königen weit von hier entfernt?«

Der Rector sah den Redenden etwas erstaunt an, als befürchte er, seine eben gesprochenen Worte könnten den ihm so angenehmen Gast von seiner Schwelle zu verscheuchen im Stande gewesen sein. »Wie,« sagte er, »wollen Sie mich und das Hospital schon so bald verlassen? Es treibt Sie ja nichts von hier fort und ich würde mich sehr freuen, wenn ich Sie längere Zeit bei mir behalten könnte.«

Der Fremde verbeugte sich höflich. »Ich bedauere sehr,« sagte er, »daß meine Scheidestunde von Ihnen nahe bevorsteht. Ich muß jedenfalls und bald nach dem Gasthof eilen. Ich erwarte dort Briefe zu finden, die für mich wichtig sind.«

»O, wenn es weiter nichts ist, mein lieber junger Freund,« erwiderte der Rector schnell, »so ist das kein

Grund, daß Sie so bald von hier aufbrechen. Wir senden einen Boten hinüber und lassen die Briefe holen.«

Der junge Mann schüttelte freundlich den Kopf. »Nein,« sagte er, »das geht nicht, Herr Rector. Außer den Briefen erwarte ich drüben auch einen Freund, mit dem ich in jenem Gasthof ein Rendezvous verabredet habe, und in Geschäften, namentlich in so wichtigen, wie sie mir hier bevorstehen, pflege ich pünktlich und gewissenhaft zu sein.«

Der Rector bewegte beistimmend das Haupt. »Das ist etwas Anderes,« sagte er, »aber wenn Sie länger am Orte weilen, sehe ich Sie doch häufiger bei mir, nicht wahr?«

Der Fremde sann einen Augenblick nach und indem sein früherer Ernst wieder über seine freundlichen Züge glitt, sagte er: »Ich hoffe und wünsche es auch. Doch nun,« setzte er mit einiger Beklommenheit hinzu, die dem Geistlichen nicht entging, »habe ich noch eine andere Frage, die Sie mir vielleicht beantworten können. Kennen Sie – ja, kennen Sie etwa einen Herrn *van der Myers*, der seit einigen Jahren an der Mosel und in unmittelbarer Nähe von Berncastel wohnt?«

»Herrn van der Myers? O, wer sollte den alten Holländer nicht kennen, wie ihn hier Alt und Jung nennt, obgleich er gewiß Niemandem verrathen hat, daß er wirklich aus Holland stammt. Gewiß kenne ich den, – das heißt,« fügte er mit einem gewissen Rückhalt hinzu, »nur von Ansehen. Ich bin ihm bisweilen hier und dort begegnet, er hat auch vor Jahren einmal mein Hospital besichtigt, aber in nähere Berührung bin ich mit ihm nicht

gekommen, denn er ist ja ein Evangelischer, und, wie Sie sich denken können, führt mich mein Amt in der Regel nur mit meinen Glaubensgenossen zusammen. Ueberdies lebt der alte Herr sehr zurückgezogen. In geselligen Zusammenkünften der Stadt sieht man ihn niemals, nein, in der That niemals, so viel ich weiß.«

»So!« sagte der Fremde nachdenklich und setzte seine geleerte Kaffeetasse langsam auf den Tisch. »Also so still lebt er? Nun ja, ich dachte mir es wohl. Aber wie, wissen Sie sonst nichts von dem so still lebenden Mann?«

Der Geistliche besann sich eine Weile, dann sagte er nachdenklich: »Ja, was sollte ich wohl sonst noch von ihm wissen? Nur wenig, mein Herr. Er lebt, wie gesagt, sehr zurückgezogen auf seinem Weingute, dem Nußhof da drüben – sein Haus können Sie von hier nicht sehen, da es hinter Bäumen versteckt am oberen Moselufer liegt; – er bestellt mit großer Liebhaberei seine mit so gutem Glück angekauften Weinberge, hat vor fünf Jahren sein altes Haus etwas modernisirt und – und sieht nur wenige Menschen bei sich, da er sehr genügsam und mit der Gesellschaft seiner einzigen Tochter vollkommen zufrieden zu sein scheint.«

Ueber das blühende Gesicht des Fremden flog bei diesen Worten eine sichtbare Röthe, die er selbst zu fühlen schien, denn er nahm sein Tuch hervor und schneuzte sich eine Weile darin. Endlich aber sagte er wie nach längerem inneren Kampfe:

»Kennen Sie diese seine Tochter, Herr Rector?«

»O ja, was man so kennen nennt. Ich bin ihr bisweilen auf einem Spaziergange begegnet und da – da habe ich gefunden, daß das Gerücht, welches mir schon lange zu Ohren gekommen, nicht zu viel gesagt hat, wenn es behauptet, daß sie sehr schön sei und zwar von einer ganz eigenthümlichen charakteristischen Schönheit, die ich, der ich mich auf dergleichen nicht verstehe, nicht näher definiren kann.«

Der junge Mann schwieg, als habe er genug gehört und wandte dann das Gespräch auf einen anderen Gegenstand. Plötzlich aber erhob er sich, reichte dem Geistlichen die Hand und sagte:

»Lassen Sie mich meinen heutigen Abschied von Ihnen mit kurzen Worten nehmen. Ich spreche Ihnen meinen herzlichen Dank für die gütige Aufnahme aus, die ich bei Ihnen gefunden habe. Darf ich Sie noch bitten, mir, wenn ich Sie einmal wieder besuchen werde, Ihr Hospital zu zeigen?«

Der Rector hatte sich auch erhoben und hielt die ihm gebotene feine Hand einen Augenblick fest. »Sie werden mir immer willkommen sein,« sagte er warm, »wann und zu welchem Zweck Sie auch bei mir erscheinen mögen. Was aber Ihren Dank betrifft, so nehme ich ihn nicht an, da ich Ihnen einen größeren darzubringen habe. – Also Sie wollen gehen, ja? Nun denn, so sei es. Die Fähre wird in zehn Minuten dort unten abgehen und ich werde Ihre Sachen dahin tragen lassen. Doch was die Lage des Gasthofs zu den Heiligen drei Königen betrifft, nach der Sie vorhin fragten, so liegt er ganz in der Nähe. Sind Sie

am jenseitigen Ufer angelangt, so gehen Sie die Straße gerade hinauf und im dritten oder vierten Hause rechts werden Sie ihn finden. Leben Sie wohl und Gott geleite Sie auf allen Wegen!«

Der Fremde verbeugte sich, dann begleitete ihn der Rector bis an die Treppe, nachdem er seinem Diener den Befehl gegeben, das Gepäck des Herrn in die Fähre zu tragen. Wenige Minuten später stand derselbe am Moselufer und – so sagten wenigstens die Leute im Hospital nachher – er mußte wohl ein reicher und gewiß freigebiger Herr sein, denn er hatte dem ihn führenden Diener beim Abschiede ein ungewöhnlich großes Trinkgeld in die Hand gedrückt. Gleich darauf stand er auf der Fähre und die kurze Fahrt über die Mosel ward, wie es täglich wohl zwanzigmal geschah, auch diesmal rasch und glücklich zurückgelegt.

DRITTES CAPITEL. IN DEN HEILIGEN DREI KÖNIGEN.

Der Gasthof zu den Heiligen drei Königen in Berncastel, der einzige, in welchem nach dem abgelegenen Städtchen kommende Reisende gemächliche Unterkunft und gute Verpflegung finden und der, wenn man den üblichen Reisehandbüchern folgen will, der beste an der ganzen Mosel zwischen Trier und Coblenz sein soll, ist, was sein Aeußeres und besonders seine Lage betrifft, nicht so günstig begabt, wie seine innere Verwaltung gehandhabt wird. Der Wirth, *Johann Peter Gassen* genannt, ein rühriger, gewandter und umsichtiger Mann, ist nämlich bei der Einrichtung und Bewirthschaftung seines

Gasthofes von dem empfehlenswerthen Gedanken ausgegangen, daß alle Reisenden, welche bei ihm einkehren, eben so gern gemächlich und bequem zu wohnen, und so gut und viel zu essen und zu trinken wünschen, wie er selber, und so hat er von jeher seinen Stolz darein gesetzt, in allen diesen Beziehungen von sich sagen zu hören, daß man bei ihm vortrefflich aufgehoben sei.

Was das große Haus selbst betrifft, so liegt es allerdings in einer von der Moselfähre in die höhere Stadt hinaufführenden sehr engen Gasse und ist auch mit seinen massigen Hintergebäuden in ein labyrinthisches Gewirr von kreuz und querlaufenden Gassen und Gäßchen gleichsam eingekeilt. An großen und kleinen Gemächern leidet es durchaus keinen Mangel, aber die meisten Zimmer und vor Allem die durch mancherlei Treppen und Galerien verbundenen Corridore laufen fast wirt durcheinander und es sieht ganz so aus, als ob der Baumeister, der es vor vielen Jahren geschaffen, ein launenhafter Mann gewesen sei und seiner Nachkommenschaft einen sichtbaren Beweis von der winkelreichen Fülle seiner Phantasie und seines Kunstsinnnes habe hinterlassen wollen. So herrscht auch noch jetzt in seinen durch die Enge der Straße, worin es liegt, bedingten, zwar schattigen, aber auch etwas dunklen Räumen ein gutes Stück alter patriarchalischer Zeit vor, wie wir es in den modernen Gasthöfen am Rhein, in der Schweiz und überhaupt in großen vielbesuchten Städten nicht mehr finden, in dessen speist man reichlich, ja mehr als reichlich darin, zwar nicht nach der über alles Maaß gepriesenen feinen

französischen Küche, sondern nach guter alter deutscher Art, das heißt kräftig und schmackhaft, und selbst ein menschlicher Vielfraß könnte sich nicht beschweren, jemals an Peter Gassen's Tafel nicht satt geworden zu sein. Vorzüglich sind, nebenbei gesagt, seine selbst gezogenen und mit wahrer virtuoser Leidenschaft gepflegten Moselweine, vom gewöhnlichen Tischwein an bis zum köstlichsten von allen, dem hochgepriesenen Berncastler Doctorwein hinauf.

Als nun der junge Mann, dessen Bekanntschaft wir in voriger Nacht gemacht, an dem erwähnten Tage Morgens etwa um zehn Uhr in den treppenreichen Flur des alten Hauses trat, während einer der Fährleute ihm seine elegante Handtasche nachtrug, war eben der stämmige Wirth, im bequemen Drillichsommerrock, aus dem Keller heraufgekommen, in jeder Hand zwischen den ausgespreizten Fingern mehrere kleine Flaschen tragend, um sie alsbald am Schänktisch auf dem Flur zu entkorken und sie dann seinen Gästen im Gastzimmer darzubieten, die bereits in Erwartung des kühlen Frühschoppens um den großen blank gescheuerten Tisch von Eichenholz behaglich versammelt saßen. Bevor der aufmerksame Wirth jedoch dies Werk vollbrachte, hielt er erst jede einzelne Flasche gegen das vom Fenster hereinströmende Licht, um mit mehr ernst als heiter blickendem Späherauge sich von ihrer Klarheit zu überzeugen. Erst als er an dieser, wie erwartet, nichts auszusetzen fand, nahm seine bedächtige Miene einen helleren Ausdruck an, denn nun

konnte er seinen Gästen das wohlschmeckende Getränk mit gutem Gewissen verabreichen.

Indessen wollen wir nicht so rasch an Peter Gassen vorübergehen, denn der gute Mann verdient gewiß schon seiner äußeren Erscheinung wegen, daß wir ihn mit etwas schärferem Auge betrachten, namentlich wenn man ein Freund von urgesunden, urkräftigen Gestalten ist, wie man sie am Rhein und an der Mosel noch heutzutage dann und wann antrifft und dabei wohl geneigt ist, nach dieser ihrer äußeren Erscheinung auf ihr Leistungsvermögen in Speise und Trank zu schließen. Ja, Peter Gassen gehörte auch zu jenen hünenhaften Wirthsgestalten, die unser Auge schon mit Behagen erfüllen, wenn wir es bei der ersten Bekanntschaft über sie hinlaufen lassen. In Brust, Leib und Gliedmaßen gleichmäßig kräftig entwickelt, das volle bartlose Gesicht strotzend von gesunder Lebensfülle, mit einem Wort, in mächtigem Stamm und Zweigen einer menschlichen Eiche gleich, zeigte unser guter Wirth in seinen Zügen bei aller ihrer stolzen und ernstesten Mannhaftigkeit doch ein gewisses behagliches Etwas, was Jedermann beim ersten Blick auf seinen rührigen Geist, seine nicht gewöhnliche Bildung und seinen umsichtigen speculativen Wirthssinn schließen ließ aber damit war eine so humoristische, oft in trockene Schalkhaftigkeit ausartende Gutmüthigkeit gemischt, daß man sich augenblicklich sympathisch zu ihm als Wirth hingezogen fühlen und sich selbst auf der Stelle sagen mußte, daß es sich im Hause eines solchen Mannes behaglich leben lassen müsse.

Eben hatte er den vier oder fünf im Gastzimmer sitzenden Stammgästen ihren Schoppen verabreicht, während sein ältester Sohn, der in Gemeinschaft mit ihm das Wirthshausgeschäft besorgte, schon die Gläser dazu aufgestellt, als unser Fremder in das immer kühl gehaltene Zimmer trat und, in dem stattlichen Mann sogleich den Wirth erkennend, mit freundlicher Miene die Frage an ihn richtete, ob er ein gutes Zimmer auf einige Tage bei ihm erhalten könne.

Peter Gassen, der einen ungemeinen Scharfsinn betreff der Taxirung neu ankommender und ihm bisher unbekannter Gäste besaß, zog seine Brille, die er, während er nach dem Keller gegangen, über die Stirn fast bis in die kurzen grauen Haare hinaufgeschoben hatte, auf die Nase herunter, rückte die Gläser dicht vor's Auge und schaute den so bescheiden auftretenden Fremden zwei Secunden lang mit scharfem Auge an. Dann aber, als ihm sein Instinkt gesagt, daß er hier einmal einen sehr feinen Mann vor sich habe, der offenbar kein gewöhnlicher Tourist, noch weniger ein reisender Weinhändler oder Commis sei, nickte er ihm mit freundlichem Gesicht zu und erwiderte kurz, wie er immer sprach:

»Ja wohl, mein Herr, und recht gern sogar. – Traudchen!«

Auf diesen nach dem Corridor hinausschallenden Ruf erschien in wenigen Minuten ein stattliches Mädchen mit klugem, angenehmem Gesicht, die Tochter des Wirths und die Seele seines ganzen Haushalts, in dem sie von früh bis spät in allen Winkeln und in allen Zweigen der

umfangreichen Wirthschaft thätig war. Sie erhielt vom Vater den Auftrag, dem eben gekommenen Herrn durch das Hausmädchen ein gutes Zimmer anweisen zu lassen, denn Kellner gab es in diesem Hause nicht, Vater, Sohn und Tochter bedienten allein die Gäste, und ein halbes Dutzend draller Mägde und im Nothfall zwei Hausknechte oder ein vierschrötiger Küper waren stets zur Hand, überall, wo es etwas zu schaffen gab, auf der Stelle den Befehlen des Herrn zu gehorchen.

Während nun der Fremde einen Augenblick wartete, bis Marie, die also gerufene Magd, kam, um ihm sein Zimmer anzuweisen, wandte er sich noch einmal an den vor ihm stehenden und ihn mit einiger Neugierde betrachtenden Wirth und fragte, ob etwa ein Brief an einen Herrn *Philipp* von Coblenz her angekommen sei, der die Bezeichnung, ›Eigenhändig abzugeben‹, trage.

Der Wirth begab sich sogleich nach dem in einer Ecke des Gastzimmers hängenden Glasschrank, in welchem die einlaufenden Briefe an Fremde aufbewahrt wurden, und fand in der That einen solchen Brief vor, den er nun ohne Weiteres dem jungen Reisenden einhändigte. Dieser nahm ihn mit sichtbarer Freude entgegen, öffnete ihn hastig und las, am Fenster stehend, die darin enthaltenen Zeilen. Der Inhalt derselben mußte aber für ihn von großer Wichtigkeit sein, denn er vergaß es ganz, der an der Thür auf ihn wartenden Magd zu folgen; er setzte sich vielmehr auf einen Stuhl, den ihm der Wirth an's Fenster gerückt, und las den Brief ruhig bis zum Ende durch. Er mußte davon wohl sehr befriedigt sein, denn

als er den Brief wieder zusammenfaltete und in die Tasche steckte, sagte er zu dem noch immer in seiner Nähe stehenden Wirth:

»Ich habe vorher nur *ein* Zimmer für mich verlangt, aber nun brauche ich noch ein zweites für einen Freund, der morgen früh mit dem Dampfboot von Coblenz kommt. Geben Sie mir also wo möglich zwei Zimmer, die dicht nebeneinander liegen. Kann ich die erhalten?«

Der Wirth verneigte sich höflich und bejahte die Frage, nannte dann der draußen stehenden Magd die Zimmernummern, die sie jetzt dem Herrn anweisen sollte, und dieser erstieg nun mit dem hübschen jungen Mädchen die Treppe, die nach den verlangten Zimmern führte.



Wohl eine Stunde mochte der feine junge Fremde, der den Hausbewohnern, obwohl er bis jetzt nur wenige Worte mit ihnen gewechselt, schon jetzt ein an Neugierde streifendes Interesse einflößte, allein auf dem ihm angewiesenen Zimmer sich aufgehalten haben, als er wieder die Treppe herunter kam und auf eine Frage des im Flure stehenden Wirths, ob er vielleicht irgend ein Anliegen habe, kurz äußerte, er wolle nur einen kleinen Spaziergang machen und werde zur bestimmten Speisestunde wieder zurück sein.

»Soll ich Ihnen irgend wohin den Weg weisen?« fragte der höfliche Wirth, dem Gaste bis an die Schwelle der Hausthür folgend.

»Nein, ich danke Ihnen,« lautete die freundlich gegebene Antwort, »ich orientire mich gern selbst und mein Weg wird mich keines Falls in die Irre führen.«

Damit zog er artig grüßend den Hut und ging mit etwas hastigen Schritten die enge Gasse hinauf, die in die obere Stadt führte, deren enge kleine Häuser keine besonderen Reize bieten, aber wegen ihrer an die jäh in die Höhe steigenden Weinberge gelehnten und gleichsam eingenisteten Lage, jedem Fremden doch wohl einiges Interesse einflößen. Indessen schien der junge Mann, den man jetzt Herr Philipp zu nennen berechtigt zu sein glaubte, mit der Besichtigung der engen Bergstadt bald fertig geworden zu sein, denn schon nach einer halben Stunde schritt er eine bergabführende Straße wieder hinab, um, wie er bestimmt glaubte, auf diesem Wege wieder zur Mosel zu gelangen. Auch irrte er sich darin nicht und bald erreichte er ein uraltes Thor und sah vor demselben die Mosel im Sonnenlichte blitzen, denn es war wieder ein schöner, obwohl etwas heißer Tag geworden, wie man deren im Sommer in dem engen Moselthale glücklicherweise so viele hat. Kaum aber hatte er den Fluß erreicht und während eines kurzen Stillstandes einen freundlichen Blick nach dem gastlichen Hospital hinübergeworfen, so schlug er den Weg am Winterhafen vorüber ein und schritt nun dicht am Ufer des Flusses die schöne Fahrstraße entlang, die nach Trier oder wenigstens nach den auf der rechten Flußseite zunächst liegenden Ortschaften führt.

Allein etwas auffallend war es gewiß, daß er, je weiter er auf dieser Straße fortschritt, immer langsamer und behutsamer ging und seine Blicke stets in die Ferne vor sich hin schweifen ließ, als wolle er Alles, was vor und um ihn lag oder zu bemerken war, mit der schärfsten Aufmerksamkeit in's Auge fassen. Die zunehmende Hitze konnte ihn nicht allein zu diesem langsameren Gehen veranlassen, dazu war sie nicht lästig genug und der junge kräftige Mann konnte unmöglich darunter zu leiden haben. Dennoch schritt er, je weiter, um so vorsichtiger vorwärts, bis er, zur Seite links und in die Höhe über sich blickend, bemerkte, daß er die Ruinen der Landshut schon eine kurze Strecke hinter sich gelassen, worauf er plötzlich stehen blieb und einen ihm entgegenkommenden Mann erwartete, als ob er ihm eine Frage vorlegen wolle.

Er war eben vor einem netten, mit grüner Oelfarbe gestrichenen Stacket angelangt, welches sich auf einem zwei Fuß hohen Mauerwerk erhob, als der Mann, ein Arbeiter aus irgend einem Weinberge in der Nähe, ihn erreicht hatte.

»Guten Morgen!« redete ihn der Fremde an. »Können Sie mir vielleicht sagen, wo der sogenannte Nußhof liegt?«

Der Arbeiter nahm die dampfende Pfeife aus dem Munde und verzog sein sonnenverbranntes Gesicht zu einem schelmischen Lächeln, als wollte er sagen: »Sieht denn der Herr den Wald vor lauter Bäumen nicht?« Dann aber sagte er, den ihm gebotenen Gruß erwidern: »Sie stehen ja dicht davor, Herr. Hier mit dem Stacket beginnt

der Nußhof, auf dem der alte Holländer wohnt, und Sie können ihn gleich selber sehen, wenn Sie ein paar Schritte weiter gehen, denn eben ist er aus dem Hause dahinter vor die Thür unter die Nußbäume getreten und auch zwei schöne junge Damen waren bei ihm. Gehen Sie nur getrost weiter, Sie werden die kleine Pforte bald erreicht haben.«

Der Fremde war bei den unerwarteten Worten des Mannes stehen geblieben und sein edles Gesicht hatte sich mit einer jäh aufsteigenden Röthe bedeckt. Auch drehte er sich sofort um, dem erfragten Nußhof den Rücken kehrend, und vergaß sogar dem Arbeiter seinen Dank für die abgestattete Weisung zu sagen, der, ohne sich um den Herrn zu bekümmern, ruhig seinen Weg nach der Stadt fortsetzte.

Dem Fremden selbst aber schien es lieb zu sein, daß der Mann sich nicht noch einmal nach ihm umkehrte, denn ohne noch einen einzigen Blick nach dem Stacket des nun erforschten Ortes zurückzuwerfen und als besorge er, daß man ihn von demselben aus bemerken könne, eilte er viel rascher wieder der Stadt zu, als er sie verlassen hatte, und erst als er die schmale Gasse erreicht, in welcher der Gasthof der Heiligen drei Könige lag, schritt er wieder langsamer und bedächtiger dahin und trocknete sich mit seinem feinen Battisttaschentuch die Stirn, auf der sich urplötzlich reichliche Schweißtropfen zu zeigen begonnen hatten. Und wäre ihm jetzt der luchsäugige Wirth entgegengetreten und hätte ihm in's Gesicht gesehen, so würde er ohne Zweifel den Ausdruck

einer an Besorgniß streifenden Empfindung daraus gelesen haben, wie er sie uns schon mehrmals in der letzten Nacht am Hospitalfenster gezeigt, als er mit heimlicher Aufmerksamkeit den Nußhof, an den sich für ihn wohl ein großes Interesse knüpfen mußte, aus der Ferne gesucht oder später den guten Rector davon hatte reden hören.

Eine Stunde später, Punkt halb ein Uhr, denn so früh ward in den Heiligen drei Königen jeden Tag gespeist, erhielt der Fremde, nachdem er seinen früheren Gleichmuth längst wiedergefunden, hinreichende Gelegenheit, die Producte aus Peter Gassen's Küche und Keller zu prüfen und auch nebenbei die Stammgäste und einige zur Zeit eingetroffene reisende junge Kaufleute kennen zu lernen, die sämmtlich mit beneidenswerthem Appetit die ihnen vorgesetzten leckeren Speisen verzehrten und mit fast unauslöschlichem Durst einen Schoppen nach dem andern von dem guten Tischwein tranken, den die gütige Sonne in der Umgegend von Berncastel in so großer Fülle erzeugt.

Mochte nun Herr Philipp, wie auch wir ihn jetzt nennen wollen, ein im Weingenuß sehr mäßiger Mann sein, oder mochte er sich den vollen Genuß auf den Abend nach ganz vollbrachtem Tagewerke versparen, genug, er machte von der neben sein Couvert gelegten Weinkarte diesmal keinen Gebrauch, sondern trank langsam sein kleines Fläschchen gewöhnlichen Weines leer, mischte

sich weiter nicht in die sich bald anspinnende Unterhaltung der übrigen Gäste und beobachtete nur mit Wohlbehagen den gesegneten Appetit seines Wirthes, der in alter, patriarchalischer Hausweise mitten unter seinen Gästen saß und ihnen mit einem so guten Beispiele in der Vertilgung der vorgesetzten Speisen voranging, daß es kein Wunder war, wenn alle Uebrigen in ähnlicher Weise ihm darin nachzueifern trachteten.

Unmittelbar nach Tisch begab sich der Fremde wiederum nach seinem Zimmer und blieb bis gegen vier Uhr darin, unaufhörlich mit Briefschreiben beschäftigt, wozu er sich die nöthigen Materialien hatte verabreichen lassen. Um die angegebene Zeit aber trat er wieder auf die Straße und schlug den Weg abermals nach der Mosel ein, wo die Fähre eben abgehen und nach dem jenseitigen Ufer übersetzen wollte. Herr Philipp warf nur einen prüfenden Blick auf das mit Menschen reich besetzte Fahrzeug, dann einen zweiten etwas scheueren nach dem so rasch gemiedenen Nußhof hin, und nun erst trat er mit raschem Entschluß auf die Fähre, um einem unwillkürlich in ihm aufsteigenden Triebe zu folgen und dem verehrten Rector in Cues einen Besuch abzustatten.

Der Fremde, der sich den Dienstleuten im Hospital durch sein reichlich gespendetes Trinkgeld bereits unvergeßlich gemacht hatte, wurde sowohl von dem ihm das Thor öffnenden Pfortner, wie gleich darauf von dem Diener des Rectors mit sehr freundlichem Gesicht empfangen und hörte zu seinem Vergnügen, daß der Letztere

soeben einen Spaziergang nach dem Dorfe Cues unternehmen wolle. Er kam auch gerade, als Herr Philipp in den Kreuzgang trat, die Treppe herunter und sichtlich war seine Freude groß, als er den jungen Mann schon so bald wieder seine Schwelle betreten sah.

Ohne sich länger im Hospitale aufzuhalten, als dazu gehörte, dem Gaste die hübsche Kirche mit ihren alten Gemälden von berühmten Meistern, die goldene Kapsel mit dem Herzen des Cardinals, und dann noch die schöne Bibliothek mit ihrem reichen Inhalt uralter Handschriften und seltener Bücher zu zeigen, bestand der Fremde darauf, seinen ehemaligen Wirth auf seinem Spaziergange zu begleiten, und dieser nahm das Angebot dankbar an. Bald schritten die beiden Männer auf einem von Obstbäumen beschatteten Wege nach dem benachbarten Dorfe dahin und der Rector war so freundlich, dem jungen Manne Vielerlei von seinen und seiner Pfleglinge Verhältnissen zu erzählen und ihm so den etwas heißen Weg auf die angenehmste Weise zu verkürzen.

Wäre der gute Rector aber nicht so ganz und gar von seinem Vortrag in Anspruch genommen gewesen, so hätte er wohl bemerken können, daß sein Begleiter, trotzdem er dann und wann durch ein beistimmendes Wort oder eine neue Frage seine Aufmerksamkeit zu erkennen gab, innerlich nicht ganz bei seinen Worten und den von ihm verhandelten Gegenständen sei. Nein, das war er gewiß nicht, vielmehr schweiften seine Gedanken, ohne daß der Redende es merkte, weit von dem Vortrage desselben ab und er kämpfte wiederholt mit sich selber,

ob er den guten Mann, zu dem er mit Recht so schnell ein großes Vertrauen gefaßt, nicht mit Fragen behelligen sollte, die ganz andere Dinge betrafen, als von denen eben die Rede war. Aber da wurde mit einem Male die Aufmerksamkeit des jungen nachdenklichen Mannes durch den Rector selber wieder auf einen ihn sehr interessirenden Punkt gelenkt, denn dieser blieb plötzlich stehen, unterbrach seine Rede und indem er auf das gegenüber liegende Ufer der Mosel deutete, welches man von dem eingeschlagenen Wege deutlich überschauen konnte, sagte er:

»Ah, da fällt mir ein, Sie fragten mich heute früh nach dem Nußhof, welchen Herr van der Myers bewohnt. Da haben wir ihn gerade vor uns. Sehen Sie doch da! Von hier aus praesentirt er sich ganz artig und Sie können sogar, wenn Sie ein gutes Auge haben, bequem die Personen vor dem Hause im Garten unter den Nußbäumen sitzen sehen.«

Der Fremde war bei diesen Worten auf der Stelle unbeweglich stehen geblieben und wandte nur mit wieder stark erröthenden Wangen sein Gesicht nach dem bezeichneten Orte hin. Und richtig, da sah er Alles, was man aus der Ferne von demselben sehen konnte. Hinter dem grünen Stacket, welches ihn heute Morgen so schnell zur Flucht getrieben, ragten zwei gewaltige Nußbäume empor, zwischen denen ein weißgestrichener Tisch und einige Bänke und Stühle standen, auf welchen mehrere Personen verschiedenen Geschlechts saßen. Genaueres aber konnte man an ihnen nicht unterscheiden,

dazu war die Entfernung doch zu groß. Vor den Nußbäumen jedoch war ein sehr sauber gehaltener und mit Rasenstücken geschmückter Gartenraum zu bemerken und im Hintergrunde tauchte das Haus des alten Holländers auf, von dem man indessen, da es von dem Blätterwerk der Nußbäume zum größten Theil verdeckt war, nur die zur Hausthür führende Treppe und zwei nebenan liegende Fenster mit grünen Jalousien wahrnehmen konnte. Unmittelbar hinter dem ziemlich stattlich erscheinenden Hause aber stieg der Fels des Schloßberges und der darüber thronende, wohl an achthundert Fuß hoch ragende Burgkopf auf und es sah von hier gerade so aus, als ob das Haus sich fest an den Felsen lehnte oder gar auf einem Vorsprunge desselben angebaut wäre, was auch in der That der Fall war.

Weiter aber sah man von der Niederlassung drüben nichts; nur die Weinberge, die sie von drei Seiten umschlossen und sich hoch darüber emporthürmten, waren noch zu überblicken und es nahm sich höchst romantisch aus, wie die verwitternden Schloßruinen ihr graues Haupt darüber erhoben, als schauten sie mit trübem Blick in das frische Leben da unten hinein, das schon seit Jahrhunderten aus ihren verfallenen Mauern und ihren öden Fensternischen verschwunden war.

Geraume Zeit blieb der junge Mann auf der eingenommenen Stelle stehen und schaute mit lebhaft athmender Brust und scharf in die Ferne dringenden Augen auf die

Nußbäume und ihre nächste Umgebung hin, dann seufzte er laut auf, wandte sich zum Weitergehen und sagte mit tiefem Gefühl:

»Ich weiß nicht, woher es kommt, daß der Anblick einer solchen Ruine, wie wir sie da über den Nußbäumen ragen sehen, mich immer so ernst und nachdenklich, ja fast trübe stimmt. Man bedauert unwillkürlich, daß so schöne Güter der Erde, wie jenes Schloß einst war, als es noch in aller seiner Herrlichkeit auf diese lachende Gegend herabblckte, nicht dauernder sind, und wider Willen muß man an die Menschen denken, die einst darin gelebt und geschafft haben, wie die jetzt lebenden Menschen in ihrem ihnen zugewiesenen Kreise schaffen und arbeiten. Sie haben freilich die Erde und ihre Gaben genossen, sie haben gelebt und geliebt, wie wir, und doch – ihre Wohnstätten sind zerstört und sie selbst sind dahin, fast ohne eine Spur ihres einstigen Daseins hinterlassen zu haben.«

»O, das will ich doch nicht im Einzelnen gelten lassen, wenn im Allgemeinen auch wahr sein mag, was Sie sagen,« nahm der Geistliche das Wort, der unverkennbar bei den ernstesten Worten seines Begleiters auch ernst und nachdenklich geworden war. »Die Geschlechter, die einst in jenen erhabenen Räumen gewohnt, sind freilich theils erloschen und selbst ihre Namen sind vielfach aus der Welt verschwunden, aber Alles, was sie gethan und geleistet, ist doch nicht mit ihnen zu Grunde gegangen. Denken Sie nur an unsern Cardinal, mein junger Freund. Ist Alles, was er gethan, verschwunden, obgleich er schon

länger als vierhundert Jahre aus diesem Leben geschieden ist?«

»O, wenn Sie von Ihrem Cardinal und seines Gleichen sprechen,« fuhr der junge Mann eifrig fort, »dann haben Sie freilich Recht. Aber Ihr Cardinal stand auf der höchsten Höhe der Menschheit, er übersah die tief unter ihm liegende Welt mit beherrschendem und das Große vorausahnendem Geistesblick, aber das können Sie doch nicht von den Rittergeschlechtern sagen, die einst alle diese zerstörten Burgen bewohnten.«

»Da haben Sie freilich wieder Recht,« sagte der Geistliche sinnend, »sie haben als Spur ihres Daseins fast nur Ruinen hinterlassen, aber auch aus Ruinen kann der denkende Mensch wieder neues Leben entstehen lassen und daran arbeiten wir – das heißt Männer von meiner Denkungsart – ohne Unterlaß. Was folgt aber daraus, daß Menschen wie der Cardinal so hoch erhaben über allem Vergänglichen stehen und was für eine Lehre schöpfen wir selbst daraus?«

»Daß wir ihnen nacheifern und alles Gute vollbringen müssen, was wir in unserm Kreise mit unsern besten Kräften vollbringen können!« sagte der junge Mann mit hoch aufathmender Brust und indem er mit flammenden Augen in das klare Auge des Geistlichen schaute.

»Da sprechen Sie meine Meinung aus,« erwiderte dieser, »und nun bin ich wieder ganz mit Ihnen einverstanden. – Doch nun kommen Sie weiter; da haben wir Cues vor uns, und bald werden Sie die Stätte sehen, wo jener

große Mann als Sohn eines kleinen Winzers das Licht der Welt erblickt hat.«

So schritten sie nun, ihre Blicke auf die ihnen allmählich näher tretenden Gegenstände richtend, dem Dorfe zu, wo der Rector mit einem seiner Kapläne über geschäftliche Dinge eine kurze Rücksprache zu nehmen hatte. Als sie aber nach einigen Stunden von Cues zurückkehrten, war ihre junge Freundschaft unbewußt eine bei Weitem innigere geworden, als sie Beide vor Kurzem gedacht, und das Vertrauen, welches der junge Mann zum Rector gefaßt, war in einem so bedeutenden Wachsen begriffen, daß er an diesem Abend ein Wohlgefühl in sich aufsteigen fühlte, wie er es lange nicht empfunden und wie es ihm in seiner gepreßten Stimmung zu einer wahren inneren Befriedigung gereichte.

VIERTES CAPITEL. EINE ABENDLICHE PLAUDEREI BEIM GLASE WEIN.

In der Gaststube der heiligen drei Könige ging es in der Regel eine Stunde vor der Zeit, wo die Bürger der kleinen Stadt ihr Abendbrod zu verzehren pflegten, am lebhaftesten zu; am gemüthlichsten aber war es daselbst jedenfalls, wenn die Stammgäste sich daraus entfernt hatten und die zufällig zusammengewürfelten Reisenden nun nach dem Abendbrod in Reih' und Glied um den großen Speisetisch in behaglicher Plauderei bei einander saßen und einen Schoppen nach dem andern tranken.

An dem Abend nun, welchen wir hier im Auge haben, erschien der junge Fremde, der sich auf seinem einsamen

Zimmer vielleicht etwas langweilen mochte, schon zu einer Zeit im unteren Gastzimmer, wo man an das Abendbrod noch nicht dachte und wo die Beamten und Bürger des Städtchens, nach vollbrachtem Tagewerke, noch versammelt waren, um bei eifrigem Gespräch ihre übliche Anzahl von Abendschoppen zu verzehren. Und eine angenehme Beschäftigung war es gewiß, wenn man, wie der Fremde es that, nachdem er sich, etwas von den Gästen entfernt, an einer Tischecke niedergelassen, mit Aufmerksamkeit den Appetit oder Durst der Trinker beobachtete, der eigentlich nie abzunehmen, vielmehr mit jeder Minute zu wachsen schien. Mochten nun die Schoppen durch irgend einen geheimnißvollen Vorgang sich von selbst leeren oder durch unsichtbare Geister ausgetrunken werden, genug, alle fünf Minuten mußte Peter Gassen bald hier bald da einen neuen bringen, ohne daß das wohlschmeckende und doch gewiß feurige Getränk die Unterhaltung der harmlosen Versammlung zu einer merklich lauterer oder heftigeren gesteigert hätte. Das Gespräch, welches dieselbe dabei führte, drehte sich meist um das bereits gewonnene vorjährige und das heuer zu erwartende Gewächs, wie sich denn ja die ganze Existenz der Weinländerbewohner um das Erzeugniß ihrer Reben bewegt, ihr Wohlbefinden mit seinem Gedeihen wachsen und ihre übrigen Sorgen darunter mehr oder minder verstummen läßt. Und so wurden denn auch hier allerlei Vermuthungen und Hoffnungen laut, daß man sich, wenn das Wetter so gut und warm bliebe, wie es jetzt sei und mitunter ein sanfter Regen vom Himmel

fiele, auf einen neuen vortrefflichen Jahrgang wohl gefaßt machen könne.

Ueber diesen alle Tage von Neuem erörterten Gesprächsgegenstand, wie über den ewigen Durst der guten Moselbewohner, darf sich aber der Ausländer keinesfalls wundern oder gar glauben, daß diese wackeren Männer, die da eben bei ihrem achten oder neunten Schoppen saßen, der Völlerei oder Trunksucht ergeben wären. O nein, das waren sie ganz und gar nicht, denn eben so, wie man an manchen Orten Norddeutschlands Menschen ihre sechs und mehr Seidel Bier trinken sieht, ohne sie Säufer nennen zu dürfen, so darf man auch hier einen gesunden Menschen, der täglich seine drei Flaschen Moselwein vertilgt, nicht mit diesem grausamen Namen belegen. Nein, an den Weinverbrauch in gesegneten Weinländern, wie am Rhein und an der Mosel, muß man einen ganz anderen Maaßstab legen, als bei uns nüchternen Nordländern. Weiß es der Himmel, woher der Durst der Leute in diesen Weinländern kommt, aber wir machen sehr bald die Erfahrung an uns selber, daß man am Rhein und nun gar an der ungleich weinreicheren Mosel viel mehr Wein trinken kann und sogar muß, als wenn man zu Hause in seinen stillen vier Pfählen sitzt. Liegt es in der Luft dieser herrlichen Thäler, oder an ihrem landschaftlichen Reiz oder an der allgemeinen Stimmung der uns umgebenden Menschen, genug, wir trinken in ihnen doppelt und dreifach so viel Wein als zu Hause, und selten nur werden wir uns eingestehen können, daß wir zu viel getrunken haben. Und bei den Eingeborenen nun gar muß

man annehmen, daß sie den Wein nicht als ein besonderes Reizmittel zur Heiterkeit und Geselligkeit betrachten, wie wir, sondern nur als ein unentbehrliches Nahrungsmittel, an das sie von Jugend aus gewöhnt sind. Denn nicht nur alte Leute und Männer sieht man den Vertilgungskampf gegen die vollen Flaschen vollbringen, nein, auch Frauen und Mädchen, ja selbst die Kinder trinken ihr gehöriges Quantum, wie denn auch der Arme, der seine schwere Arbeit in den höchst gelegenen Weinbergen mit Freude und Lust verrichtet, weil er weiß, daß auch er nach gethaner Arbeit sein bescheiden Theil von dem allgemeinen Segen empfängt, gleich dem niedrigsten Dienstboten im Hause seine Anzahl Schoppen so gut zugezählt erhält, wie jedes andere Mitglied der Familie.

Herr Philipp, der auch seinen Schoppen leichten Weines vor sich stehen hatte und dabei eine seiner feinen Cigarren rauchte, erfreute sich, wie jeder Fremde es thut, wenn er es zum ersten Male sieht, eben so wohl an dem Weindurst der kleinen Versammlung, wie an ihrer nüchtern bleibenden Stimmung; er mischte sich aber in keins der aufgetischten Gespräche und hörte nur aufmerksam zu, mit welcher bedeutsamen Wichtigkeit und Gemüthsruhe über die heurigen Weinpreise und den inneren Gehalt des letzten Jahrganges verhandelt wurde. Als nun aber die Uhr auf halb Acht zeigte, wunderte er sich nicht wenig, als plötzlich alle Gäste wie auf Commando ihren letzten Schoppen leerten und dann Einer nach dem Andern das Gastzimmer verließen, um nach kurz gesprochenem Gutenabendgruß in ihr Daheim zu eilen und das

zu dieser Stunde angesetzte Abendbrod im Kreise ihrer sie schon erwartenden Familie zu verzehren.

Um diese Zeit war nun auch die Abendspeisestunde in den Heiligen drei Königen gekommen und flugs kamen einige Mägde mit Körben und Tragbrettern in das Gastzimmer und im Nu war der große Speisetisch mit dem nöthigen Geräth belegt.

Als nun auch die Speisen aufgetragen waren, die eben so reichlich und gut wie Mittags allmählig aufeinander folgten, trat Peter Gassen an seinen jungen Gast heran, nickte ihm gemüthlich zu und bat ihn, auf demselben Stuhle, den er am Mittag eingenommen, wieder Platz zu nehmen. Ihm gegenüber setzte sich der Wirth selber, ließ aber einen Stuhl neben sich leer, worauf dann wieder einige junge Kaufleute kamen, die schon Mittags an der Tafel Theil genommen hatten. Indessen hielten sich dieselben diesmal nicht lange bei Tisch auf und verließen das Zimmer, sobald sie abgespeist, die Einen vorgebend, daß sie müde seien, die Anderen, um sich auf ihre nächtliche Postfahrt nach Trier oder Coblenz vorzubereiten. So blieben denn zuletzt nur der Wirth, Herr Philipp und zwei alte Herren am Tische sitzen, von denen der eine ämsig in einer Zeitung las, der andere aber bald zu nicken begann und endlich in den weinseligen Schlaf der Gerechten verfiel.

Dies war die Zeit, wo Traudchen, die Tochter vom Hause, nachdem sie alle ihre Wirthschaftsobliegenheiten erfüllt, auch im Gastzimmer erschien und, in der einen Hand ein Glas, in der anderen ihren kühlen Schoppen

haltend, sich auf den leer gebliebenen Stuhl neben ihrem Vater niederließ, um sich nun ebenfalls zu ruhen und an der Unterhaltung der wenigen Gäste theilzunehmen.

Herr Philipp, der bis jetzt noch immer bei seinem ersten Schoppen saß, den er sich schon vor anderthalb Stunden hatte geben lassen, schien in seinen Gedanken mit etwas ganz Anderem als mit Essen und Trinken beschäftigt zu sein, denn er hatte sich den ganzen Abend überaus still verhalten und nur oberflächlich den bisher geführten Gesprächen der Anwesenden zugehört. Auch Peter Gassen war heute nicht so munter und gesprächig wie sonst; auch er schien über Etwas nachzudenken, was ihm schon seit dem Morgen dieses Tages auf der Seele lag. Nur wiederholt und so lange wie möglich richtete er sein kluges Auge auf den ihm gegenüberstehenden Fremden, aus dem er beim besten Willen noch immer nicht klug werden konnte. Dennoch gefiel er ihm sichtlich, obgleich er gerade keinen durstigen Weintrinker in ihm erkannte, ja, gerade die seltsame Enthaltbarkeit, der der junge Mann huldigte und die mit seinem ganzen übrigen Wesen so wohl übereinstimmte, machte ihn mit jeder Minute aufmerksamer auf ihn und er gestand sich selber ein, daß er lange keinen so angenehmen Mann mit einem so intelligenten Gesicht und so feinen Manieren in seinem Wirthshause beherbergt habe.

»Aber wer und was war dieser Mann?« fragte er sich immer wieder von Neuem. Für einen Kaufmann sah er viel zu elegant und fein aus; eine Art fahrender Glücksritter oder Abenteurer konnte er unmöglich sein, dazu war

seine ganze Erscheinung zu edel und vornehm. Für einen Gelehrten ferner sah er zu weltmännisch aus und ein gewöhnlicher Vergnügensreisender war er gewiß auch nicht, denn dazu war er an diesem Tage viel zu unbeweglich gewesen und er hätte, wenn er blos seinem Vergnügen nachgehen gewollt, ja sehr angenehme Partien in die Umgebung machen können, während er doch ganz still zu Hause in der engen Gasse geblieben war. »Ja, was war er also?« wiederholte sich Peter Gassen noch einmal. Ihn nach seinem Stande und Herkommen zu fragen, das ging doch wahrhaftig nicht, das wäre sogar in den Augen des coulanten Wirths ein Verbrechen gegen die Gastfreundschaft gewesen, und einem Reisenden ein Fremdenbuch vorzulegen, das war an der patriarchalischen Mosel nicht Mode, dies Hülfsmittel konnte also auch hier nicht zu Rathe gezogen werden. Ob Fräulein Traudchen sich ähnliche Fragen über den räthselhaften Herrn vorlegen mochte? Wir wissen es nicht, aber wir glauben es gern, denn warum schaute auch sie ihn jetzt, sobald sie sich neben ihren Vater niedergelassen, so oft und aufmerksam an? Ja, das that sie mit gleicher Beharrlichkeit wie ihr Vater, aber sie hielt sich still, trank nur dann und wann einen Schluck von dem würzigen Wein und zog ein Strickzeug hervor, um auch die spätere Abendstunde zu nützen und nicht wie die Herren sich mit Nichtsthun zu beschäftigen, wenn man nicht annehmen will, daß das Rauchen ihrer Cigarren ihnen als eine sehr wichtige Beschäftigung galt.

Herr Philipp dagegen, der wohl merkte, daß die Aufmerksamkeit von Vater und Tochter auf ihn gerichtet war, verhielt sich bei allem Diesem sehr still und horchte nur dann und wann auf das Gespräch, welches sich zwischen dem alten Herrn und dem Wirthe allmählig entspann. Als aber auch dieser letzte muntere Gast sich von seinem Platze erhob, seinen süß schlummernden Nachbar weckte und, nachdem ihm dies gelungen, mit ihm das Gastzimmer verließ, da war es, als ob der junge Fremde von Neuem aufathme und sich nun erst ganz behaglich in dem neuen Verhältniß fühle. Offenbar hatte er nur auf dieses Alleinsein mit seinem Wirthe gewartet, denn kaum hatten sich die beiden letzten Gäste entfernt, so hob er seinen Kopf in die Höhe und sah den Wirth mit einer freundlichen Miene an. Dieser schaute aufmerksam auf, denn daß nun etwas kommen würde, was ihn mit dem Fremden näher bekannt machen mußte, das ahnte der kluge Mann auf der Stelle.

»Wünschen Sie etwas?« fragte er mit höflicher Miene.

Der Fremde, der sich vergeblich nach irgend etwas auf dem Tische umblickte, sagte jetzt mit dem bescheidensten Ton: »Darf ich um Ihre Weinkarte bitten?«

Ehe der etwas schwerfällige Wirth sich von seinem Stuhle erheben konnte, war seine Tochter schon aufgesprungen und holte die gewünschte Karte vom Nebentische flugs herbei, worauf sie dieselbe der schon danach ausgestreckten Hand des Herrn mit einem artigen Knix überreichte.

Dieser las eine Weile in der Karte, dann aber, des Suchens und Wählens müde, legte er sie plötzlich wieder auf den Tisch und sagte einfach: »Ei was, wozu die lange Wahl! Man könnte dabei doch an die unrechte Sorte gerathen. Geben Sie mir also eine Flasche von dem besten Wein, den Sie in Ihrem Keller haben.«

Jetzt erhob sich der Wirth sofort und entfernte sich mit einem Gesicht, das seinen Triumph schon im Voraus zu verkünden schien. Aber nicht darum war er so erfreut, weil er nun noch am späteren Abend an den bisher so langsam und vorsichtig trinkenden Gast eine Flasche seines theuersten Weines absetzen konnte, denn das war dem wohlhabenden Manne sehr gleichgültig, sondern einzig und allein aus Stolz, daß endlich dieser Gast, der ihm so gut gefiel, seinen vorzüglichsten Wein probiren wollte, auf den er mit Recht so stolz war, da derselbe, mit wenigen Ausnahmen, an der ganzen Mosel kaum seines Gleichen fand.

Als Peter Gassen nach wenigen Minuten bedächtigen und doch etwas hastigen Ganges mit der Flasche in der Hand wieder hereinkam und an den Tisch trat, hielt er sie leicht gegen das Licht der Lampe, um ihre Klarheit zu prüfen; dann entkorkte er sie mit einer ganz besonderen Vorsicht und einem ungemein vielsagenden Gesicht, und nachdem er den Kork unter die Nase gehalten und beifällig genickt, und seine Tochter ein besonderes feines Glas dazu aus dem nahestehenden Schrank herbeigeht, goß er den Wein langsam und auf jeden Tropfen behutsam achtend, in dasselbe ein.

Aber da unterbrach der junge Gast das Schweigen mit dem freundlichen Wort: »Bitte, Herr Wirth, einen so guten Wein trinke ich nicht gern allein. Darf ich den Wunsch aussprechen, noch zwei solche Gläser herbeizuschaffen, damit ich Ihnen und Ihrer Tochter mit dem mir noch unbekanntem Gewächs einen guten Nachttrunk zutrinken kann!«

Ohne des Vaters Antwort abzuwarten, ging Fräulein Traudchen mit lächelnder Miene noch einmal nach dem Schrank und bald perlte das gepriesene Naß auch in den beiden herbeigeholten Gläsern. Dann aber stieß der Fremde mit seinem Glase an die beiden anderen ihm hingehaltenen an und nun erst kostete er langsam den ihm schon mächtig entgegenduftenden Wein.

Ja, in der That, goldklar, wie der reinste Topas, sah er in dem geschliffenen Glase aus und dabei duftete er wie das feinste Maienkraut. Lieblich floß er über Lippen und Zunge und wärmte gleich darauf Magen und Herz, um das kreisende Blut alsbald in raschere Bewegung zu setzen.

Als der Fremde das Glas wieder auf den Tisch setzte, sah er die Augen von Vater und Tochter forschend auf sein Gesicht geheftet und er konnte sich nicht enthalten, mit sichtbarem Behagen die etwas schnell ausgestoßenen Worte zu sprechen: »Ja, das ist ein guter, ein köstlicher Wein und ich kann mich nicht erinnern, schon jemals einen wohlschmeckenderen getrunken zu haben. Wie nennen Sie ihn?«

»Das ist der berühmte Berncastler Doctorwein,« erwiderte Peter Gassen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck im Gesicht, denn es spiegelte sich zugleich Stolz, Freude und eine unendliche Befriedigung seines nicht geringen Ehrgeizes darauf ab, denen er auch sofort einen hörbaren Ausdruck gab. »Ja, es ist der Doctor von Berncastel und Sie werden nur wenige Weine auf der Erde finden, die ihm an Güte, innerem Gehalt und Wohlgeschmack gleichkommen. Ha!« Und er ließ wieder einige Tropfen davon über seine Lippen gleiten, schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge und fuhr mit immer zunehmender Lebhaftigkeit zu reden fort: »Ja, das ist ein Wein, und Gott der Herr muß groß und mächtig sein, daß er aus dürrem Holz eine solche Labe hervorgehen lassen kann. Wenn dieser Wein sprechen könnte, mein Herr, so würden seine Worte nur die göttlichste Musik sein, von der alle Welt berückt und entzückt würde, aber leider kann er nur getrunken, will sagen mit Verstand genossen werden, und so muß man diesen Wein nicht Jedem vorsetzen, der Durst und nichts als einen Alles ohne Unterschied der Empfindung verschlingenden Magen besitzt.«

Diese so ernsthaft und feurig gesprochenen Worte zwangen dem jungen Gaste fast ein zweideutiges Lächeln ab, das er jedoch so schnell wie möglich zu unterdrücken suchte. »Sie haben wohl Recht,« sagte er, nachdem er wieder aus seinem Glase genippt, »der Wein ist köstlich und für einen Weinliebhaber und Kenner, wie Sie es sind, mag er wohl alle diese himmlischen und musikalischen

Eigenschaften besitzen, er verdient sie. Aber woher hat er seinen eigenthümlichen Namen?»

»Ha!« sagte der Wirth und lehnte sich gravitatisch in seinen Stuhl zurück, »das ist ein historischer Name, mein Herr, und der Wein hat ihn sich wohl und redlich verdient. Man hat ein hübsches Lied, welches seine ganze Geschichte erzählt, aber da es zum Vorlesen vielleicht zu lang sein würde, obgleich ich es stets hier in meiner Brieftasche trage, so will ich Ihnen in kurzen Worten erzählen, woher der seltsame Name stammt. – Wie Sie gewiß wissen, herrschten ehemals die Kurfürsten von Trier in diesem Lande und hatten hier unmittelbar über uns auf dem Schloßberge ein herrliches Lustschloß, von dem Sie leider jetzt nur noch die grauen Ruinen sehen. Da begab es sich denn vor vielen, vielen Jahren, daß einstmals der hohe Herr in Trier sterbenskrank wurde und nicht genesen konnte, so viele Aerzte auch an sein Bett von weit, weither verschrieben wurden. Da kam der gnädige Herr denn auf den Einfall, nicht in seiner Residenz in Trier, sondern hier auf seinem malerisch gelegenen Sorgenfrei, der Landshut, sterben zu wollen und er ließ sich auf unser Schloß tragen, woselbst er das Leben von seinem Leibe scheiden lassen wollte. Zugleich aber, da er noch nicht alle Hoffnung verloren, wieder gesund zu werden, ließ er öffentlich bekannt machen, daß Jeder, der ihn heilen zu können glaube, getrost zu ihm kommen solle, und gelänge ihm die Kur, so solle er fürstlich belohnt werden.

»Da lag er denn in seinem prächtigen Gemach da oben und stöhnte und seufzte schwer, denn der alte Herr liebte das irdische Leben sehr. Eines Tages nun kam ein altes Bäuerlein zur Burg herauf, ein Fäßchen auf dem Rücken tragend, und verlangte, vor den sterbenden Herrn gebracht zu werden, denn er wolle denselben mit Gottes Hülfe zu retten versuchen, da er ein heilkräftiges Mittel in seinem Besitz habe.

»So wurde er vor den Kurfürsten gelassen und zapfte ihm aus seinem Fäßchen ein Glas Wein, das er ihm zu trinken gebot. Erst ließ er ihn alle Tage eins, dann mehrere trinken, und endlich so viel, als der hohe Herr Lust hatte. Der aber erholte sich zusehends von Stunde zu Stunde, und endlich war er vollkommen genesen und freute sich seines wiedergewonnenen Lebens.

»Da ließ er denn eines Tages seinen Retter rufen und fragte ihn, was das für ein Wein sei, der eine solche Heilkraft in sich trage. Er wolle ihm seinen Weinberg abkaufen und zum Dank den Wein ›Doctor‹ nennen. Der Alte aber, der trotz seines gebleichten Haares noch wunderbar frisch und munter aussah, weigerte sich dessen und erklärte, daß der Herr Kurfürst selber nicht reich genug sei, ihm seinen Weinberg abzukaufen; wenn er aber den Wein ferner trinken wolle, zur Freude seines Alters und als bestes Lebensverlängerungsmittel, dann solle er ihn gegen gute Bezahlung haben, so lange er lebe.

»Darauf ging nun der Kurfürst ein und er lebte, von dem köstlichen Labetrunk alle Tage neu erfrischt, noch lange Zeit. Der Wein aber hatte mit einem Mal eine große

Berühmtheit erlangt und zum Angedenken an die gelungene Kur des hohen Herrn behielt er seinen Namen, den er, wie Sie sehen, noch bis auf den heutigen Tag führt.«

Der Wirth schwieg, sah erst seinen Gast frohlockend an und nippte dann wieder aus seinem Glase, bis es leer war, was seine Tochter ihm alsbald nachthat. Der Fremde aber, der sein Glas auch leerte und die drei Gläser rasch wieder voll schenkte, sagte: »Nun, dem Geschmack nach verdient er gewiß diese Berühmtheit und seine Heilkraft wird er ebenfalls bewähren, wenn man ihn häufiger trinkt. Ich möchte wohl einen größeren Vorrath davon in meinem heimischen Keller haben.«

»Das ist kein frommer Wunsch, wie so viele andere,« erwiderte Peter Gassen, »und er kann Ihnen zur Genüge erfüllt werden. Ich habe noch einen leidlichen Vorrath davon, und will es Gott, wächst mir dieses Jahr wieder ein neuer auf meinem Berge.«

»Wie? Auf Ihrem Berge? Besitzen Sie denn jetzt diesen wunderbaren Berg? Wo liegt er denn?«

Der Wirth richtete sich stolz auf und deutete mit ausgestrecktem Arm in die Höhe. »Dort, mein Herr, in dieser Richtung liegt er und Sie haben gewiß schon auf Ihrem heutigen Spaziergange die lange weiße Mauer bemerkt, die oberhalb der letzten Häuser der Stadt nach Süden hin liegt, gerade vor der Schlucht, die zwischen dem Schloßberg und Stadtberg, genannt der Horst, sich aufthut, da wo das große Kreuz steht. Nun, oberhalb dieser Mauer, die den ganzen Doctorweinberg umschließt, wächst das herrliche Rebenblut, und drei Personen giebt es nur in

der Stadt, die ihn mit Stolz ihr Eigenthum nennen und sich das Wort gegeben haben, ihn nur aus freier Hand und ohne Vermittlung von Agenten zu verkaufen, woraus Sie schon ersehen können, daß alle Weinagenten, die Berncastler Doctor verkaufen zu können vorgeben, nichts als Lügner und Betrüger sind.«

»So. Wer sind denn diese drei glücklichen Weinbergbesitzer?« fragte der Fremde arglos. »Der Eine bin ich, wenn ich so unbescheiden sein darf, mich zuerst zu nennen, aber ich gestehe Ihnen meine Geringfügigkeit bereitwillig ein, indem ich ehrlich bekenne, daß ich nur den kleinsten Theil von dem kostbaren Berge mein Eigen nenne. Der zweite Besitzer ist eine Wittwe und sie hat den größten Theil inne. Der dritte aber, ja – der dritte ist – ein Mann, der erst wenige Jahre unter uns wohnt und doch so glücklich – ja in Wahrheit so glücklich gewesen ist, durch ganz besondere Umstände gleich bei seinem Anzug einen Theil des herrlichen Berges zu acquiriren, auf dem der Doctor wächst.«

»So. Wie heißt denn der glückliche Mann, der diesen Weinberg unter so günstigen Umständen gekauft hat?« fragte der junge Mann mit einem merklichen Anflug von Verlegenheit und doch voller Spannung, wobei sein spähes Auge einen lebhafteren Glanz annahm.

»Je nun,« erwiderte Peter Gassen, das volle Glas wieder an die Lippen führend, »er heißt van der Myers, Jacob van der Myers, und ist ein Holländer von Geburt, der sich erst vor fünf Jahren hier angesiedelt hat, den sogenannten Nußhof bewohnt, aber trotzdem daß er zu unserer

Gemeinde gehört, noch immer ein Fremder unter uns ist, da er sich absichtlich fern von allem Umgange mit uns hält. Und eben deshalb, mein Herr, aus einem anderen Grunde wahrhaftig nicht, gönnen wir eingeborene Berncastler ihm eigentlich jenen schönen Weinberg nicht.«

Herr Philipp hatte diese Worte mit scharfem Ohr vernommen und sie hatten augenscheinlich eine große Wirkung auf ihn ausgeübt. Jetzt hielt er den Kopf gesenkt, und um das urplötzliche Erröthen zu verbergen, das seine blühenden Wangen mit dunklem Purpur färbte, was er wohl selber fühlen mochte, roch er an seinem Glase und trank dann in halber Selbstvergessenheit dasselbe auf einen Zug leer.

»Der Wein schmeckt herrlich,« sagte er nach einer Weile mit etwas heiser klingender Stimme. »Bitte, lassen Sie uns noch eine Flasche davon zukommen, wenn Sie mich für würdig halten, auch, wie weiland Ihr Kurfürst, von meinen Lebenssorgen zu genesen.«

»O, wenn Sie Sorgen haben,« rief der jetzt gutgelaunte Wirth, »so sollen sie bald schwinden, gerade dazu ist der berühmte Doctor da. Traudchen, geh Du nach dem Keller und hole uns noch eine frische Flasche herauf.«

Das Mädchen verschwand mit ihrem elastischen, unhörbaren Tritt, kam aber flugs wieder, um kein Wort von der stattfindenden Unterhaltung zu verlieren, die sie zu interessiren schien, wie denn auch der junge Fremde ihr mit jedem Wort, das er sprach, besser und besser gefiel.

»Ich habe lange keinen Wein getrunken, der mir ein solches Behagen erweckt hätte, wie dieser,« fuhr der Gast

nach kurzer Pause zu reden fort, »und ich weiß nicht, ob ich mehr sein Feuer und seine Kraft oder seine Lieblichkeit und den eigenthümlichen Wohlgeschmack bewundern soll, der Einem aus dem Glase entgegendringt.«

»Ja, ja!« rief der Wirth, aus der eben gebrachten Flasche die Gläser wieder voll schenkend, denn Traudchen war ein guter Kamerad und hielt mit den trinkenden Männern immer gleichen Strich. »Das ist es ja, er hat Alles, was ein Wein nur haben kann, und das nenne ich eben seine Musik, denn Sie müssen wissen, daß ich ein großer Musikliebhaber bin –«

»O, das bin ich auch,« rief nun der Fremde heiter aus, »und ich hoffe, Ihnen das noch beweisen zu können –«

»Oho,« unterbrach ihn der immer mehr auflebende Wirth, »sind Sie vielleicht ein Künstler, ein – ein Musiker?«

Der junge Mann lachte fast fröhlich auf. »O ja,« sagte er, »so etwas bin ich es, doch das wollen wir für's Erste bei Seite liegen lassen. Erzählen Sie mir lieber mehr von dem glücklichen Weinbergsbesitzer im Nußhof, Jacob – ja, wie heißt er doch?«

»Jacob van der Myers, Herr, heißt er. Und ha! von dem könnte man eigentlich sehr viel oder, wenn ich ehrlich sein soll, sehr wenig erzählen, – denn man weiß hier leider nur ganz Oberflächliches von ihm.«

»So. Nun, erzählen Sie nur, was Sie wissen; ich interessire mich für alle Leute, die einmal in ihrem Leben in einen solchen Glückstopf gegriffen haben, wie dieser Mann.«

»Haha!« lachte der Wirth auf, »das war wirklich ein Griff in den Glückstopf, wie man sagt, den er hier vor fünf Jahren that, sonst aber scheint der gute Mann nicht eben an Ueberfluß von Glück zu leiden.«

»Wie so?« fragte der Fremde gespannt.

»Je nun, ich meine nur, wenn man nach seinem Aussehen urtheilen will. Er sieht nämlich nicht gerade erbaut von seinen Glücksfällen aus. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil, mein Herr. Als er vor fünf Jahren hier ankam und mit seiner schönen Tochter, die damals etwa vierzehn oder fünfzehn Jahre alt sein mochte, eine Woche lang bei mir wohnte und späterhin noch einmal so lange, sah er eher aus, als ob er eben einem Schiffbruch entronnen wäre, denn wie Einer, der einen ganzen Sack voller Goldstücke hat. Betrübt wie Jemand, dem sein Haus abgebrannt ist und der kein Dach mehr über seinem Haupte besitzt, kam nie ein Lächeln, nie eine Spur von Freude oder Zufriedenheit auf seinem gelblichen Gesicht zum Vorschein. Auch sprach er nur die nothwendigsten Worte, mochten sie nun an seine Tochter oder an sonst Jemand gerichtet sein, bekümmerte sich um Niemand, zeigte für nichts das mindeste Interesse, und erst als er den Nußhof zu kaufen Gelegenheit fand, lebte er sichtbar auf. Nun ja, das Glück wollte ihm darin wohl, er kaufte ihn billig, und zwar aus guten oder vielmehr für ihn eigentlich aus schlechten Gründen. Dieser Nußhof nämlich stand schon lange unbewohnt und zwar deshalb, weil er von zwei verschiedenen Seiten her, gewiß aus sehr übertriebener Furcht gewisser Menschen mit Hasenherzen, für überaus

gefährdet gehalten wurde. Einmal lag er hart an einem sehr steil abfallenden Berge, wie Sie noch heute sehen können, und es konnten einmal – o was *kann* nicht einmal im Laufe der Zeiten geschehen, wenn das Unglück es will – bei irgend einem bösen Wetter Bergrutschungen entstehen, so daß man die Weinpflanzungen darauf für sehr bedenklich hielt. Sodann aber liegt der Nußhof sehr niedrig – und das ist freilich wahr – und ist somit den Ueberschwemmungen der Mosel im Frühjahr ausgesetzt, obwohl auch dies Unheil den alten Holländer bis jetzt noch nicht betroffen hat. Indeß, er kaufte den Hof trotz aller dieser Befürchtungen, baute das Wohnhaus darin aus, legte sich einen hübschen Garten davor an, kelterte in einem dazu eingerichteten und jetzt leer stehenden Nebenhause einen recht guten Wein, vergrößerte seine prächtigen Felsenkeller alle Jahre und lebte so ganz still und bisher völlig unangefochten darin fort. So ist er also ein Bewohner Berncastels geworden – und das, mein lieber Herr, ist so ziemlich Alles, was ich von dem Manne weiß, den Niemand genauer kennt, wie man auch keine Ahnung davon hat, von wannen er hergekommen ist.«

Herr Philipp hatte dem klaren Bericht seines Wirthes mit großer Spannung zugehört und man sah, wie jedes gehörte Wort ihn auf's Höchste interessirte. Als Peter Gasen aber mit seinem Vortrag zu Ende war, versank er einen Augenblick in Nachdenken, fuhr jedoch gleich wieder mit dem Kopf in die Höhe und ließ die neue Frage hören:

»Aber wie kam er denn zu dem Doctorwein? Das haben Sie mir noch zu sagen vergessen.«

»Ja, wie kam er dazu!« rief der Wirth mit einem etwas unwirschen Aufblick an die Zimmerdecke. »Durch einen reinen und ganz unerhörten, mir jetzt fast unbegreiflichen Glücksfall. Mit einem Wort: Jemand, der einen Theil am Doctorweinberg hatte, war gestorben, und die dummen Erben konnten sich aus Neid und Habsucht nicht über die Theilung einigen. So kam der wunderbare Bergtheil zur Subhastation. Ich selbst, der ihn gar zu gern gehabt hätte, weil er an meinen eigenen Antheil des Berges gränzte, war, nennen Sie es eigensinnig oder thöricht und vielleicht war es Beides, und wollte leider nicht die Hälfte von Dem geben, was er werth war, weil ich vor vielen Jahren meinen Antheil noch viel billiger gekauft. Nun, der Mensch ist manchmal zu seinem eigenen Schaden so dumm! Das war eben die Zeit, wo der alte Holländer hier ankam. Er hörte davon, kostete den Wein, überbot mich um eine Kleinigkeit und – wupp! schnappte er mir den Berg vor der Nase weg!«

Die Geberden, die der erzählende Wirth dabei machte, waren so komisch, daß der Zuhörer sich des Lächelns nicht erwehren konnte, ja, er lachte sogar einmal heiter auf. »Nun,« sagte er dann, »und da sind Sie ein bischen eifersüchtig auf den Holländer geworden und sehen ihn auch heute noch nicht mit günstigen Augen an, wie?«

»O, was denken Sie, Herr! Doch Sie kennen ja den Peter Gassen noch nicht. Ich eifersüchtig oder etwa gar

mißgünstig? Nein, das Eine bin ich nur einmal in meinem Leben auf meine verstorbene Frau und das Andere niemals gewesen. Ich trage Niemandem etwas nach, und warum?« Und hierbei richtete er sich mit männlichem Stolz in die Höhe: »Darum, weil ich es nicht nöthig habe. Gott hat mich hinreichend gesegnet, ich habe, wenn auch keinen Ueberfluß, doch genug an allem Guten und damit bin ich zufrieden. Basta!«

Eben als er das letzte Wort gesprochen, kam sein Sohn herein und bat ihn, einmal nach dem Hinterhause zu kommen. Der alte Herr stand sogleich vom Stuhle auf, trank sein Glas Doctorwein leer und folgte mit behendem Schritt dem Sohn, der wahrscheinlich eine Wirthschaftsangelegenheit mit ihm zu besprechen hatte.

So saß denn also der junge Mann mit Fräulein Traudchen allein in dem stillen großen Gemach und er mochte den Zeitpunkt für günstig halten, noch mehr über den ihn interessirenden Gegenstand zu erfahren. Auch legte er dem arglosen Mädchen sogleich verschiedene Fragen in Bezug auf die Familie und die Lebensweise des Holländers vor und Traudchen war willig genug, ihm Alles zu erzählen, was sie selber wußte.

»Ja,« sagte sie, »ein sonderbarer und eigentlich ungreiflicher Mann ist Herr van der Myers gewiß und Niemand von uns hat weder in sein Haus und die Vorgänge darin, noch weniger in sein Herz geschaut. Er scheint, wofür ihn auch Alle halten, außerordentlich menschen-scheu zu sein und jeden Verkehr zu vermeiden, so viel er kann. So lebt er nur in seinem Hause und in seinen

Weinbergen, und tagelang bringt er in denselben zu, ohne mit Jemandem ein Wort zu sprechen. Ob er sich in dieser Zurückgezogenheit glücklich fühlt, weiß ich nicht, aber ich glaube es kaum, denn er sieht wahrhaftig nicht so aus, wie Ihnen mein Vater schon gesagt. Im Gegenteil, es ist mir immer so vorgekommen, wenn ich ihm einmal begegnete und ihn betrachtete, als ob ihm etwas schwer auf dem Herzen läge, irgend ein Kummer oder ein großer Schmerz. Und den hört man ihn oft Abends laut und verständlich aussprechen –«

»Wie?« unterbrach sie der Gast, »er spricht darüber und laut?«

»Verstehen Sie mich recht,« fuhr Traudchen lebhaft fort, »ich meine nicht mit Worten, denn die hat wohl noch Niemand von ihm gehört, sondern durch Töne, musikalische Töne, die man fast jeden Abend aus dem einsamen Hause erschallen hört. Seine Tochter nämlich, bei der jetzt auch eine musikalische Nichte zum Besuch ist, spielt sehr gut Klavier und singt auch mit ihrer Cousine dazu, und das klingt gerade so schön, als ob zwei Moseleurleys alle Welt zum Zuhören verlocken wollten. Bisweilen auch begleitet sie der Alte auf seinem Waldhorn, wenn er es nicht allein bläst, und darin ist er wahrhaft ein Meister. Ja, das können Sie glauben und Sie sollten es nur einmal hören, wenn er sich an manchem stillen Abend von einem Knecht langsam auf der Mosel herumrudern und seine wunderbaren Töne, die er dem Instrumente entlockt, an den Bergen widerhallen läßt. An solchen Abenden lauscht die ganze Nachbarschaft, bis in die

Mitternacht hinein und mir selbst sind schon die Thränen in die Augen gekommen, wenn ich dies schwermüthigen Melodien gehört, die oft wie bange Seufzer über das Wasser schallen.«

Die Erzählerin schwieg, aber ihr Zuhörer auch und er hatte den Blick vor sich auf die Tischplatte gesenkt und drehte unwillkürlich sein Glas mit der rechten Hand immer im Kreise herum. Sein Gesicht hatte dabei einen ganz eigenen Ausdruck angenommen und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob er sich über das eben Gehörte im Innern freute oder ob er einen schmerzlichen Eindruck davon in sich aufgenommen habe. Plötzlich aber raffte er sich aus seiner brütenden Haltung auf und fragte gleichsam zufällig:

»Bei alledem ist er doch wohl ein wohlhabender Mann?«

Traudchen zuckte die Achseln und sagte dann: »Ja und nein, wie man es nehmen will, und so eigentlich weiß es auch Niemand genau. Den Nußhof hat er allerdings baar bezahlt, das weiß ich gewiß und kein Pfennig Schulden haftet daraus. Besonders splendid aber lebt er wahrhaftig nicht und da er keine Gesellschaften giebt, wie er auch keine besucht, so kann er nach Außen hin keinen Luxus treiben. Wagen und Pferde hält er sich auch nicht, er lebt ja stets nur im Hause, und obwohl seine Tochter immer sehr fein und modern gekleidet geht, so sieht man ihn selber fast nur in seinem Hausrock einherschreiten und sein Hut stammt gewiß noch aus einer sehr alten Zeit, denn er hat eine so breite Krempe, wie sie hier Niemand

mehr trägt. – Aber da fällt mir eine seiner besonderen Eigenheiten ein,« fuhr die Redende nach kurzer Pause fort, »die uns schon oft lachen gemacht hat, und die betrifft den Absatz seines Weins. So viel ist gewiß, er hat seinen Keller immer voll und es scheint fast, als ob er ihn mehr zu seinem Vergnügen hielte als zum Verkauf. Und allein trinken kann er ihn doch nicht. Aber nicht Jedermann ist so glücklich, ihm ein oder das andere Fuder abzuhandeln und namentlich mit seinem Doctor geht er sehr vorsichtig um. Ob das nur eine Schrulle oder ein Mangel an kaufmännischem Geschick ist, weiß ich nicht, und daraus möchte man eben schließen, daß er nicht des Erwerbes wegen seine Weinberge so fleißig bestellt.«

Der Gast nickte, als habe er jetzt genug über den alten Holländer gehört und eine Weile stockte das Gespräch. Plötzlich aber richtete er sich wieder in die Höhe und nachdem er sich und seiner Nachbarin ein neues Glas voll Wein eingegossen und von dem seinigen einige Male genippt, fragte er mit einem tiefen Athemzug, der etwas beklommen klang:

»Können Sie mir nichts von der – der Tochter dieses sonderbaren Mannes erzählen?«

»O ja,« erwiderte Traudchen rasch und man merkte ihr an, daß sie das Folgende gern sprach und daß sie selbst einen herzlichen Antheil an der fraglichen Person nahm, »von der kann ich Ihnen so Manches sagen und ich thue es mit Freuden, da ich das reizende Mädchen herzlich lieb gewonnen habe. Sarah van der Myers, so heißt sie nämlich, ist ein wunderbar schönes Geschöpf,

obwohl von einer ganz anderen Art, als unsere hübschen Mädchen sind. Sie ist nicht sehr groß, aber schlank und schön gewachsen. Einen Teint hat sie, wie ich nie einen gesehen, so klar und durchsichtig und rosig angehaucht und doch ist er beinahe gelblich und dabei so glatt, als ob ein zartes Wachs über das ganze Gesicht gegossen wäre. Ihre Haare sind merkwürdig schwarz und nur wenig gelockt, aber ungemein kräftig entwickelt, und ihre Zöpfe reichten ihr schon vor fünf Jahren beinahe bis in die Kniekehlen hinab, wenn sie sie Morgens im Zimmer hängen ließ. Ihre Augen sind wunderbar dunkel, außerordentlich glanzvoll und beinahe glühend, und doch ist das ganze Wesen von einer fast taubenartigen Unschuld und in Gebärde und Sprache mit einem solchen Liebreiz begabt, daß sie uns, als sie wochenlang bei uns wohnte, und sie war damals höchstens vierzehn Jahre alt, den trüben Vater fast ganz vergessen machte. – Aber was haben Sie?«

Der junge Mann war während dieser Beschreibung unruhig auf seinem Stuhle hin und hergerückt und seine Wangen hatten sich wieder mit einer fast glühenden Röthe bedeckt.

»Ich habe nichts,« sagte er abwehrend, »nur gefällt mir Ihre Schilderung sehr. Fahren Sie nur darin fort.«

»Ja, was soll ich denn nun noch sagen,« fuhr Traudchen fort, »ich habe sie Ihnen ja ganz genau beschrieben. Doch ja, etwas kann ich doch noch hinzufügen. In den fünf Jahren, wo sie in Berncastel wohnt, hat sie sich noch viel mehr entwickelt und ist in Wahrheit ein bezauberndes Fräulein geworden. Jedesmal, wenn ich ihr

zufällig auf einem Spaziergange in den Bergen begegnete, und an anderen Orten sah ich sie niemals, da sie wie ihr Vater keine Gesellschaften besucht, war ich von Neuem über die Schönheit ihres Gesichts und die Vollkommenheit ihrer Gestalt erstaunt. Ich habe dann zwar stets nur wenige Worte mit ihr gewechselt, aber sie war immer gleich lieb und gut und gerade noch so kindlich mild und taubenhaft sanft, wie vor fünf Jahren, wo ich wohl stundenlang mit ihr geplaudert habe, wenn ihr Vater ausgegangen war, um seinen Gutskauf zu betreiben. Damals sprach sie weit besser Holländisch als Deutsch, aber in der Zeit hat sie das Letztere vortrefflich gelernt und, wie man sagt, – der alte Küper des Herrn hat es uns erzählt – soll ihr Vater fast immer Deutsch und nur selten Holländisch mit ihr reden. Auch das Englische verstand sie damals sehr gut, aber ich kann das nicht genau beurtheilen, da ich es selbst nicht verstehe. Auch in anderen Fächern ist sie sehr bewandert. Nicht allein, daß sie sehr hübsch singt und Klavier spielt, zeichnet sie auch allerliebste und man hat sie öfters auf verschiedenen Berghöhen sitzen und die Gegend mit Wasserfarben abbilden gesehen. So, das ist aber auch Alles, was ich von ihr weiß und Sie werden hoffentlich damit zufrieden sein.«

Der junge Mann nickte lächelnd und sagte: »O ja, das bin ich auch und ich danke Ihnen recht sehr für Ihre treffende – wollte ich sagen, für Ihre ausführliche Beschreibung. – Haben Sie vielleicht auch ihre Cousine schon gesehen, die, wie mir der Herr Rector drüben erzählt hat, jetzt im Nußhofe zum Besuch sein soll?«

Traudchen nickte fröhlich mit dem Kopf. »O ja,« erwiderte sie hastig, »die habe ich auch gesehen und die sieht man oft, wenn sie verschiedene Geschäfte in der Stadt besorgt oder nach der Post geht und einen Brief abgibt, denn Briefe schreiben und empfangen soll sie sehr viel.«

»Woher wissen Sie denn das?« fragte Herr Philipp mit gespanntem Gesichtsausdruck.

»Das hat mir der Briefträger erzählt, mein Herr, und Sie können sich wohl denken, daß dergleichen in einer so kleinen Stadt, wie Berncastel es ist, nicht lange verborgen bleibt. Nun ja, Fräulein Johanna van der Hooche, so heißt die Cousine, ist auch eine Holländerin und ebenfalls sehr hübsch, aber von einer ganz anderen Art als Sarah van der Myers. Sie ist eine kleine bewegliche Brünette von etwas voller Gestalt, hat aber Augen, so groß und blau, wie man sie selten bei Frauen sieht. Auch muß sie von einer sehr lebhaften Gemüthsart sein, denn im Hause, so sagen die Dienstleute, trillert und flötet sie den ganzen Tag und immer ist sie lustig oder wenigstens heiter, so daß sie den alten Holländer zuerst ganz aus den Fugen gebracht und endlich zu einem ganz anderen Manne gemacht hat. Er soll nämlich, seitdem dieser Besuch in seinem Hause ist, viel gesprächiger und lebhafter geworden sein und ich kann mir wohl denken, daß ein Mädchen, wie diese Johanna, ganz dazu geschaffen ist, Sonnenschein in ein Haus zu bringen, in dem früher nur zu viel Schatten und Dunkelheit lag.«

Traudchen schwieg und der junge Mann wollte eben einige Worte erwiedern, als Peter Gassen wieder hereinkam, die beinahe leer getrunkene zweite Flasche gegen das Licht der Lampe hielt und sagte:

»O, von der habe ich nicht viel abgekriegt. Traudchen, hole uns noch eine aus meinem Privatkeller, Fünfundsechsziger; Du weißt, wo er liegt. Ich muß mein Theil auch zu der heutigen Doctorpromotion liefern und – ich dulde keine Opposition, Herr – Herr Philipp.«

Traudchen war schon davon gesprungen und in wenigen Minuten kam sie mit der eiskalten Flasche zurück, entkorkte sie eigenhändig und ließ das köstliche Getränk mit wunderbarer Geschicklichkeit in die drei Gläser perlen.

Der Erste aber, der diesmal sein Glas ergriff, war der Gast. Er hielt es gegen die beiden anderen Gläser hin die gleich darauf, mit dem seinigen zusammengestoßen, einen hellen Klang von sich gaben, und sagte mit übersaus heiterer Miene, wozu der Doctor wohl nicht das Wenigste beigetragen haben mochte:

»Herr Gassen und Sie, mein Fräulein, es gefällt mir bei Ihnen sehr wohl und ich bin mit den Errungenschaften des ersten Tages überaus zufrieden. Wenn ich auch nicht viele Tage bei Ihnen bleibe, so hoffe ich doch, daß wir bald recht gute Freunde werden, und an Ihren Keller werde ich in kurzer Zeit einen größeren Anspruch erheben. Auf unsere junge Bekanntschaft also und auf Ihre Gesundheit, Herr Gassen und mein Fräulein!«

Der Wirth verneigte sich eben so dankbar wie erfreut, und jetzt sah man ihm an, daß der Fremde ihm noch viel besser als vor einigen Stunden gefiel. Traudchen dagegen erröthete schalkhaft, stieß mit ihrem Vater auch herzhafte an und dann trank sie mit vollem Bewußtsein, daß sie etwas Vorzügliches trinke, in vorsichtigen Zügen ihr Glas leer, wie es auch die beiden Männer thaten, worauf Peter Gassen rasch sie wieder füllte, indem er scherzhaft sagte, daß er eine unbeschreibliche Antipathie eben so gegen die leeren wie die vollen Gläser hege. Bald darauf aber erhob sich der Gast, und sich schon zum Rückzug nach seinem Zimmer anschickend, fragte er nur noch: »Wann kommt das Boot von Coblenz morgen früh, womit ich meinen Freund erwarte?«

»Auf die Minute kann ich es Ihnen nicht angeben,« erwiderte der Wirth, »aber zwischen neun und zehn Uhr erwarte ich es bestimmt, da es um sechs Uhr morgen Abend in Trier sein muß.«

»So wünsche ich Ihnen eine gute Nacht!« sagte der Fremde, reichte erst dem Wirth, dann seiner Tochter die Hand und folgte letzterer auf den Flur, wo sie ein Licht anzündete und es einer Magd gab, die den Herrn, wie es in diesem Hause einmal hergebrachte Sitte war, nach seinem Zimmer führte.

FÜNFTES CAPITEL. EIN SPAZIERGANG NACH DER RUINE DER LANDSHUT.

Die Stunde der Ankunft des Dampfers, der wöchentlich dreimal von Coblenz nach Trier und eben so oft

zurückführt, war am nächsten Morgen endlich herangerückt und die Ungeduld Herrn Philipps, mit der er seinen ihm brieflich angekündigten Freund erwartete, sollte also bald befriedigt werden. Die Ankunft eines solchen Bootes an der Landungsbrücke pflegt aber in dem kleinen abgelegenen Städtchen immer einige Bewegung und Aufregung hervorzurufen, denn dasselbe vermittelt ja zur günstigen Jahreszeit, das heißt, wenn die Mosel für große Fahrzeuge schiffbar ist, seinen Hauptverkehr mit den größeren Nachbarstädten, wie überhaupt mit allen unmittelbar an der Mosel gelegenen Ortschaften und Niederlassungen.

Wohl schon länger als eine Stunde vor der Ankunft des Dampfers werden daher Fässer und Kisten, mit Wein und anderen Dingen gefüllt, an das Ufer gefahren; Geräth und Gepäck aller Art, das in's Weite wandern soll, wird aufgestapelt, und eine Menge Neugieriger sammelt sich um diese Stunde in der Nähe der Landungsbrücke, um die etwaigen Reisenden ankommen zu sehen, die immer, wenn auch nur aus kurze Zeit, einige Abwechslung in das monotone Leben des Ortes bringen. Sobald aber das stromaufwärts langsam heranschaufelnde Boot, nachdem es das benachbarte Graach passirt, von dem wachhaltenden Schiffer signalisirt ist, wird die Botschaft nach den Heiligen drei Königen gebracht und nun rüstet sich der Wirth derselben, der zugleich der am Orte wohnhafte Agent für die Dampfschiffahrtsgesellschaft ist, zu seiner nicht gar zu sauren Amtsverrichtung, namentlich wenn das Wetter, wie es an diesem Tage war, ein

sommerlich angenehmes ist. Nicht mehr im grauen Leinwandröckchen, wie er es gewöhnlich im Hause trägt, erscheint er jetzt, sondern im feinen städtischen Kleide, den breitrandigen schwarzen Filzhut auf dem Kopf und sein Geschäftsbuch unter dem Arme, und mit gravitätischen Schritten begiebt er sich an die Mosel, um seiner Pflicht obzuliegen und dienstlich mit dem Conducteur des Schiffes zu verkehren.

So geschah es auch diesmal, nur war er heute von dem jungen Fremden begleitet, der in seinem Hause wohnte und dessen blühendes Gesicht von Freude strahlte, da er ja gewiß war, seinen Freund, den er mit großer Spannung erwartete, nun in der That bald begrüßen zu können. Er sollte sich darin auch nicht getäuscht haben, denn als das schwer herankeuchende Schiff, das bereits seinen Dampf abließ und eben seine weithin tönende Glocke erschallen ließ, sichtbar ward und allmählig näher kam, sah man einen jungen hochgewachsenen Mann mit blondem Haar, der eine ähnliche Reisekleidung wie Herr Philipp trug, diesen von Weitem mit Hutschwenken begrüßen, da er ihn mit seinem scharfen Auge unter den am Ufer Stehenden schon längst erfaßt hatte. Außer ihm befanden sich nur noch wenige Passagiere an Bord, denn stromaufwärts dauert die Fahrt von Coblenz nach Trier zwei ganze Tage und die begüterten Reisenden ziehen es deshalb meist vor, den Weg nach den kleinen Städten, die sie zu besuchen haben, mit eigenem Gefährt oder, wenn sie nur

einfache Commis kleiner Häuser sind, mit der Post zurückzulegen, obwohl auch diese letztere wegen der vielen hohen Berge oft große Umwege machen muß und mit ihren Fahrten einen unliebsamen Aufwand von Zeit in Anspruch nimmt.

Während das große Schiff nun an der Brücke festgelegt wurde, tauschten die beiden Männer schon einzelne Worte aus und versicherten sich ihres besten Wohlbefindens; kaum aber waren die Laufplanken zwischen Schiff und Land hergestellt, so sprang der blonde Reisende mit sichtbarer Hast darüber fort und bald lagen seine Hände in denen des Freundes, die sich ihm schon verlangend entgegenstreckten.

»Wo hast Du Dein Gepäck?« lautete die erste Frage nach der beendigten Begrüßung Seitens Herrn Philipps.

Der Freund deutete auf eine kleine Reisetasche, die an einem Riemen über seiner Schulter hing, und dann auf seinen zusammengerollten Oberrock, den er nebst einem Regenschirm in der Hand trug, und versetzte in heiterster Stimmung:

»*Omnia mea mecum porto*, mein Lieber. Was ich in den nächsten paar Tagen gebrauche, habe ich hier, und das Uebrige, nun, das kommt bald nach, wie Du hören wirst, sobald ich nur aus diesem krähwinklerischen Gewühl heraus bin. Komm und laß uns alsbald nach Hause gehen. Du hast doch den richtigen Gasthof getroffen?«

»Gewiß,« erwiderte der Freund und nahm dem Reisenden freundlich den Oberrock vom Arm, was dieser sich, ohne besonders darauf zu achten, gefallen ließ, da

seine Gedanken wahrscheinlich auf ganz andere Dinge gerichtet waren. »Folge mir nur, wir haben nur wenige Schritte nach meinem und jetzt auch nach Deinem Hause.«

Der blonde Ankömmling hing seinen freigewordenen Arm in den des Freundes und drückte ihn vertraulich und zufrieden an sich heran, wobei sein blühendes, mit einem kleinen Schnurrbart geschmücktes Gesicht, während seine Wangen ganz bartlos waren, einen ungemein freudigen Ausdruck annahm. Aber so kurz der Weg nach den Heiligen drei Königen auch war, wo der früher Angekommene den neuen Gast gleich in sein kühles Zimmer zu führen gedachte, so ließ es die diesem inwohnende Lebhaftigkeit doch nicht zu, bis dahin ganz zu schweigen, und einmal sogar stand er, den Gang des Freundes ebenfalls hemmend, still und sprach mit fast sprudelnder Hast:

»Glück auf, Philipp, Glück auf, ja, und nun laß alle Deine Sorgen fahren! Ich bringe Dir unerwartet günstige Nachrichten, sowohl von Hause wie von Coblenz, wo alles Erforderliche zu Deiner Verfügung bereit steht. Versteh mich wohl – Alles steht gut, sage ich, Alles ist in bester Verfassung, wie Du es nur wünschen kannst, und nun komm rasch nach unserer Wohnung, da will ich Dir alle meine Neuigkeiten der Reihe nach vom Anfang bis zum Ende erzählen. Doch halt! – Eins muß ich Dir doch noch auf der Stelle sagen, nur will ich erst eine Frage vorausschicken. Hast Du vielleicht durch einen günstigen Zufall Johanna gesehen?«

Der Freund lächelte matt. »Nein,« versetzte er, »keine Spur habe ich von den lebenden Bewohnern des Nußhofs wahrgenommen, wenigstens nicht anders als aus weiter Ferne, dort jenseits der Mosel, wo ich gestern zufällig mit einem Manne spazierte, von dem ich Dir auch noch Einiges zu berichten haben werde. Auch durfte ich mich ja nicht in die Nähe Johanna's wagen, es hätte mich dann ja auch leicht ein Anderer sehen können, was ich vor allen Dingen vermeiden mußte. So bin ich nur wie ein Dieb in der Nacht um unsern lieben Taubenschlag herumgeschlichen, habe mir höchstens die Lage des Ortes gemerkt und außerdem auch einige Erkundigungen über seine Bewohner eingezogen.«

»So. Hm! Ja, das habe ich auch kaum anders erwartet. Doch nun höre weiter, ich will, ich muß hier gleich von Johanna sprechen. O Philipp, was ist das für ein wackeres, kluges und zu allen wichtigen Dingen brauchbares Mädchen! Du kannst Dir gar nicht vorstellen, was sie bereits Dir und mir ganz im Stillen Gutes gethan hat. Du solltest nur ihre letzten Briefe lesen, mit denen sie mich reichlich bedacht hat, und die Schilderungen darin, die sie von den betreffenden Personen und allen Verhältnissen und Umständen, in denen sie leben, entwirft. Und dabei ist sie unendlich thätig in der Aufklärung der That-sachen und Verhältnisse in Bezug auf Dich gewesen, gegen den Vater sowohl wie gegen die Tochter, und wie der erprobteste Pionier hat sie uns einen vortrefflichen Minengang gegraben, vden wir nur ruhig zu verfolgen

brauchen, um die Festung – Du weißt, was ich darunter verstehe – in unsere Gewalt zu bekommen.«

Der Freund lächelte freudig, bald aber nahm sein Gesicht wieder einen ernsteren und fast wehmüthigen Ausdruck an und er sagte, indem er sich plötzlich, wie durch eine innere Bewegung dazu getrieben, der holländischen Sprache bediente:

»Theurer Jan, Du schreitest in Deinen Hoffnungen etwas zu rasch vor. Dein glückliches Temperament und die kleinen Erfolge Johanna's lassen Dich schon die Festung in Besitz nehmen, während wir kaum davor angelangt sind und sie noch nicht einmal genauer recognoscirt haben. Eile mit Weile, mein Freund, so rasch wird – der alte Holländer, wie sie ihn hier nennen, nicht zu bewältigen und zu fesseln sein. Ich kenne ihn.«

»Ei ja, ich glaube es wohl, daß Du keine großen Hoffnungen in Bezug auf das Gelingen unseres Vorhabens hegst, nachdem Dir das, welches Du allein unternahmst, gänzlich mißglückt ist. Allein in London ist er Dir freilich entschlüpft und das konnte er dort sehr leicht. Hier, wo auch ich Dir zur Seite stehe, wird ihm das viel schwerer werden und wir wollen schon die Augen aufmachen, daß es unmöglich wird. Haha! Aber wie – ist dies das Haus, worin wir einstweilen wohnen werden?«

»Ja, das ist es, und siehe, da steht schon die Wirthstochter, um Dich willkommen zu heißen. Sei artig gegen sie, sie ist ein freundliches, gutes Mädchen und hat mir über Sarah und Johanna schon sehr schätzenswerthe Mittheilungen gemacht.«

Der blonde Freund bedurfte dieser Anregung kaum, denn er war immer freundlich gegen Jedermann, und besonders gegen ein Mitglied des schönen Geschlechts. So begrüßte er denn auch die Tochter des Hauses äußerst zuvorkommend und ward von seinem Freunde als der erwartete Gast, Herr *Jan van der Straaten*, vorgestellt, worauf sie sich alsbald in ihre Zimmer verfügten.

Als aber bald darauf der Wirth selber nach Hause kam und von seiner Tochter den Namen des neuen Gastes erfuhr, riß er die Augen weit auf und sagte:

»Ah, Herr van der Straaten! Also wahrscheinlich ein Holländer! Nun, dann ist der Andere auch einer und jetzt kann ich mir so Manches in seinem Wesen, seiner Sprache und seinen Fragen erklären! Sieh da, sieh da! Also ein Holländer! Nun ja, etwas geheimnißvoll kam mir die Sache gleich von Anfang an vor und wir werden ja sehen, was aus diesem Besuch herauskommt. Denn daß der nicht bloß nach Berncastel gekommen ist, um bei mir ein paar Schoppen zu trinken, habe ich mir lange gedacht. Hm! – Jetzt gib mir auch einen, Traudchen, es ist sehr heiß draußen und ich habe einen fast krankhaften Durst auf etwas Kräftiges. Hm!« –

Während der nun folgenden Stunden bis zum Mittag blieben die beiden Freunde allen Bewohnern des Hauses unsichtbar; sie saßen auf einem ihrer Zimmer und sprachen sich die Seele frei, was nun auch darauf lasten mochte. Dabei schien es Jan van der Straaten endlich gelungen zu sein, seinen Freund etwas aufzuheitern, denn als er zur üblichen Mittagsspeisestunde, wozu eine durch

das ganze Haus tönende Glocke sie rief, mit ihm Arm in Arm in die Gaststube trat, sah man dem erregten Gesicht Herrn Philipps wohl an, daß er eine ernsthafte Unterredung gehabt haben müsse, aber sein Auge blickte unbefangener, heller als früher umher und er gab sich später ganz heiter der Tischunterhaltung hin, die von einigen Reisenden angeregt wurde, welche kurz vor Tisch mit der Post angelangt waren.



Es war Nachmittag vier Uhr vorbei, als die beiden Freunde in ziemlich munterer Stimmung das behagliche Gasthaus der Heiligen drei Könige verließen, um einen etwas weiteren Spaziergang anzutreten und damit eine kleine Recognoscirung gewisser, ihnen so sehr am Herzen liegender Oertlichkeiten zu verbinden. Sie hatten als Ziel ihres Ganges die Schloßruine der Landshut gewählt, allerdings die geeignetste Stelle, um einen Blick in den seitwärts unter ihr gelegenen Nußhof zu gewinnen, und sich vorher bei ihrem Wirth nach dem besten dahin führenden Weg genau erkundigt.

So stiegen sie eine Strecke durch die drückend heiße Stadt und dann nach dem Berge empor, auf dem das kleine Schützenhaus liegt, und gelangten so sehr bald in die Mitte der weitgestreckten Weinberge, die Berncastel auf der Ost- und Südseite wie in einen grünen Kessel einschließen.

Auf diesem steilen, doch ziemlich gut erhaltenen Wege fühlte man die Tageshitze zwar auch, aber sie war durch einen frischen Luftzug gemildert, der durch die Weinstöcke strich, die hier an der Mosel fast dreimal so hoch wie am Rhein sind und somit auch, da sie überaus dicht stehen, auf die zwischen ihnen hindurchführenden Pfade einen leidlichen Schatten werfen.

Langsam und immer langsamer stiegen die beiden jungen Männer den von Stufe zu Stufe steiler werdenden Bergpfad hinauf und nur wenig sprachen sie unterwegs, denn sie, die Bewohner eines überaus flachen Landes, mochten an das Erklimmen so hoher und steil emporstrebender Berge wohl nicht gewöhnt sein. Als sie aber etwa auf der Hälfte des Weges einmal längere Zeit rasteten und sich auf ein niedriges Mauerwerk, das die Besitzungen zweier Weinbergsinhaber trennte, niederließen, begann Jan van der Straaten das Gespräch und sagte zu seinem Freunde, nachdem er sich den reichlich von der Stirn rinnenden Schweiß getrocknet:

»Das ist ein saures Stück Arbeit für uns Ebenenbewohner, Philipp, und ich beneide die armen Weiber dort nicht, die im Schweiß ihres Angesichts, hier täglich mehrmals heraufklettern, nach jedem Weinstocke sehen und ihn hegen und pflegen müssen, wo er irgend einer menschlichen Hülfe bedarf. Aber sieh doch, sie verstehen sich zu stärken, und trinken aus ihren steinernen Krügen mit langen Zügen. Was mag es wohl sein, was sie so durstig ihre Kehlen hinabgleiten lassen?«

Philipp sah durch die Reihe der Weinstöcke entlang nach der Stelle hin, auf die sein Freund deutete und wo sechs bis acht Frauen beschäftigt waren, die üppig aufgeschossenen Ranken der blätterreichen Stöcke zu binden oder irgend sonst etwas Nothwendiges an ihnen zu verrichten. »Was wird es Anderes sein als Wein, was sie trinken,« erwiderte er. »Hier bekommt jeder einzelne Arbeiter nach jahrhundertaltem Gebrauch sein ihm zugeschriebenes Maaß, und daß dasselbe ein reichliches ist, das sieht man wohl, denn sie trinken oft und aus großen Krügen das kühlende und doch auch erhitzende Naß.«

»Nun,« versetzte der heitere Freund mit lächelnder Miene, »von der besten und zumeist erhitzenden Sorte wird man ihnen gerade nichts verabreichen und das wäre auch unnütz und überflüssig. Es ist schon genug, daß sie des labenden Stoffes so viel haben, um ihren Durst zu löschen und ihre Kräfte bis zum Ende der Arbeit zu beleben. Aber wie – riechst Du den köstlichen Duft um uns her? Der strömt von den zahllosen Blüthen aus, mit denen jeder Stock überreich bedeckt ist. O, das wird gewiß wieder eine gute Erndte geben. Und welche frohe Aussicht auch für uns und alle Mitgenießenden in ferner Zukunft! Ja, es ist ein ganz eigenthümlicher Reiz, eine nicht hoch genug zu schätzende Freigebigkeit, mit denen die Natur diese Weinländer begabt und gleichsam überschüttet hat. Sieh nur die fröhlichen Gesichter aller dieser Menschen an, nicht sowohl derer, die hier oben arbeiten, als auch derer, die uns unten und überall in den Straßen

begegnen. Sehen sie nicht ganz anders aus, als die Menschen in unseren Städten, die nur dickes saures Bier oder verheerenden Branntwein trinken? Hast Du hier schon einen Betrunknen wahrgenommen? Nein, ich nicht, so lange und oft ich auch schon am Rhein gewesen und nun hier an der Mosel bin. Ja, dieser stete Weingenuß, woran sie von Jugend auf gewöhnt sind, muß wohl Einfluß auf die Gemüther und das Temperament der Menschen und somit auch auf die Gestaltung und Entwicklung des ganzen Landes haben. Ich verdenke ihnen nicht, daß sie fröhlich und leichtlebig sind, der liebe Gott giebt ihnen ja fuderweise, was wir für schweres Geld kaufen müssen. Es ist das hier eine ganz eigene Welt und ich begreife vollkommen, warum ein Fremdling sich in diesen Landen wohler als an anderen Orten fühlt und wie er auf den Gedanken gerathen kann, sich hier eine Hütte zu kaufen oder zu bauen, um das schöne Gottesgewächs aus erster Hand zu empfangen.«

»Denkst Du hierbei an Jacob van der Myers?« fragte der Freund mit ernsterer Miene.

»O ja, auch an den denke ich dabei, und er hat sich wahrhaftig an keinem üblen Orte niedergelassen.«

Der Andere schüttelte bedenklich den Kopf. »Es blieb ihm vielleicht keine große Auswahl übrig,« sagte er fast traurig, »denn er, der von Jugend auf dem Weinbau ergeben war und in früheren glücklicheren Tagen einen so bedeutenden Handel mit dem überseeischen Product der Capstadt betrieb, konnte, wenn er seiner alten Liebhaberei treu bleiben und in Deutschland ausharren wollte, nur

den Rhein oder die Mosel wählen. Da ist er denn zufällig hierher gerathen und – hängen geblieben. Doch, laß uns jetzt noch von ihm schweigen und lieber unsern Weg weiter fortsetzen. Die Ruine liegt noch hoch über uns – doch da fällt mir mit einem Male ein – wenn er uns nun hier zufällig begegnete, wie dann?«

»Dann begeben wir uns ohne Weiteres auf die Flucht,« erwiederte der sorglose blonde Jan, »und wahrhaftig, es kann uns nicht schwer werden, in diesen zahllosen Reihen von Weinstöcken selbst dem Argusauge des alten Herrn zu entwischen. Uebrigens befürchte ich seine Begegnung gar nicht. Johanna hat mich vollkommen darüber beruhigt. Fremde Weinberge besucht er nie, er hält sich nur Morgens in den seinigen auf, und die beginnen ja erst auf der anderen Seite der Schloßruine, so viel ich weiß. Ich bin Dank Johanna's Mittheilungen hier vollkommen orientirt und sie wird mir gewiß nichts Falsches angegeben haben.«

Nach diesen beruhigenden Worten erhoben sich die Wanderer von ihrem Sitz und setzten ihren Weg langsam und doch mit einer sehr bemerklichen Vorsicht weiter fort, wozu der ältere und bedächtigere Freund den jüngeren sorgloseren wiederholt zu ermahnen versuchte, obgleich dieser seiner Sache so gewiß zu sein schien, daß kein Zweifel in ihm aufstieg, daß sie, von den Bewohnern des Nußhofs unbemerkt, zur Ruine und von da wieder zurück zu den sie schützenden Heiligen drei Königen gelangen würden.

Endlich hatten sie das kleine Schützenhaus und den dazu gehörigen Schießstand erreicht, aber sie hielten sich mit der Betrachtung desselben nicht lange auf, und da sie mit den darin verweilenden und ihrer Kunst obliegenden Bürgern in kein näheres Verhältniß treten wollten, so setzten sie, ohne sich zu ruhen, ihren mühsamen Weg fort, der ihnen bei der noch immer hoch stehenden Sonne und der zwischen den Weinbergen brütenden Hitze von Schritt zu Schritt beschwerlicher zu werden schien. Das steigerte sich aber noch weit mehr, je höher sie kamen, je häufiger das lose auf den Weg geworfene Schiefergeröll, und je steiler und ungangbarer der schmaler und schmaler werdende und zuletzt kaum sichtbare Pfad wurde. Dabei war das Geröll ungemein glatt, wie Lava von der Sonnengluth gedörret, und nur mit Vorsicht konnte man Schritt vor Schritt weiter verfolgen, wenn man nicht unversehens ausgleiten und in die bedeutende Tiefe rollen wollte. Namentlich der letzte Kegel, auf welchem die Trümmer des alten Kurfürstenschlosses so malerisch lagen, war überaus schwierig zu erklimmen und mit manchem Seufzer von Seiten des heiteren Jan van der Straaten und nach manchem von Beiden vergossenen Schweißtropfen langten sie endlich auf der höchsten Spitze und unmittelbar vor der Ruine an.

Aber da wurden sie auch für ihre Mühe in jeder Beziehung reichlich belohnt. Zunächst die mit wildem Epheu und hochaufgeschossenen Brombeergesträuchen

umrankte Ruine betrachtend, sie so weit wie möglich umgehend und in ihren mit Trümmern ausgefüllten Gemächern herumkletternd, fanden sie, daß sie viel besser als die meisten ähnlichen am Rhein erhalten war, und es hätte vielleicht nicht der Mittel eines reichen Fürsten oder eines kaufmännischen Nabobs bedurft, um daraus wieder eine Wohnstätte herzustellen, wie wir sie an dem größeren Strome und selbst an der kleineren Mosel von Jahr zu Jahr neu erstehen sehen.

Was sodann aber die Aussicht betraf, die sie von verschiedenen Punkten und gleichsam aus allen Fensterhöhlen der alten Burg in die Weite schauend genossen, so war dieselbe unvergleichlich schön und reich und die alten kurfürstlichen Herren, die einst hier oben auf ihrem Erholungshorst gesessen und sich Leib und Seele an dem edlen Doctorwein erfrischt, müssen eine große Freude empfunden haben, wenn sie von den Zinnen ihrer festen Burg in das gesegnete Thal mit seinen zahllosen Reizen hinab blickten und sich dabei sagen konnten: ›Das Alles ist unser und nichts als der Tod soll uns aus diesem Eden auf Erden vertreiben!‹

Ja, ein unabsehbares Gewirr von abschüssigen, mit den edelsten Reben bepflanzten Weinbergen mit den Augen überfliegend, sahen hier die jungen Männer die grüne Mosel in ihren vielfältigen Schlangenwindungen sich durch das enge liebliche Thal schmiegen und in ihrem klaren Spiegel alle Berge, Städte und Dörfer mit ihren Thürmen und Häusern treulich zurückstrahlen. Hin und

her zogen die schwer beladenen Schiffe darauf, und kleine, blitzartig schnell geruderte und segelnde Nachen flogen aufwärts und abwärts, den Verkehr der beiden Ufer vermittelnd, die an Fruchtbäumen aller Art gleich reich sind und die Arbeit des Winzers oder Obstzüchters hundertfältig lohnen. Jenseits und etwas zur rechten Hand der beiden Schauenden erhob sich das gastliche Hospital von Cues und daneben sein Dörfchen mit dem netten Kirchthurm und den wohnlichen Häusern, und dahinter stiegen wieder zahllose Berge auf, deren Gipfel ein zarter nebelartiger Duft einhüllte, der sich in weiterer Ferne auch bis zur Mosel senkte und ihre letzten vielfachen Windungen dem Auge entzog.

Neben ihnen zur Linken aber erhob sich der gewaltige Burgkopf mit seinen dunkelgrünen Buchen- und Eichenwäldungen, und unter ihm, tief an seinem Fuße, dicht an der stolz vorbeirauschenden Mosel, lag der vielbesprochene Nußhof. Ja, von dieser Stelle konnten sie schon besser in sein Inneres hineinsehen, denn sie standen seitwärts unmittelbar über ihm, und, was ihnen viel angenehmer war, sie konnten ihn, von Niemandem beachtet oder gestört, mit voller Muße betrachten.

Allein bei genauerem Hinblick fanden sie, daß sie auch von hier aus nicht Alles und am wenigsten das Haus in's Auge zu fassen, ja von dem letzteren fast nur das graue Schieferdach und das im Sonnenschein blinkende Fenster des rechten Giebels zu erhaschen vermochten. Denn

der ringsum mit üppig grünenden Weinstöcken besetzte Felsen, an den es sich lehnte, verdeckte seine Hinterfront ganz, und vorn verhüllte es der Schatten der beiden großen Nußbäume fast vollständig. Nur den so überaus sauber gehaltenen Vorgarten und seine kiesbestreuten Wege übersahen sie so ziemlich, aber Niemand bewegte sich auf denselben und das Ganze lag wie ausgestorben, still und träumerisch in dem goldenen Licht, das von der sich neigenden Sonne voll dagegen strahlte und es mit seinem Glanz und seiner Wärme überfluthete.

Lange schon standen die beiden Männer unbeweglich auf der einmal eingenommenen Stelle und schauten in das vor ihnen ausgebreitete herrliche Thal nieder; dann aber wechselten sie ihren Standpunkt, und um noch einen genaueren Einblick in den Hof zu ihren Füßen zu gewinnen, kletterten sie auf einen Trümmerhaufen, deren viele ringsum aufgeschüttet lagen, bis sie endlich den richtigen Punkt für ihre Forschung gewonnen zu haben glaubten.

Da unterbrach der bisher mit dem Namen Philipp benannte Mann das lange Schweigen und indem er seinen Arm vertraulich in den seines neben ihm stehenden Freundes legte, sagte er mit einer Stimme, deren Wohlklang von einer tiefen Wehmuth, wenn nicht getrübt, doch gleichsam beschattet wurde:

»Ja, mein lieber Jan, so weit sind wir also in unserm schönen Unternehmen gekommen und wir haben das dunkle Ziel unserer Mühen endlich vor uns, nach dem wir so lange und so unaufhörlich gestrebt. Du hast mir

gute Nachrichten mit hierher gebracht und ich hoffe das Beste von unserm Vorhaben, obwohl noch manche neue Schwierigkeit sich vor uns aufbauen und uns nicht so rasch das erreichen lassen wird, was wir zu erreichen wünschen. Sieh doch, wie man das kleine Gehöft hier wie aus der Vogelperspektive überschauen kann. Und außer ihm übersieht man auch seinen ganzen Reichthum, seine herrlichen Weinberge, denn alle diese hier unter unsern Füßen gehören ja, wie man mir unten in der Stadt sagte – Herr – Herr van der Myers. – Aber weißt Du,« unterbrach er sich plötzlich in seinem wehmüthigen Gedankengange, »hier sehe ich auch erst recht, wie sehr die guten Leute unten Recht haben, wenn sie der Meinung sind, daß dieser Nußhof durch seine Lage mehr als jede andere Niederlassung in der Umgegend gefährdet ist. Und so hübsch diese Lage ist und so fruchtbringend diese Weinberge sein mögen, so würden sie mich doch nicht locken, mich hier für immer häuslich niederzulassen. Nein, ich würde mich sehr lange darüber bedenken. Es gehört ein Muth dazu, den ich wenigstens nicht besitze, obgleich ich doch wahrhaftig kein Feigling bin und schon manche Gefahr zu Wasser und zu Lande bestanden habe. Sieh nur, wie jäh und steil alle diese Weinberge gerade auf dieser Stelle in die Tiefe stürzen. Wenn einmal einem von ihnen einfiel, hinabzurollen, würde er das liebliche Ganze da unten nicht rettungslos verschlingen? Nein, nein, ich würde mein Haupt hier keine Nacht ruhig auf mein Kissen legen und immer das Aergste befürchten, wenn

einmal ein Gewitter tobt oder ein unerbittlicher Regenguß verderbenswer vom Himmel saust. Ach, das arme Mädchen, die Sarah! Kommt sie denn nie aus den Gefahren heraus und sollte sie hier wirklich den Hafen der Ruhe gefunden haben, den auch ihr Vater überall vergeblich gesucht? Nein, das will mir nicht in den Kopf und sie soll auch nicht hier wohnen bleiben, wenn ich es verhindern kann. Ich werde Alles aufbieten, sie so rasch wie möglich auch dieser letzten Gefahr zu entreißen, und so Gott will, wird es schon in wenigen Tagen geschehen sein, wenn Deine Voraussetzungen Dich nicht trügen, Jan, und Du mir das Rechte berichtet hast.«

Der sorglose Jan hatte seinem Freunde aufmerksam zugehört, doch dabei unausgesetzt das vor ihm liegende Terrain studirt. Als Jener aber ausgesprochen, nahm er eine noch sorglosere Miene an, lächelte zuversichtlich und sagte:

»O nicht doch, Philipp, Sorge doch darum nicht. Was zunächst Deine Angst um die gefährliche Lage des Nußhofs betrifft, so scheint sie mir sehr übertrieben zu sein. Der Berg hier oben steht schon viele tausend Jahre und die Häuser da unten sind gewiß auch schon lange an ihren Ort gesetzt. Wenn die Gefahr so groß wäre, wie Du meinst, so wäre sie gewiß im Laufe der Zeiten schon einmal näher gerückt, aber diese Berge Gottes stehen fest und nur ein Erdbeben könnte sie meiner Meinung nach in die Tiefe stürzen. Was aber nun unsern Vorsatz und meine Mittheilungen darüber betrifft, so verlaß Dich auf mich, er wird gelingen; denn was ich Dir berichtete, ist

wahr, ich vertraue Johanna und ihrem Scharfblick. – Aber sieh doch da – jetzt taucht erst aus dem Nebengelände da unten auf, was ich bisher noch nicht gesehen. Was ist denn das für ein niedliches kleines Häuschen, dort, das mit den geschlossenen grünen Jalousieen und nur ein Stockwerk hoch? Das gehört doch gewiß mit zu dem Nußhof; aber es steht leer und wird also wahrscheinlich nicht bewohnt. Ha! Mir steigt ein neuer und nicht übler Gedanke auf. Wenn es wirklich leer steht, wie es scheint, und also nicht von Herrn van der Myers benutzt wird, so könnte ich ihn ja darum angehen und ihn bitten, es mir auf längere oder kürzere Zeit zu vermieten. Ich käme dadurch ganz leicht in Verbindung mit Johanna und unsere Unternehmung würde dann eine ganz andere Gestaltung annehmen und uns vielleicht über manche Schwierigkeit wegheben, die Dein erster Plan ohne Zweifel mit sich bringt.«

Der Freund schüttelte etwas trübselig den Kopf und erwiderte langsam: »Was Du für abenteuerliche Gedanken hast, Jan, und wie rasch bei Dir das Eine dnn Anderen folgt! Nun freilich, schaden kann es nicht, wenn Du ein Miethsman dort unten zu werden versuchst, und Du wenigstens bist dann Deiner Johanna näher, nach der Deine ganze Seele verlangt. Aber laß uns doch lieber bei unserm alten Plane bleiben, er schien mir von jeher und scheint mir noch jetzt der beste von allen zu sein. Das kleine Häuschen aber, welches Du im Auge hast, steht wirklich leer, ich habe es von unserm Wirth gehört, und

in den hinteren Räumen desselben befindet sich die Kelterei von Jacob van der Myers. Also, um noch einmal auf unsern alten Plan zurückzukommen, den Du ja wo möglich mit Deinem neuen verbinden kannst – wann gehst Du nach dem Nußhof? Ich selbst, Du weißt es wohl, muß mich weislich davon fern halten, denn sähe mich der Alte, so würde er mich gewiß auf der Stelle wiedererkennen, und dann käme vielleicht der alte Dämon wieder über ihn und er machte es wie in London und ginge mir bei Nacht und Nebel heimlich davon.«

Jan van der Straaten lachte herzlich auf. »O, das soll mir diesmal nicht passiren, Philipp, darauf verlaß Dich. Auch sitzt dieser Alte hier fester als in London; diesmal hält er mir Stand und ich will ihn so rasch mit meinen Fäden umspinnen, daß er keine Zeit zur Besinnung behält und widerstandslos in unser Netz läuft. Haha!«

»Gut,« erwiderte der bedächtigere Freund, »wenn Du Deiner Sache so sicher bist, dann beginne gleich morgen Dein Werk. Wie willst Du es aber anfangen, Dich mit ihm in nähere Verbindung zu setzen und Deine festen Fäden um ihn zu spinnen? Das Alles ist mir noch nicht ganz klar.«

»O, ich habe es Dir ja schon heute Morgen gesagt, aber Du scheinst es gern noch einmal hören zu wollen. So gieb denn Acht und dann behalte es, denn was ich Dir jetzt sage, ist gut und dabei bleibt es. Zunächst also werde ich heute Abend, wenn wir nach Hause gehen, diesen Brief, den ich schon heute Morgen geschrieben habe und seitdem in der Tasche trage, an Johanna absenden, worin

ich sie von unserer Ankunft benachrichtige, damit die Mädchen auf jeden Fall vorbereitet und auf das Vorgehende aufmerksam sind. Träfe ich ohne diese Meldung auf dem Nußhof ein, so könnte eine zufällige Begegnung mit Johanna, die ich für's Erste noch nicht beabsichtige, sie trotz ihrer Fassungsgabe und Klugheit in einige Aufregung versetzen und so würde Herr van der Myers sehr bald vermuthen, daß irgend ein Verhältniß zwischen uns besteht, was er bis jetzt nicht weiß, da sie ihm ja weislich ihren Verlobten mit einem anderen Namen bezeichnet hat, als ich ihn wirklich führe. Sind die beiden Mädchen aber durch diese Benachrichtigung vorbereitet, und morgen früh spätestens acht Uhr wird Johanna den Brief erhalten haben, so werden sie jede Begegnung mit mir im ersten Augenblick vermeiden, und so werde ich mich unbefangen morgen um elf Uhr nach dem Nußhofe begeben, das Terrain möglichst recognosciren und mich dann bei dem Alten auf irgend eine Weise beliebt zu machen suchen, wobei ich natürlich beflissen sein muß, in einer Eigenschaft vor ihm zu erscheinen, die keinen Verdacht über den wirklichen Zweck meines Besuchs in ihm aufkommen läßt. Indessen denke ich schon mit ihm fertig zu werden, und von seinem Verhalten bei dieser Zusammenkunft wird alles Uebrige abhängen. Ueber meinen zweiten Besuch dagegen bin ich mir selbst noch nicht recht klar, doch hat das leerstehende Haus dort unten mich auf einen Gedanken gebracht, der mir nicht übel scheint und der leicht zu einer neuen Anknüpfung meiner Bekanntschaft mit dem Herrn desselben führen kann.

Sind wir erst so weit vorgeschritten und habe ich damit unsern Zweck noch nicht erreicht, bleibt der Alte unzugänglich, was ja sehr möglich, so greifen wir zu unserm letzten Mittel und in wenigen Tagen werden wir ja mit den dazu nöthigen Vorbereitungen zu Stande gekommen sein. Hast Du mich nun verstanden und lobst Du mich nicht, daß ich mir allein zuerst eine active Rolle in diesem Familiendrama, und Dir vor der Hand nur eine ganz passive vorbehalten habe?«

Die nachdenkliche und noch immer eine geringe Besorgniß ausdrückende Miene des Freundes wollte auch nach diesen Worten nicht ganz verschwinden, indessen fing er allmähig an, sich bei dem zuversichtlichen Gebahren Jan van der Straaten's zu beruhigen, und so unterhielten sie sich noch längere Zeit über das Vorliegende, ohne dabei den Genuß der herrlichen Aussicht zu vergessen, die, je näher der Abend rückte, immer herrlicher wurde.

Die Sonne war unterdessen schon ihrem Verschwinden hinter den jenseitigen Bergen, die sich über Uerzig und Cröff erhoben, näher gerückt und goß nur noch glühende Strahlen auf die diesseitigen Weinberge aus, während die Mosel schon tiefer beschattet lag, sich allmähig in einen matten bläulichen Duft hüllte und die ganze Landschaft sich auf die Stille und den Frieden vorbereitete, der in diesem ländlichen Thale während der Nacht zu herrschen pflegt. So sank der laue Abend langsam mit seinem feierlichen Schweigen herein, das aber plötzlich wieder

auf eine sehr angenehme Weise unterbrochen wurde. Zuerst nämlich fingen die Kirchenglocken im Hospital an zu läuten, denen bald die von Cues, dann die von Berncastel und mehrerer in der Nachbarschaft gelegenen Orte folgten. Namentlich die Glocke im Hospital mit ihrem sonoren und doch durch das dazwischen liegende Wasser gedämpften Schalle übte auf die Hörer eine mächtige Wirkung aus und auch in ihren Herzen, obgleich sie nicht wie die Katholiken die gewöhnliche Abendandacht zu halten pflegten, regten sich fromme Gedanken, die ein solcher äußerer Vorgang nur zu leicht zu erwecken pflegt.

»Höre doch,« sagte Philipp, indem er seinen Arm wieder auf den des Freundes stützte, »wie das tönt! Ist das nicht eine köstliche Musik und klingt sie in dieser paradisischen Gegend nicht doppelt schön? O, o, wenn ich daran denke, wie *unsere* Musik am späteren Abend hier klingen muß, dann beschleicht mich die Hoffnung, daß ich diesmal nicht umsonst meinen Weg hierher genommen. Und sieh, da fällt mir wieder etwas ein, was ich Dir schon heute Morgen erzählen wollte, und der Glockenton jenes freundlichen Hospitals hat mich daran erinnert. Es ist Dasselbe, was mir schon in die Gedanken kam, als ich bei dem lebenswürdigen Rector, von dem ich Dir berichtet, als Gast saß, und dann noch lebhafter, als ich mit ihm den Spaziergang nach Cues unternahm, wo er mich zum ersten Mal einen Einblick in den Nußhof aus der Ferne gewinnen ließ. Ja, Jan, daß ich es Dir nur gestehe, am liebsten hätte ich mich und Alles, was mich hierhergeführt, gleich dem herrlichen Manne anvertraut und ihn

dann um seinen Rath gebeten. Er ist ganz der Mann dazu und sieht auch so aus, als ob er einen solchen Rath nicht bloß im Herzen zu tragen, sondern auch auf den Lippen zu führen verstünde. Und gewiß hat er mannigfache Erfahrungen im Leben gesammelt, hat die Menschen in ihren Leidenschaften und Eigenheiten kennen gelernt, und da könnte es mir ja nur von Vortheil sein, wenn er mir oder vielmehr uns hülfe, unsern Zweck zu erreichen, zumal er ja einsehen muß, daß derselbe ein durchaus guter ist und für alle dabei Betheiligten von segensreichen Folgen sein wird.«

Der sonst so lebhaft und sich schnell äußernde Jan dachte eine Weile nach, dann sagte er mit seiner charakteristischen Sicherheit:

»Ich zolle Dir auch hierin Beifall und Schaden kann uns eine solche Mittheilung unter keinen Umständen bringen. Ein katholischer Seelsorger ist gewohnt, geheimnißvolle Mittheilungen von seinen Beichtkindern entgegenzunehmen und er wird auch Dich, wenn Du als solches zu ihm trittst, gewiß nicht verrathen. Nein, das besorge ich durchaus nicht, denn wenn der Mann wirklich so brav ist, wie Du ihn schilderst, so kann er uns in unserm Vorhaben jedenfalls von Nutzen sein.«

»Ich freue mich,« fuhr Philipp fort, »daß Du darin wie in allem Uebrigen mit mir einer Ansicht bist, und ich werde mir dies Vorhaben bis morgen oder übermorgen noch genauer überlegen. Aber hast Du wohl bedacht, daß wir

für unsern kleinen Feldzug noch andere Verbündete gebrauchen? Und da bin ich schon lange mit meinen Gedanken auf unsern Wirth in den Heiligen drei Königen verfallen. Das ist auch ein Mann, dem bei seinem natürlichen Scharfblick und seinem redlichen Herzen – ja, das spricht laut genug aus seinen Augen – ein Mißbrauch unseres Vertrauens nicht zugemuthet werden kann. Ihn brauchen wir sogar noch früher als den Rector drüben, er muß uns ja helfen, unsere kleine hier improvisirte Wirthschaft mit Speise und Trank zu versorgen. Und da bin ich überzeugt, daß wir uns an keinen geeigneteren Mann wenden könnten. Allein auch dazu haben wir noch einige Zeit und es drängt uns nichts, uns eher zu entpuppen, als bis wir unsere Depesche aus Zeltingen erhalten, die uns, wie Du sagst, Lucas selber bringen wird.«

»Ja, so habe ich es mit ihm verabredet, und den Wirth der Heiligen drei Könige brauchen wir gewiß.«

»Und wann erwartest Du die Meldung von Lucas?«

»Die Meldung, sagst Du? Nein, ich erwarte ihn selbst und er kommt sicher in der ersten Stunde, sobald er mit allem Nöthigen in Zeltingen zu Stande gekommen ist. Dann aber, Philipp, dürfen wir auch keine Stunde säumen und müssen sogleich zum Beginn der Handlung schreiten. Unser Aufenthalt in den drei Königen ist dann zu Ende und, mag ich nun im Nußhof irgend etwas Erkleckliches erreicht haben oder nicht, wir halten an unserm Hauptprogramm fest und ich – ich freue mich schon königlich darauf, was die guten Leute hier für Augen machen und wie sie die Ohren aufsperrern werden, um –«

»Still!« unterbrach ihn der Andere. »Ich höre soeben Jemanden über die Schieferstücke dort nach der Ruine heraufsteigen. Mag es sein, wer es will, wir müssen ihm ausweichen, und so laß uns schnell auf jener Seite hinabsteigen und wieder den Weg über das Schützenhaus wählen. So vermeiden wir den Nußhof und ich möchte für jetzt noch von Niemandem darin gesehen werden, so sehr mein Herz sich auch danach sehnt, sie Alle an sich zu drücken. Komm!«

Der willige Freund gehorchte auf der Stelle und noch ehe der bis jetzt unsichtbare Besucher der Ruine seinen Kopf über den ihn verdeckenden Trümmerwall erhoben hatte, waren die beiden jungen Männer von der Höhe verschwunden, eilten anfangs mit hastigen, allmähig aber, sobald sie sich in Sicherheit wußten, langsameren Schritten den Berg hinab und trafen eben im Gastzimmer der Heiligen drei Könige ein, als man sich zur Abendmahlzeit daselbst anschickte, wo denn ihre Ankunft zu so rechter Zeit von dem Wirth mit freundlichem Gruß bedacht wurde. –

Und wieder saßen sie eine Stunde später mit ihm und seiner Tochter, nachdem die Stammgäste den Schoppenstisch verlassen, nach dem Abendessen allein in dem gemüthlichen Zimmer und abermals wurde der edle Doctorwein aus dem Keller geholt, den nun auch Jan van der Straaten zum ersten Mal probirte. Daß er seinen Beifall fand, gab er auf verschiedene Weise zu erkennen und namentlich dadurch, daß Traudchen wiederholt veranlaßt wurde, noch zu etwas später Stunde in den Keller

zu wandern und eine Flasche nach der andern aus ihrer dunklen Lagerstätte in den Kreis der Trinker zu holen.

Als die jungen Männer aber endlich ihren Rückzug antraten, um ihre Zimmer aufzusuchen, blieb Jan van der Straaten mit lächelndem Gesicht vor Peter Gassen stehen, der ihn zwar nicht an Höhe, aber an Breite und Umfang um ein Beträchtliches überragte, und sagte:

»Herr Wirth, ich habe heute, wie mein Freund schon gestern, einen sehr liebenswürdigen Mann in Ihnen kennen gelernt und ich hoffe, daß unsere Bekanntschaft von Dauer und zugleich von angenehmen Folgen begleitet sein werde. Also Sie lassen mir, nicht mehr und nicht weniger, nur zweihundert Flaschen von Ihrem Doctorwein ab, und das Uebrige denke ich mir noch von einem andern Orte zu erringen. Sagen Sie mir jetzt, wann treffe ich Herrn van der Myers morgen früh am sichersten zu Hause?«

»Herrn van der Myers?« fragte Peter Gassen nicht ohne einiges Erstaunen. »Wollen Sie von dem Ihren Vorrath vom Doctorwein ergänzen?«

»Wohl möglich und warum sollte ich nicht?«

Peter Gassen lachte hell auf. »Nun,« sagte er fröhlich, »da wünsche ich Ihnen einen guten Handel, aber wenn Sie mehr als ein halbes Fuder von ihm erhalten, wie Sie doch vorher zwei von mir verlangten, so will ich nicht Peter heißen und nicht der Wirth der Heiligen drei Könige sein. Ja, ja, meine Herren, in diesem Punkte kenne ich den alten Holländer und so leicht trennt er sich von

seinem Doctorwein nicht. Aber versuchen Sie immer Ihr Heil und ich wünsche Ihnen den besten Erfolg dabei.«

»Den wünsche ich mir selber schon lange, bester Herr,« erwiderte der in herrlicher Weinlaune noch heiterer gestimmte junge Mann, »und so wollen wir uns in guter Hoffnung zur Ruhe begeben. Schlafen Sie wohl, Herr Wirth, und auch Sie, mein Fräulein, und sehen Sie da, unser Doctor hat auch unsern ernstestn Freund fast ganz geheilt, denn er sieht uns mit einem so lachenden Auge an, daß keine Spur von seiner alten Melancholie mehr darin ist.«

»Haha!« lachte Peter Gassen laut auf, »eine solche Wirkung hat er schon auf Viele geübt und der Herr wird nicht der Letzte sein, der von ihm kurirt wird. Und nun wünsche ich Ihnen Beiden eine recht geruhsame Nacht!«

SECHSTES CAPITEL. DER NUSSHOF UND SEINE BEWOHNER.

Doch es dürfte wohl angemessen sein, uns jetzt selbst in das geheimnißvolle Haus zu begeben, das in der letzten Zeit so viele Nachfragen veranlaßt, um seine Bewohner und deren Stillleben auch aus eigener Anschauung kennen zu lernen und uns dabei zu überzeugen, in wie weit sie den mehr oder weniger günstigen Schilderungen entsprechen, die wir bis jetzt von verschiedenen Seiten über sie vernommen haben.

Was zunächst das Gut selbst, seine Lage und Größe betrifft, so dürfte darin wohl nur wenig nachzutragen sein, und es bliebe uns höchstens noch übrig, den Eindruck zu

erwähnen, den es unläugbar auf Jeden machen mußte, der es zum ersten Mal sah und sein so streng geschlossenes Innere betrat. Und da fällt uns zuerst die ungemeine Sauberkeit auf, in der sich der etwa einen Morgen umfassende Vorgarten des Nußhofs darstellte. Wenn Herr Jacob van der Myers wirklich ein Holländer war, woran zu zweifeln wir keine Ursache haben, so machten sein Garten und demnach sein ganzes Haus und seine Weinberge dem herkömmlichen Ordnungs- und Reinlichkeitssinn seiner Landsleute alle Ehre, denn was man auch darin erblickte, Alles war frisch, wie eben erst neu erstanden und mit einer Sorgfalt gepflegt, wie man es in Gärten und Häusern so kleiner deutscher Städte nur selten findet. Die Art und Weise, wie die Blumenbeete angelegt, gesäubert und mit herrlichen Rosenstöcken und vielerlei anderen Blumen besetzt waren, wie die mit rothem Kies bestreuten Wege gangbar, trocken und von jedem Unkraut frei, und wie kurz und sammetartig der üppige Rasen unter der Scheere und Walze gehalten wurden, – das Alles verrieth den holländischen Landwirth auf den ersten Blick, und eben so sauber und reinlich sah es auch in seinen Weinbergen, seinen Kellern, überhaupt in seinem ganzen Besitz aus. Innerhalb des kleinen Gartens waren außer den weißgestrichenen Tischen und Bänken unter den beiden prachtvollen Nußbäumen, die im Sommer fast zu viel Schatten auf das Wohnhaus warfen, noch verschiedene andere laubenartige Sitzplätze angebracht

und vor jedem derselben breitete sich der smaragdgrüne Rasenteppich mit seinen bunten wohlriechenden Blumenbeeten aus.

Das Haus selbst, nur einstöckig auf einem etwa sechs Fuß hohen Felsenvorsprung erbaut und mit seiner Hinterfront sich fest an den Felsen lehrend, zeigte, außer einem giebelartigen Aufbau in der Mitte, auf jeder Seite der Thür nur drei Fenster, war also in seinen inneren Räumlichkeiten beschränkt, aber doch hinreichend groß, um den Bedürfnissen seiner anspruchslosen Bewohner zu genügen. Getüncht war es nicht, die rothen Backsteine, aus denen es erbaut, waren nach holländischer Manier durch weiße Längs- und kürzere Querstreifen dem Auge sichtbar geblieben, und als einzigen Schmuck bemerken wir an dem giebelartigen Aufbau, der sich über der Hausthür von braungebeiztem Eichenholz erhob, einen kleinen Balkon mit eisernem Gitterwerk, hinter dem ein niedliches Zimmer lag, in welchem jetzt der liebe Besuch sein Unterkommen gefunden, von dem bereits wiederholt die Rede gewesen ist. Der Hausherr dagegen bewohnte die eine untere, und seine Tochter die andere Seite, während die Küchen- und sonstigen Wirthschaftsräume sich im Souterrain befanden, in dem auch der Hausweinkeller lag, während die eigentlichen Kellereien unmittelbar hinter dem Hause in den Felsen gehauen waren, zu denen man durch eine Thür im seitwärts gelegenen Theile des Gartens gelangte, der somit das Hauptgebäude von drei Seiten einschloß.

Im Ganzen sah das saubere Haus, durch den Schatten der Nußbäume verfinstert, etwas düster aus, im Innern aber war jede Räumlichkeit freundlich, gemüthlich und bequem, aber durchaus nicht luxuriös eingerichtet, und Allem und Jedem merkte man eine gewisse Wohlhabenheit des Bewohners an, die derselbe jedoch durch sonstige äußere kostbare Lebensgewohnheiten keineswegs an den Tag zu legen liebte.

Ach nein, einen stilleren, bescheideneren und mit seinen wenigen Gütern zufriedeneren Mann hätte man wohl weit und breit nicht finden können, und er wollte auch für weiter nichts als für einen friedlichen, in sich und seiner Familie allein glücklich lebenden Mann gehalten werden, wenngleich das ihm beschiedene Glück ein überaus mäßiges und in sehr enge Grenzen gefaßtes war.

Wer er eigentlich war, woher er gekommen und welche Mittel er besaß, wußte in Berncastel Niemand, wenn nicht der Bürgermeister des Orts allein, mit dem er bei seiner Ankunft vor fünf Jahren einige Zeit vielfach verkehrt hatte und den er auch jetzt noch von Zeit zu Zeit besuchte, wenn er einmal nach der Stadt kam, was allerdings sehr selten geschah. Im Allgemeinen kannte man nur seinen Namen, wußte, daß er eine Tochter und hinreichende Mittel besaß, um sich sein kleines Weingut kaufen, sein Haus ausbauen und seine in der That sehr ergiebigen Weinberge mit Nutzen bestellen zu können. Sonst hatte man nichts über ihn erfahren und er selbst trug am wenigsten dazu bei, daß man etwas über ihn erfuhr. Denn er war ein ernster, in manchen Dingen sogar

strenger, wenig gesprächiger und von allem Verkehr sich fernhaltender Mann, der sich nur mit Lesen und außerdem mit der Betrachtung und Pflege seiner Weinberge und seiner Pflinglinge im Keller beschäftigte. Nur Abends nach dem einfachen Nachtmahl ging er aus seinem lautlosen Stilleben heraus, denn da trieb er zu seiner Erholung Musik, wobei er stets von Neuem aufzuleben und, wenn auch stiller und in sich zurückgezogener, doch innerlich glücklicher zu werden schien.

Der Musik nämlich war er mit einer wahren Leidenschaft ergeben; für einen guten Gesang, wie ihn seine Tochter mit ihrer schönen klangreichen Altstimme hören ließ, worin sie jetzt von ihrer Cousine unterstützt wurde, schwärmte er, und seine Aufmerksamkeit dabei nahm fast den Schein von Andacht an, wenn er still in einer Ecke saß und den ruhig dahinschwellenden Tönen der beiden Mädchen zuhörte. Auch war er selbst sehr musikalisch und, wie uns schon Traudchen Gassen erzählt, sogar ein Virtuos auf dem Waldhorn, einem Instrument, das man vor seiner Ankunft am Orte noch nie in der Vollkommenheit hatte blasen hören, wie er es verstand.

Was für ein Kummer nun auch sein Herz belasten mochte, und daß er oft kummervoll war, das wußte, wenn es auch kein Anderer sah, seine Tochter am besten, und wie schwer er unter den uns noch unbekanntem Einflüssen eines an seiner Seele nagenden Schmerzes litt, in der Musik und namentlich in der Ausübung derselben auf seinem Horn mußte ein großes Beruhigungsmittel desselben liegen, denn so oft er seinem Herzen durch

die langgezogenen und ruhig dahin schwellenden Töne Luft gemacht, nahm die Sehnsucht, die ihn fast zu verzehren schien, und das stille Weh, weiches seine Miene so oft verdüsterte, eine sanftere Färbung an und er blickte nicht mehr so trübe vor sich hin, wie er es den ganzen Tag gethan. Wie schon gesagt, verließ er nur selten sein Haus, wenn er aber einmal in Begleitung seiner Tochter an einem schönen Abend zur Schloßruine emporstieg oder im kleinen, von einem seiner Knechte geruderten Nachen die Abendkühle auf der Mosel genoß, dann begleitete ihn gewöhnlich auch sein Horn auf diesen Wegen und die ganze umwohnende Nachbarschaft hatte sodann Gelegenheit, die wunderbare Kraft, Fülle und Schönheit der Töne zu bewundern, die er diesem Instrumente entlockte.

Wie sein Inneres nun beschaffen war und welcher Schmerz an ihm nagte, das wollen wir hier unerörtert lassen, denn das wird uns nur zu bald die Entwicklung unserer Geschichte lehren, und so gehen wir lieber zu seiner Tochter über, obgleich wir auch von ihr schon Manches gehört haben, was uns eine genauere Beschreibung ihrer äußeren Erscheinung erspart.

Traudchen Gassen hatte sie Herrn Philipp sehr trefend mit ihrem gelblichen klaren Teint, mit ihren großen schwarzen Augen und ihrer taubenhaften Sanftmuth geschildert, aber wir wollen noch hinzufügen, daß ihre wunderbar elastische Gestalt und die Art und Weise ihres leicht hinschwebenden Ganges diese Schönheit noch um ein Wesentliches erhöhte. Ja, diese Gestalt war eine

vollkommen schöne und in allen Einzelheiten harmonische, und sie, in ihrer ganz eigenartigen, von der *unserer* Frauen weit abweichenden Grazie, wie ihr feuriges Auge, der sammetartige Teint und das üppige blauschwarze Haar, ließen einen Kenner jugendlicher Frauenschönheit wohl daraus schließen, daß nicht allein europäisches Blut in ihren Adern floß. Aber dabei war sie überaus still, nachdenklich und in sich gekehrt, in ähnlicher Weise wie ihr Vater, nur nagte an ihrer jungen Seele kein Wurm, kein unausrottbarer Schmerz belastete ihr Herz, wie bei jenem, und namentlich in der letzten Zeit, seitdem ihre Cousine bei ihr lebte und vortheilhaft auf sie einwirkte, hatte eine ihr sonst nicht eigenthümliche jugendliche Munterkeit sich merkbar in ihr Bahn gebrochen und es erschien jetzt fast so, als ob nur die lange Abgeschiedenheit von allem Verkehr, in der sie bisher bei ihrem menschen scheuen Vater gelebt, sie so gedankenvoll und zurückhaltend gemacht hätte, was doch sonst keine Eigenschaft eines so jungen und lebensfrohen Mädchens ist.

Was nun das Verhältniß zwischen diesem seltsamen Vater und diesem jungen, in ländlicher Stille gleichförmig dahinlebenden Mädchen betraf, so war dasselbe ein ganz eigenthümliches. Sie liebten sich gegenseitig ungemein zärtlich; der Tochter Blick hing nur stets fragend an dem des Vaters, und was sie ihm an den Augen absehen konnte, wie man zu sagen pflegt, that sie mit hingebender Liebe und Herzlichkeit. So schien sie nur für ihn zu leben, zu sorgen, zu denken und zu empfinden, bis eines Tages vor anderthalb Jahren ein anderes Gefühl in ihrem

Busen aufgekeimt war, von dem wir später noch mehr zu reden haben werden.

Der Vater dagegen klammerte sich, wenigstens innerlich, mit allen ihm von seinen Lebenstäuschungen noch übrig gebliebenen Empfindungen an diese seine einzige Tochter, und seine Liebe zu ihr, wenn sie auch auf keine laute Weise äußerlich zum Vorschein kam, war ein unsäglich tiefes, sein ganzes Wesen ausfüllendes Gefühl. Wenn er Alles im Leben verloren, woran er früher mit Leidenschaft gehangen, wofür er gekämpft und gelitten – seine Tochter war ihm allein geblieben, und so war sie sein letzter kostbarer Besitz, und nicht nur sein Besitz allein, sondern in ihr verkörperten sich auch alle seine jugendlichen süßen Erinnerungen, sie spiegelte in ihren Augen wieder, was er einst in einem anderen Auge gelesen, und so war sie ihm gleichsam ein heiliges Vermächtniß, das er nicht vorsichtig genug sich bewahren konnte, da er sich sagte, und das that er sehr oft, daß er, wenn er auch dieses liebe süße Kind verlöre, sein Alles, also auch sein zukünftiges Glück verloren habe, auf das ja jeder Mensch, mag er so alt und so kummervoll oder unglücklich sein, wie er will, ohne Unterlaß und mit beständig sich neu aufbauender, wenn auch nur selten eingestandener Zuversicht hofft.

In das vieljährige Stilleben dieser beiden eng mit einander verwebten Menschen war nun mit einem Mal, wie aus den Wolken gefallen, eine dritte Person getreten, von deren Existenz Jacob van der Myers keine Ahnung gehabt, bis sie ihm durch eine Schwägerin seiner längst

verstorbenen Mutter brieflich angemeldet ward. Aus Amsterdam hatte man ihm ganz unerwartet geschrieben, daß eine Nichte von ihm lebe und in kurzer Zeit nach Coblenz kommen werde, um dort eine ältere Verwandte zu besuchen. Man wisse, daß er sich in Berncastel angesiedelt und frage bescheiden an, ob er das junge Mädchen einige Wochen bei sich aufnehmen wolle, das ein großes Verlangen trage, ihre Verwandten in Deutschland, die sie noch nie gesehen, kennen zu lernen.

So sehr sich der trübe, alle seine vergangenen Schmerzen nur in sich bekämpfende und so sich allein genügende Mann auch vor dem Besuch eines sein Stillleben störenden Fremden fürchten und sich innerlich dagegen sträuben mochte, so konnte er doch dieser so freundlich vorgetragenen Bitte nicht widerstehen, um so weniger, da er einsah, daß seiner so einsam lebenden Tochter ein näherer Verkehr mit einer Verwandten angenehm und von Vortheil sein würde, zumal er sich im Stillen auch selbst nach einer Wiederanknüpfung längst abgebrochener Familienverbindungen sehnen mochte. Da war denn Johanna van der Hooghe eines Tages in Begleitung einer älteren Dame mit dem Dampfboot von Coblenz in Berncastel eingetroffen, die Letztere war schon am nächsten Tage wieder abgereist und Johanna allein auf dem Nußhofe zurückgeblieben. Sie wollte anfangs nur vier Wochen bleiben, wie sie bei ihrer Ankunft gesagt, aber es wurden erst daraus sechs, dann acht, und nun war es so weit gekommen, daß sowohl der Vater wie die Tochter

nur mit Schmerz an eine Trennung von der so liebge-
wonnenen Nichte und Cousine denken konnte, die doch,
wenigstens wie Jacob van der Myers dachte, in der That
einmal erfolgen mußte.

Seit der Ankunft Johanna's nämlich und besonders
seitdem sie angefangen, eine sehr merkliche Einwirkung
auf die stillen Bewohner des Nußhofes zu üben, hatte
sie sich viel in demselben zu Gunsten Aller geändert und na-
mentlich die in der letzten Zeit so stille, fast wie eine
welkende Blume hinsiechende Sarah war sichtbar wieder
frisch aufgeblüht. Das gewährte der grämliche Vater sehr
wohl und darum war ihm Johanna, der er anfangs nur
mit innerem Zagen entgegengesehen, täglich von größe-
rer Bedeutung geworden und er hatte zuletzt ihre An-
kunft im Stillen gesegnet. Denn Johanna van der Hooghe
war nicht nur ein lebensfrisches, munteres, naives Mäd-
chen mit einem außerordentlich geweckten Geiste, sie
war nicht nur in allen Zweigen moderner Erziehung jun-
ger Mädchen überaus bewandert, sondern sie besaß auch
im höchsten Grade die besondere Gabe, sich in das Ge-
müth der ihr näher Stehenden einzuschmeicheln, Jeden
nach seiner Eigenart zu behandeln und so namentlich in
diesem absonderlichen Hause nach allen Seiten Gutes zu
stiften. Durch ihre Munterkeit hatte sie es nicht nur ver-
standen, den trüben Onkel ganz aus dem Geleise seines
Trübsinns aufzuscheuchen und zu erheitern, sondern sie
hatte durch ihr muthiges entschiedenes Wesen auch in
jeder Weise vortheilhaft auf die in sich versunkene Cou-
sine eingewirkt, dieselbe geistig aufgerichtet, so daß sie

jetzt mit ganz anderen Augen als früher in das versiegelt vor ihr liegende Leben blickte. Von dem Augenblick an, wo Jacob van der Myers Solches gewahrte, und dazu war er scharfsichtig genug, und sobald er sich überzeugt zu haben glaubte, daß Johanna, was er anfangs befürchtet, nichts gegen seine Ruhe und Behaglichkeit im Hause im Schilde führe, hatte er sie allmählig lieber und lieber gewonnen und so hatte sich mit der Zeit ein außerordentlich angenehmes Verhältniß zwischen den drei Personen eingestellt, was bis zu dem Tage, an welchem wir sie handelnd auftreten lassen, zu seiner höchsten Blüthe gediehen war.

Und so sind wir endlich zu dem Tage gelangt, welcher dem folgte, den wir vorher mit dem Spaziergange der beiden jungen Männer nach der Schloßruine bezeichnet, und wir lenken nun wieder in unsere Erzählung ein, die jetzt ohne Aufenthalt ihrer Entwicklung entgegenschreiten wird.

Der Morgen dieses Tages war einer der schönsten, den das Moselthal noch in diesem Jahre gesehen. Lange nicht hatte ein goldklarerer Sonnenschein auf den in ihrem vollen Blätterschmuck prangenden Bergen und dem ruhig dahinströmenden Flusse gelegen. Der leichte Nebel, der, wie so oft, bei Tagesanbruch das enge Flußthal ausgefüllt, hatte sich fast ganz verzogen und nur die höchsten Bergspitzen verschwammen noch in einen bläulichen Flor, wie man ihn so häufig am Rhein und an der Mosel sieht und der dem herrlichen Naturgemälde einen

ganz eigenthümlicheir und charakteristischen Schmelz verleiht.

Rings um den Nußhof lag Alles im süßesten Frieden und von der Thätigkeit der Menschen, wie sie sich bisweilen auf der daran vorüberführenden Straße und auf dem Flusse entwickelte, war nur noch wenig zu spüren. Nur ein schwerbeladener Moselkahn, dessen Segel bei der herrschenden Windstille schlaff von dem kurzen Mast hingen, und der von sechs stämmigen, lang voreinander gespannten Pferden, die auf dem jenseitigen Flußufer auf dem Leinpfade schwerfällig dahinschritten, gezogen wurde, belebte die stille Scenerie, und die Fähre, rechts vom Nußhof gelegen, fuhr langsam wie immer Menschen und Thiere von einem Ufer zum andern herüber und hinüber, was damals, als die jetzige Brücke noch nicht über die Mosel gebaut war, der Lage von Berncastel ein ganz eigenthümliches und oft malerisches Gepräge ausdrückte. In den Nußbäumen unmittelbar vor dem Hause hüpfen und jubelten die Vögel ihr munteres Morgenlied, und die Rosen, die Reseda und Levkojen dufteten ihre süßesten Wohlgerüche aus.

Es war sechs Uhr Morgens, als der Besitzer dieses reizenden Erdenflecks, Jacob van der Myers, sein Zimmer verließ und mit seinem langsamen gravitatischen Schritt die Sandsteintreppe herunter und in's Freie trat. Er war ein etwas hagerer, ziemlich hochgewachsener Mann von etwa siebenundsünfzig Jahren, der aber bei seinem frühzeitig ergrauten Haar und den zahlreichen Falten seines blaßgelblichen Gesichts, was Alles er wahrscheinlich

dem längeren Aufenthalt in tropischen Ländern verdankte, schon älter aussah, als er war. Dennoch war er noch rüstig und kräftig genug, und hätte nicht ein besonderer Ausdruck geistiger Bedrücktheit auf seinem Gesicht gelegen, so würden die raschen Bewegungen, die er bei verschiedenen Anlässen blicken ließ, ihn noch rüstiger und kräftiger haben erscheinen lassen. Allein dieser Ausdruck war, namentlich wenn er las oder still vor sich hinblickte, sehr deutlich zu erkennen und bisweilen nahm er sogar das unverkennbare Gepräge eines seine ganze Seele erfüllenden und seine Thatkraft lähmenden Grames an. Diesen Ausdruck abgerechnet, zeigte sein etwas in die Länge gezogenes Gesicht edle Züge, sein großes braunes Auge blickte klar und scharf in die vor ihm liegende Welt, und um seinen Mund, der noch alle seine Zähne und zwar von fast blendender Weiße besaß, zeigte sich ein gutmüthiger Zug, der nur dann und wann jener Wehmuth wich, die aus seinem ganzen Wesen, seiner Haltung und oft sogar aus dem Klange seiner volltönenden Stimme sprach.

Wie immer im Sommer, trug er auch heute, darin Peter Gassen in den Heiligen drei Königen sehr ähnlich, im Hause einen kurzen grauen Drillichrock und einen Strohhut mit unsäglich breiter Krämpe, wie ihn die Pflanzer in Tropenländern zu tragen pflegen, und in der rechten Hand hielt er einen wuchtigen Stock, an dessen unterem Ende, zum Gebrauch im Garten und in den Weinbergen bestimmt, ein kleiner stählerner Spaten angebracht war.

Als er vor die Thür seines Hauses trat und dann langsam die Treppe nach den Nußbäumen hinunterschritt, blieb er eine Weile darunter stehen und ließ sein leuchtendes Auge, das immer etwas trübe, oder mag man es lieber zaghaft oder sehnsuchtsvoll nennen, vor sich hin blickte, zuerst über den Fluß schweifen, dann aber kehrte es zu seinem Garten und den Blumen darin zurück, und es schien, als ob er jeden einzelnen seiner Lieblinge unter ihnen mit Freude begrüßte, denn er trat oft dicht an einen der vielen Rosenstöcke heran, ergriff eine schöne Blume, betrachtete sie liebevoll und roch mit sichtbarem Wohlgefallen daran.

Nachdem er sich so eine Weile beschäftigt, zog er eine große alte goldene Uhr, die an einer starken silbernen Kette hing, aus der Westentasche und blickte flüchtig darauf hin; dann wandte er sich und hob das Auge nach dem Hause empor und zwar nach der Seite hin, die seine Tochter bewohnte. Es war beinahe sieben Uhr und somit die Zeit gekommen, wo sie sichtbar zu werden pflegte, und daß sie schon längere Zeit munter sei, hatte ihm ihre Stimme verrathen, die aus dem geöffneten Fenster ihres Wohnzimmers zu ihm heraus drang, wo sie mit der Cousine sprach, die ihr bereits in frühster Morgenstunde einen Besuch abgestattet zu haben schien.

Sein immer lebhafter Wunsch, sein Kind zu sehen und es an sein Herz zu drücken, sollte auch bald befriedigt werden. Zuerst aber erschien nicht die so sehnsüchtig Erwartete, sondern Johanna, und sie sprang in ihrer lebhaften Art dem Onkel mit behenden Schritten entgegen und

rief ihm schon von Weitem ihr immer munter klingendes: »Guten Morgen, lieber Onkel!« zu.

Er blieb auf der Stelle stehen, die er eben einnahm, und blickte nach dem jungen blühenden Mädchen mit einem sichtbaren Behagen auf seinen grämlichen Zügen hin; dann aber, als sie ihm nahe gekommen, streckte er ihr in seiner stillen Art die Rechte entgegen, die sie hastig ergriff und kindlich liebevoll und ehrerbietig zugleich, mit ihren Lippen berührte. Gleich darauf aber und noch hatten die beiden sich zuerst Begrüssenden kein Wort weiter ausgetauscht, erschien die weniger voll gebaute, aber edlere Gestalt Sarah's auf der obersten Treppenstufe, und zwar, wie die Cousine, in ein einfaches Morgen-gewand gehüllt, das ihren schönen Körper mit seinen weiten Falten bis zum Halse hinauf bedeckte, während ihr blauschwarzes Haar vorn in welligen Scheiteln über die Schläfe, und hinten in zwei bis zum Knie reichenden und mit rothen Bändern durchflochtenen Zöpfen niederfiel. Diese Tracht hatte sich Johanna, obgleich sie auch in ihrer Kleidung wie in vielen andern Dingen manche Gewohnheit der auf dem Lande lebenden Cousine angenommen, nicht angeeignet und vielleicht entsprach sie auch ihrem städtischen Geschmack und ihrer Gestalt weniger, weshalb sie jetzt ein zierliches holländisches Häubchen mit blaßrothen Bändern über dem noch nicht vollständig geordneten dunkelbraunen Haar trug.

In ihrer stets ruhigen Weise blickte Sarah von der obersten Treppenstufe, auf der sie eine Weile stehen blieb,

auf den Vater und die ihn so lebhaft begrüßende Cousine nieder, dann, als sie die Stufen langsam hinabgestiegen, flog sie, anmuthig wie ein hüpfendes Reh sich bewegend, mit hastigen Schritten auf den ihr sehnsüchtig entgegensehenden Vater zu, schlang ihre Arme fest um seinen Hals und küßte ihn mit einer Innigkeit, die unverkennbar auf das herzliche Verhältniß schließen ließ, welches zwischen diesem Vater und seiner Tochter bestand.

»Guten Morgen, Sarah,« sagte der alte Holländer und ließ sein Auge eine Weile mit liebevollem Blick auf den Zügen des reizenden Mädchens weilen, »hast Du gut geschlafen, mein Kind, und auch Du, Johanna?«

»Vortrefflich, wie immer!« antwortete die Letztere zuerst, und nun erhob auch Sarah ihre vollklingende Altstimme und erklärte dem Vater, daß sie ebenfalls gut geschlafen habe und sich ganz munter und behaglich fühle.

»Das freut mich,« sagte der Alte. »Aber nun, Mädchen,« fuhr er fort, »sagt mir, ist es Euch heute auch warm genug, um den Kaffee hier im Freien unter dem Nußbaum zu trinken?«

Sarah schlug die seelenvollen schwarzen Augen zu ihm auf, die von Natur einen ähnlich wehmuthvollen Blick wie die ihres Vaters hatten, und erwiederte sofort: »Ja, lieb Väterchen, es ist warm genug zum Frühstück im Freien und Deine Kinder sind ja nicht verwöhnt; sie lieben, wie Du, die frische Luft, nur wenn die Sonne höher steigt und die Hitze mächtiger wird, wollen wir Johanna's wegen, die sich stets vor ihr fürchtet, das zweite Frühstück im Zimmer genießen.«

»Aha, ja!« sagte der Alte. »Johanna« – und hier seufzte er leise vor sich hin – »ist eine Nordländerin und nicht wie wir an den Sonnenbrand einer heißen Zone gewöhnt. Das ist richtig, ich verstehe. Aber nun, Kinder, laßt uns den Kaffee bringen und dann will ich die Berge hinauf, um nach meinen Pfleglingen zu sehen, damit ich nachher in Ruhe meine Zeitung lesen kann, die bald gebracht werden wird. Komme ich dann wieder herunter, so wollen wir in's Haus gehen, um Johanna nicht – ihren schneigen Teint zu verderben.

»O, das ist ihm hier schon leider begegnet,« erwiderte Johanna munter, »und ich fürchte mich fast davor, was mein Bräutigam sagen wird, wenn er mich mit einem so braunen Gesicht erblickt.«

»Davor brauchst Du keine Furcht zu hegen,« entgegnete der Onkel, während Sarah in's Haus zurückkehrte, um das Frühstück schneller herbeischaffen zu lassen; »wenn Dein Bräutigam, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, ein richtiger Bräutigam ist, wie Du uns so oft erzählst, und Dich so herzlich liebt, wie Du ihn, dann wird es ihm ziemlich gleichgültig sein, ob sein Mädchen ein etwas mehr oder weniger braunes Gesicht hat. Mir wenigstens ist das immer sehr gleichgültig gewesen, ach ja!«

»Ja freilich,« erwiderte Johanna fast schalkhaft, denn sie wollte den ihr wohlbekannten Rückblick des Onkels nicht wieder auf Gegenstände kommen lassen, die ihn oft genug beschäftigten und zum Theil den auf ihm lastenden Kummer vermehrten, »die Männer, wenn sie die rechten Männer sind, denken darin vernünftig und auch

mein Freund wird es thun, aber ich selbst, wenn ich ihn wiedersehe, möchte doch gern in meinen eigenen Augen so hübsch und frisch sein, wie ich ihn verlassen, denn Du weißt ja, Onkelchen, ich gehöre zu dem Geschlecht, dem die Eitelkeit angeboren ist und das sich gern im Spiegel beschaut, ob noch keine Spur von Runzeln hier oder da erschienen ist.«

»O, o,« sagte der Alte, »dazu hat es ja bei Dir noch lange Zeit. Aber – ah, da kommt unser Frühstück, und nun, Kinder, deckt den Tisch und gebt mir mein Theil, damit ich bald meinen Weg in die Berge antreten kann.«

Das Frühstück wurde von einer sauber gekleideten Magd auf einer großen silbernen Platte herbeigebracht, und Sarah, die schon ein Damasttuch in der Hand hielt, breitete dasselbe rasch über den größten Tisch unter einem der Nußbäume aus, an dem man in der Regel das Frühstück und an warmen Abenden auch das Nachessen einzunehmen pflegte. Als man nun Platz genommen, wetteiferten beide Mädchen, dem Hausherrn Alles bequem zur Hand zu rücken und ihm zunächst seine große Tasse mit dem dunklen Getränk zu füllen, dessen Duft sich mit dem der Nußbaumblätter vermischte, die unmittelbar über ihnen ein undurchdringliches Schutzdach bildeten.

Eine Weile gaben sich Alle schweigend dem ersten Tagesgenuß hin, dann aber versuchte Johanna, die immer bemüht war, den Onkel heiter zu stimmen, ein Gespräch herbeizuführen und es in eine Bahn zu lenken, die nie

verfehlte, die Aufmerksamkeit des alten Herrn in Anspruch zu nehmen. So sagte sie nach einigen Bemerkungen über das herrliche Sommerwetter:

»Ja, lieber Onkel, und jetzt glaube ich auch, daß Dein Küper Recht hat, wenn, wie er mir gestern sagte, nach dem jetzigen Stande der Weinstöcke alle Aussicht vorhanden sei, daß Ihr wieder ein gutes Weinjahr wie die zwei letzten Jahre haben werdet. Ist das auch Deine Ansicht, lieber Onkel, und hast Du dieselbe Hoffnung wie er?«

»Oho,« erwiderte der alte Herr, dessen trübes Gesicht auf einige Augenblicke freundlich zu der redenden Nichte hinüberblickte, dann aber gleich wieder seinen gewöhnlichen ernstern Ausdruck annahm, »nur nicht zu schnell in die Hoffnung hineingetaumelt, mein Kind; auch dem alten *Berger*, der ein sanguinischer Mensch wie alle Moselbewohner ist und der alle Jahre auf ein gutes Weinjahr schwört, wenn die Blüthe im guten Gedeihen und ohne Regen zu erhalten, vorüberläuft, auch dem darfst Du nie buchstäblich Glauben schenken. Denn mit der Vorhersage auf ein gutes Weinjahr ist es um diese Jahreszeit eine sehr mißliche Sache, und wie man den Tag nicht vor dem Abend loben darf, so darf man im Juni aus einer guten Blüthe noch nicht auf eine günstige Weinerndte im October schließen, noch weniger fest darauf rechnen. Im Ganzen bin ich freilich auch bis jetzt zufrieden, aber wer kann wissen, was später geschieht, und wir Weinproducenten hängen einmal mehr wie jeder andere Landwirth von der Gunst des Wetters ab. Ja, mein

Kind, so ist es und Du hast keine Vorstellung davon, wie viel Feinde wir armen Winzer zu bekämpfen haben. Denn uns schadet nicht allein das Unwetter, welches vom Himmel kommt, nein, auch viele andere Gefahren, die unmittelbar aus dem Boden selber erwachsen, oder die uns der Wind oder irgend ein Einfluß von Außen bringt, sind zu befürchten, und eigentlich kann kein Mensch früher als bis zur eintretenden Lese sagen, ob er auf einen guten, einen mäßigen oder einen schlechten Ertrag rechnen darf. Ach, ich habe mir den Weinbau hier an der Mosel doch bei Weitem nicht so schwierig und unsicher vorgestellt, als ich ihn gefunden habe. In der Capstadt, in deren Nähe wir unser hübsches Weingut hatten, war von Anfang an bis zum Ende Alles, sowohl in der Arbeit als Bestellung viel leichter, als auch sicherer in der Erwartung. Da ließ man zumeist die göttliche Natur walten und half nur dann und wann ein Bischen nach, und man konnte schon frühzeitig auf ein gutes Weinjahr rechnen, ohne sich zu irren. Hier aber, mein Kind, ich erkenne es immer mehr, ist das ganz anders. Hier thut die Natur, die Lage des Orts zwar auch sehr viel, aber im Ganzen ist sie doch viel karger, ungewisser und trügerischer als dort. Am Cap braucht man ein paar gute Monate und der Wein wird unter allen Umständen reif; hier an der Mosel müssen wir zwölf günstige Monate haben, wenn wir auf einen vollen Keller mit gutem Gehalt zählen wollen.«

»Wie?« fragte die Nichte erstaunt, »müßt Ihr denn volle zwölf Monate lang Sonnenschein oder Wärme haben?«

»Das nicht, mein Kind, und zu viel Sonnenschein und Wärme würde sogar auch dem Weinstock schaden. Nein, versteh' mich recht, in jeder Jahreszeit muß das Wetter dem Fortschritt und der Entwicklung des Weinstocks und seiner Früchte entsprechend sein. Im Winter darf die Kälte nicht zu früh eintreten, nicht zu intensiv sein und nicht zu lange dauern, und im Frühjahr und Sommer muß der Regen zur rechten Zeit fallen und die Sonne zur rechten Zeit scheinen, und das – ach nein! das thut sie nicht immer, wie wir Alle an der Mosel und am Rhein aus leidiger Erfahrung genügend wissen. Nein, nein, ich bleibe dabei: der Capwein machte mir hundertmal weniger Sorge, als der hiesige es thut.«

»Aber dafür, lieber Vater,« nahm nun Sarah mit leichtem Erröthen das Wort, »trinken wir hier auch schönen klaren Moselwein und der schmeckt mir besser als jeder andere.«

»Ja, da hast Du freilich Recht, Kind, und das ist auch *mein* Trost und *meine* Freude, und wenn ich diese nicht hätte, wäre ich wahrhaftig nicht an diesen stillen Ort gezogen. – Doch wie, Kinder, wo bleibt heute die Zeitung?«

»Da kommt sie eben!« rief Johanna lebhaft aus, sprang von ihrem Stuhle auf und hüpfte nach dem Gitter vor dem Garten hin, wo eben ein Postbote erschien und der ihm entgegengestreckten Hand der jungen Dame ein Packet überreichte.

Bevor sie sich umdrehte, untersuchte Johanna dasselbe genau, ob sich nicht etwa ein erhoffter Brief dabei befinde, allein es war diesmal nur die Zeitung allein, die sie

in Händen hielt. Langsamer als sie aufgestanden, setzte sie sich wieder nieder, legte die Zeitung vor den Onkel hin und sagte, leise aufseufzend:

»Es ist nur die kölnische Zeitung, Onkelchen, und leider ist heute kein Brief dabei.«

Der alte Holländer blickte etwas hastig auf und sah das blühende Gesicht des jungen Mädchens mit zweifelhaftem Kopfschütteln an. »Wie,« sagte er mit wehmüthiger Miene, »leider kein Brief, sagst Du? Ach, Du gutes Kind, Du bist freilich noch in den Jahren, wo man sich über jeden ankommenden Brief zu freuen Ursache hat, ich aber, ich, Johanna, bin in einem Alter und in einer Lage, wo ich mich freue, wenn keiner kommt. Und Gott sei Dank, daß keiner für mich gekommen ist, ja, ich will auch keine Briefe. Mir haben Briefe noch nie etwas Gutes gebracht. Und wer sollte mir auch schreiben? Niemand in weiterer Ferne weiß, daß ich mich hierher zurückgezogen habe, und ich kenne Niemand in der Umgegend und will Niemanden kennen, der mir eine schriftliche Mittheilung zu machen hätte.«

Die letzten Worte hatte der alte Herr wieder mit der Miene seines alten Eigensinns und einem hörbar gereizten Ton gesprochen, der Sarah stets einschüchterte und es ihr gerathen scheinen ließ, das Gespräch in solchen Momenten abubrechen und den Vater nicht zu weiteren Ausbrüchen seiner üblen Laune zu reizen. Nicht so rücksichtsvoll oder so ängstlich aber zeigte sich Johanna. Mochte sie nun den Charakter des armen Mannes besser durchschaut haben oder mochte ihr jugendlicher Muth

sich über dergleichen Bedenken hinwegsetzen, genug, sie widersprach dem Onkel bisweilen und namentlich dann, wenn sie eine von ihm nur zu oft an den Tag gelegte Schwäche zu bekämpfen fand und ihn von seinen Irrthümern zu überzeugen hoffte. So konnte sie es sich auch jetzt nicht versagen, einen gelinden Widerspruch zu erheben und mit einem freundlichen Blick auf des Onkels etwas finsternes Gesicht, in sanftestem Ton zu erwiedern:

»O, das solltest Du eigentlich nicht sagen, lieber Onkel, und es würde mich sogar recht betrüben, wenn Du eben die volle Wahrheit gesprochen hättest. Du kannst doch wahrhaftig nicht von allen Briefen, die an Dich gelangt sind, behaupten, daß sie Dir nur Schlimmes oder Unangenehmes gebracht haben. Wenigstens denke ich, daß Du Dich doch etwas gefreut hast, als Du vor etwa neun Wochen von meiner Mutter, der Schwägerin *Deiner* Mutter, einen Brief aus der Ferne – er kam ja aus Amsterdam – erhieltest, worin sie Dir schrieb, sie hätte mit vieler Mühe endlich Deinen Aufenthaltsort ausfindig gemacht, und frage bescheidenlich an, ob Du mich, ihre Tochter, die Du noch gar nicht kanntest, auf einige Wochen bei Dir aufnehmen wolltest, da ich, gelegentlich einer nothwendigen Reise nach Coblenz zu einer Verwandten, in Deiner Nähe sei und ein großes Verlangen trüge, Dich und Deine schöne Tochter kennen zu lernen. Wie, hast Du Dich über diesen Brief etwa nicht gefreut und brachte er Dir eine so traurige Nachricht, wie Du vorher sagtest?«

Im Herzen des alten Mannes ging in diesem Augenblick etwas Unbeschreibliches vor und sowohl seine

Tochter wie seine Nichte merkte ihm an, daß irgend ein Stachel in der Letzteren Worten verborgen gewesen sein mußte, der tief in sein innerstes Wesen gedrungen war. So saß er jetzt still und unbeweglich da; den Kopf hatte er auf die Brust niedergebeugt und die Hände zerknitterten unbewußt die Zeitung, die er gefaßt und in einer seltsamen Zerstretheit für ein unnützes Stück Papier halten mochte. Als er aber nach einer Weile wie nach einem schweren inneren Kampfe sein Gesicht wieder erhob und es auf das muthige Mädchen richtete, das so eben gesprochen, sah sie wie Sarah zu ihrem Schrecken, daß es ganz bleich geworden war und daß ein unausgesprochener Schmerz noch immer in seinem Busen wühlte. Dennoch, als er die Augen der beiden Mädchen voller Spannung auf sich gerichtet sah, versuchte er ein schwaches Lächeln und seine Lippen zitterten sichtbar, als er mit einer Stimme, die er fest zu machen strebte, obgleich auch aus ihr ein inneres Beben hervorklang, sagte:

»O mein Kind, da Du so aufrichtig zu mir sprichst, will ich es auch zu Dir thun, und so sage ich Dir, nein, dieser Brief hat mir einmal in der That keine traurige Nachricht gebracht, aber er war auch, was mir nur selten in meinem Leben begegnet ist, eine Ausnahme von der Regel, ich will sagen, sein Inhalt wich einmal von den bösen Nachrichten ab, an die ich seit meiner Jugendzeit leider gewöhnt worden bin. Und da muß ich Dir zu Deinem Troste sagen, daß ich mich sogar, wenigstens nach Deiner bald erfolgten Ankunft und als ich Dein liebes Gesicht gesehen und Dein glückliches Naturell erkannt, freute, daß

Du gekommen, obgleich ich, wenn ich ganz ehrlich sein will, gestehen muß, daß mir dieser Ansagebrief, da er mich mit meiner Familie von der ich so lange getrennt war, wieder in Verbindung zu bringen schien, anfangs recht schwer auf's Herz gefallen ist. Ich hatte ja nach so langer Abwesenheit von Europa gar keine Kunde, daß Deine gute Mutter, die den jüngeren Bruder der meinigen lange nach meiner Trennung von der Heimath geheirathet, noch am Leben sei, daß sie von mir gehört habe oder sich meiner erinnere und daß sie das Bestreben habe, mit mir, dem von aller Welt Ausgestoßenen, irgend eine Verbindung anzuknüpfen. Ja, das hat mir anfangs gar nicht in den Kopf gewollt, das hat manchen längst begrabenen Schmerz wieder frisch in mir aufleben lassen, aber jetzt, Johanna nachdem ich Dich kennen und – lieben gelernt, wie ein alter innerlich vertrockneter und verkümmerter Mann noch lieben kann, jetzt denke ich anders darüber und ich bin sogar Deiner Mutter recht dankbar, daß sie mir – diese Wohlthat erwiesen hat.«

Die Stimme des Redenden war, je länger er sprach, allmählig weicher geworden, als ob eine tief innere Rührung ihn ergriffen hätte, und Sarah, die stets aufmerksam auf des Vaters Stimmung achtete, wollte es fast erscheinen, als ob Thränen in seinen Augen schwämmen, die er nur mit Mühe zurückzuhalten vermochte. So stand sie denn rasch von ihrem Sitze auf, begab sich auf die Bank zu ihm hin, umfaßte ihn liebevoll und legte ihren schönen Kopf schmeichelnd und zugleich stillschweigend tröstend an seine Schulter. Johanna dagegen, ohne zu ahnen, daß

sie durch die Fortsetzung des einmal eingefädelten Gesprächs dem guten Manne einen noch größeren Schmerz bereiten könne, und in der besten Absicht, seine verdüsterte Stimmung in eine heitere zu verwandeln, sagte, indem sie sich über den Tisch beugte und ihre weiche weiße Hand auf die seine legte:

»Lieber Onkel, verzeih', wenn ich so unbescheiden bin, mir über einige Deiner Worte, die für mich unverständlich sind, so oft Du auch schon Aehnliches zu mir gesprochen hast, noch eine weitere Erklärung auszubitten, denn sieh, ich möchte verschiedene Dinge und Punkte, die mir in Deinem seltsamen Lebenslauf bis jetzt dunkel geblieben sind, wohl in etwas klarerem Lichte sehen. Also sage mir zuerst, warum hast Du Dich denn eigentlich so lange auch von meiner Mutter fern gehalten und vor fünf Jahren, als Du wieder nach Europa zurückkamst, kein Wort von Deiner Ankunft hören lassen?«

Jacob van der Myers richtete sich bei diesen ihn so stark bedrängenden Worten aus seiner in sich selbst versunkenen Haltung fast stolz in die Höhe, sah das junge Mädchen mit einem wunderbar tief dringenden Blick düster an und sagte schwermüthig und fast jedes Wort nur mit Mühe über die Lippen bringend:

»Kind, Du fragst in einem Augenblick mehr, als ich Dir in einer Stunde beantworten kann und so will ich Dir vielleicht ein anderes Mal, wenn ich in besserer Stimmung dazu bin, völligen Aufschluß über den Grund meiner Zurückgezogenheit von meiner ganzen Familie geben. Für jetzt will ich Dir nur so viel sagen, daß ich mich

nicht an Deine Mutter gewandt habe und mich nicht an sie wenden konnte, einmal weil ich von ihrer Existenz und ihrem Aufenthalt in Amsterdam gar nichts wußte, und sodann – sodann, weil ich die Erinnerung an mein altes Unglück nicht noch einmal heraufbeschwören und auf keine Weise über Dinge zu reden oder zu verhandeln veranlaßt sein wollte, die lange begraben sind und die ich am liebsten ganz aus meinem Gedächtniß verwischte, wenn das – ach! wenn das überhaupt möglich wäre. Denn sieh, mein Kind, ich gehöre einmal zu den Menschen, denen von Kindheit an das Unglück – nicht in allen, aber in vielen Dingen – mit in die Wiege gelegt ward. Bis zu meinem fünfunddreißigsten Jahre freilich war ich leidlich glücklich, so lange ich mich unter den strengen Willen meines – nun ja, meines Vaters widerspruchslos beugte. Von dem Augenblick an aber, wo – nun, ich will das richtige Wort aussprechen, so hart es auch klingen mag – wo ich mich von der über mich verhängten Tyrannei loszumachen, also ein freier und unabhängiger Mensch zu werden versuchte, fiel das lange wie ein Damoklesschwert über mit hängende Unglück in fühlbarer Wucht auf mich herab und drückte mich, den bis dahin weichen und nachgiebigen Menschen, der nun auch hartnäckig auf seinen eigenen Meinungen bestand und unwandelbar der Pflicht gegen sich selbst und dem Gebote seiner männlichen Ehre zu folgen entschlossen war,

nieder in den Staub, aus dem ich mich nur mit Aufopferung aller früher besessenen Lebensgüter erheben konnte. Manchen Menschen, und wunderbar und unbegreiflich ist es, gelingt Alles, was sie im Leben ergreifen und thun, mir aber gelang eigentlich nichts. Was ich auch beginnen mochte, mißlang am Ende, wenn ich auch eine Zeit lang auf einen Erfolg rechnen zu können glaubte. So bestand mein ganzes Leben aus einem beständigen Kampf gegen mir widerstrebende äußere Gewalten und so war auch mein Leben, ein einziges Glück ausgenommen, von dem ich hier nicht reden will« – und hierbei streifte ein rascher Blick über seine ihm fast mit Andacht zuhörende Tochter hin – »allen Glückes, jeden Genusses, jeder Freude von außen baar. Ach, und vielleicht bin ich nicht ganz ohne Schuld dabei, denn ich hätte wohl glücklicher sein, wohl mehr genießen können, wenn ich mehr die Gegenwart zu erfassen vermocht und nicht immer in den Träumen und Phantasien einer unerreichbaren und mir doch immer lockend vor Augen schwebenden Zukunft geschwärmt hätte.«

Hier sank sein Kopf, als wäre er ihm von den ihn erfüllenden Gedanken zu schwer geworden, wieder auf die Brust und er seufzte aus tiefster Seele auf. Mit einem Mal aber erhob er ihn wieder, schaute mit wehmuthsvollem Lächeln auf seine Tochter hin und sagte dann:

»Doch was will ich eigentlich und warum klage ich? Jetzt ist ja Ruhe und Frieden bei mir eingekehrt, ich bin mit meinem Kinde in meinen beschränkten Verhältnissen

glücklich und zufrieden, und der alte Vulkan wild auf-
lammender Leidenschaft und unerreichbarer Wünsche ist
ausgebrannt. O ja, ich hätte mehr besitzen können, als
ich auf diesem kleinen Erdenfleck mein Eigen nenne, ich
hätte mir ohne große Mühe ein ungeheures Vermögen
erwerben können, wie es Andere gethan, hätte auch in
einem prachtvollen Schlosse wohnen, in reichen Karo-
sen mit schönen Pferden fahren und zahlreiche Diener-
schaft um mich haben können, aber – wißt Ihr, Mädchen,
warum ich das Alles nicht erreicht und mir zu erhalten
vermocht, denn ich besaß ja schon einen großen Theil
davon? Weil ich – und das ist der Stolz, der mich auf-
recht hält, das ist die Stütze, die mein Herz nicht sinken
läßt, so oft es auch entmuthigt auf die in der sonderbaren
Welt zu Götzen ihrer eigenen Größe emporgewachsenen
Nabobs blickt – weil ich – ein ehrlicher Mann war, weil
ich mein, einem mir ewig theuren Wesen« – und hierbei
striefte sein Blick wieder mit unsäglicher Innigkeit die
sich immer inniger an ihn anschmiegende Tochter – »ge-
gebenes Wort halten und ein Mann sein und bleiben woll-
te, der lieber Alles opfert, als daß er sich selbst untreu
wird. Doch« – und er erhob sich rasch und drängte Sarah
sanft von seiner Seite – da habe ich Euch und nament-
lich Dir, Johanna, denn Sarah weiß das ja schon lange,
doch mehr gesagt, als ich vorher sagen wollte, aber Du
hast mir mit Deinen Fragen die Bitterkeit aus der See-
le gezogen und nun bin ich wieder lange frei davon –

also ich danke Dir, wenn ich mich auch selbst dabei etwas aufgeregt habe, was ich nie mehr zu thun mir vorgenommen hatte. Allein dagegen giebt es glücklicher Weise ein Heilmittel, das in meinem Bereich liegt – ich gehe in meine Berge und betrachte das ewig heilsame und göttliche Walten in der Natur. Das reinigt die Seele von ihren Flecken, das beruhigt das laut pochende Herz und das kräftigt den männlichen Geist, wenn er, von seinem Mißgeschick fast erdrückt, in Ohnmacht hinsinken will. Guten Morgen, Kinder! Ich gehe zwei Stunden dort hinauf, aber um Zehn bin ich wieder bei Euch, und dann – und dann wollen wir nicht mehr von diesen Dingen reden und ganz andere Gedanken verfolgen. Lebt wohl!«

Und mit raschem Gruße sich entfernend, schritt er aus dem Garten um das Haus herum und betrat den schmalen Fußweg, der unmittelbar hinter dem leerstehenden Hause, in welchem die Kelterei lag, begann und in endlosen Zickzackwindungen nach den steil ansteigenden Weinbergen führte.

SIEBENTES CAPITEL. DER WÜRFEL WIRD GEWORFEN.

Als Jacob van der Myers seine Tochter und Nichte verlassen hatte und ihren Augen zwischen den ihn bald verbergenden Weinstöcken verschwunden war, saßen die beiden Mädchen wie eingeschüchterte Vögel regungslos einander gegenüber und schauten sich eine Weile schweigend und fragend an. Augenscheinlich war die sanftere Sarah von dem eben überstandenen Auftritt tiefer erschüttert, als die lebensfrische Johanna, aber auch diese

hatte einen sichtbaren Eindruck von dem seltsamen Gebahren des unglücklichen Onkels empfangen, denn daß dieser trotz seiner gerühmten Ruhe und seines Friedens noch immer sehr unglücklich war, das hatte sie jetzt wieder einmal recht klar in ihrem mitfühlenden Herzen empfunden. Aber da raffte sie sich mit muthiger Willenskraft aus dem Schweigen empor, in das auch sie versunken war, und mit energischem Aufschwung sich in die Lage versetzend, die sie hier den obwaltenden Verhältnissen gegenüber einnahm, faßte sie Sarah unter den Arm, ging mit ihr langsam auf dem breiten Wege, der in gerader Linie vom Hause, durch den ganzen Vorgarten bis zum Gitterthor führte, hin und her und sagte, mit ihren treuen blauen Augen in die tiefschwarzen ihrer Cousine blickend, mit dem herzlichsten Ton:

»Sarah, sprich, habe ich Deiner Meinung nach Unrecht gethan, daß ich Deinen Vater wieder in jene alten längstüberwundenen Zeiten zurückführte? Ich glaube es kaum, und wenn ich mir in die Gedanken rufe, zu welchem Zweck ich hauptsächlich hierhergekommen bin, so muß ich mir sagen: ja, das Mittel schmeckte bitter, welches ich ihm eingab, aber es ist ja ein Heilmittel und trägt zu seiner völligen Genesung bei. Nun, habe ich darin Recht?«

Sarah nickte still und drückte den Arm des jungen Mädchens fester an sich, schon dadurch ihre Uebereinstimmung mit ihr zu erkennen gebend. »Wenn es zu seiner Genesung führt,« sagte sie sanft und leise, wie sie immer sprach, »so halte ich es auch für gut, obgleich er bei Deinen Bemerkungen schmerzlich gelitten haben

mag. Ich kenne ihn darin und nun werden wir ihn den ganzen Tag in sich versunken und an die Vergangenheit zurückdenkend finden. Aber dennoch muß ich Dir Eins sagen. Ich weiß nicht, wie es kommt, und ich begreife kaum, wie es möglich ist, aber Du übst eine mächtige Einwirkung auf meinen Vater aus und er läßt sich von Dir Mancherlei sagen, was ihm kein Anderer sagen dürfte. Mag es nun Deine schmiegsame Liebenswürdigkeit sein, mit der Du Deine Fragen an ihn richtest, oder wohnt Dir eine geheime Kraft über ihn inne, genug, von Dir duldet er das, Dich hört er an, ja er antwortet Dir darauf, und er braust auch nie mehr so auf, seitdem Du bei uns weilst, trotzdem Du seine Erinnerung an die Vergangenheit so oft zu wecken suchst. O, Du hättest ihn nur früher sehen sollen, wie verschlossen, wie abstoßend, wie wortkarg er ganze Wochen lang gegen die Menschen war, und jetzt, seitdem Du hier bist, sitzt er viel länger bei uns, plaudert mit Dir über alle möglichen Dinge und ist fast gemüthlich geworden, was ich, trotz meines besten Willens dazu, früher nie bei ihm zu erreichen vermochte. Du bist ein seltsames Wesen, und ach, was hast Du auch aus mir gemacht? Ich kenne mich selbst nicht mehr, seitdem Du bei uns bist, aber ich denke weiter nicht darüber nach und fühle nur, daß Du unendlich liebenswürdig und verführerisch bist.«

Johanna umfaßte Sarah's schlanke Taille, drückte sie fest an sich und küßte sie wiederholt auf Mund und Augen. »Du kleine Schmeichlerin,« sagte sie, »was zunächst Deinen Vater betrifft, so sind es wohl nicht meine von

Dir über Gebühr gerühmte Liebenswürdigkeit und Verführungskunst allein, die ihn bezwungen und mir näher geführt haben, als er bisher anderen Menschen stand, vielmehr hat es meiner Ansicht nach zumeist der Umstand gethan, daß ich – und das ist mit Absicht geschehen – die Erinnerung an seine Familie und sein Vaterland wieder in ihm wachgerufen habe, nach welchem letzteren er von einer Dir und aller Welt verheimlichten Sehnsucht fast verzehrt wird. Und glaube mir, ich habe ihn oft genug mit meinem ganzen Herzen und meinen scharfen Augen studirt. Die feindselige Gesinnung gegen seine Familie, die ihn seiner Meinung nach so schwer geschädigt und längst vergessen hat, ist nicht so groß, wie sie oft erscheinen mag, im Gegentheil, sein ganzes Herz hängt wider sein Wissen und Willen daran, und das will er sich nur nicht selbst und viel weniger uns eingestehen. Darum eben muß man ihn immer reizen und stacheln, muß ihn mit Gewalt in die Vergangenheit zurückführen, und das ist ja mein Vorsatz, mit dem ich, wie Du weißt, die beste Absicht von der Welt verbinde.

»Was nun aber Dich selbst betrifft, meine Liebe, so habe nicht ich persönlich so günstig auf Dich eingewirkt, sondern allein der Umstand, daß ich Dich auf das Dir bevorstehende Glück aufmerksam machte, ein Glück, welches Du so lange acht- und rathlos bei Seite liegen ließest; ferner weil ich Dein Herz vor Deinen eigenen Augen geöffnet und Dir bewiesen habe, daß es *außer* uns Menschen giebt, die man eben so innig und heiß lieben muß, wie sie *uns* lieben. Mit einem Wort, Sarah, und ich

will jetzt ganz ehrlich mit Dir sprechen: Du hast durch mich Dein eigenes Herz kennen gelernt, als ich Dir die Mittheilung machte, daß Philipp Dich in der That liebt, was Du bisher nur vermuthetest, und da hast Du mir gestanden, daß Du ihn wieder lieben würdest, wenn die Verhältnisse, die Du für unüberwindlich hieltest, als Du in ihm einen so nahen Verwandten Deines Vaters erkanntest, es Dir gestatten würden. Nun, meine Liebe, die Verhältnisse gestatten es wirklich oder werden es vielmehr gestatten, sobald wir, das heißt ich und meine Helfershelfer, die Hindernisse, die zwischen Philipp und Dir stehen, überwunden haben werden. Und das wird nun hoffentlich sehr bald geschehen und Du mußt nur noch eine kleine Weile Geduld haben. Denn nun endlich ist der Zeitpunkt des Handelns für unsere Geliebten gekommen

–«

»Für *unsere* Geliebten?« unterbrach Sarah mit stammelnder Zunge die so lebhaft Redende und indem eine feuerrothe Gluth über ihre Wangen schoß und ihr reizendes Gesicht noch unendlich verschönte.

»Ja, für *unsere* Geliebten, sage ich mit Bedacht,« fuhr Johanna fort, »denn daß ich ein Recht habe, Philipp Deinen Geliebten zu nennen, habe ich Dir klar genug auseinander gesetzt. Daß *er* Dich liebt, wie ein edler junger Mann ein schönes Weib nur lieben kann, weiß ich von ihm selbst, er hat es mir mit deutlichen Worten gesagt, und daß auch Du *ihn* lebenswürdig findest, ja noch etwas mehr – dies kleine Geheimniß habe ich Dir redlich ausgepreßt, nachdem wir ein Langes und Breites über

Eure Begegnung in London vor anderthalb Jahren gesprochen hatten. Also, um noch einmal auf den Hauptpunkt zurückzukommen – die Zeit des Handelns ist da; Jan van der Straaten hält Wort, und sein letzter Brief, der vor wenigen Tagen kam, hat mich vollständig über die letzten Bedenken beruhigt, die noch dann und wann in mir aufstiegen, wenn ich das trübe und melancholische Gesicht Deines Vaters ansah und die tiefe Kluft überschaute, die ihn bis jetzt noch immer von seiner Familie trennt. Doch Du hörst mir äm Ende wohl gar nicht zu?«

In der That, Sarah schien bei den letzten Worten Johanna's an etwas ganz Anderes gedacht zu haben, als diese ihr gesagt, denn sie seufzte, als die Cousine schwieg, tief auf und sagte dann leise:

»O Du Glückliche! Du hast Deinen Freund noch vor Kurzem gesehen, in jeder Woche drei oder vier Briefe von ihm erhalten, und weißt also, daß Dein Bild in seinem Herzen lebt. Aber ich, ach! was weiß ich von dem Manne, der mir vom ersten Augenblick an, da er vor mich trat, als ein Edler erschien und dem ich durch ein beklagenswerthes Schicksal entrissen wurde, noch bevor ihm das Wort entschlüpft war, das mir seine Gefühle verrathen hätte, obwohl ich sie deutlich genug in seinen Augen lesen und aus seinen Reden heraushören konnte.«

Johanna drückte die langsam und mit gebeugtem Kopfe neben ihr hinwandelnde Gestalt wieder fester in ihren Arm, bevor sie sagte: »Nun ja freilich; Du hast ja auch ganz richtig in seinen Augen gelesen und das Wahre aus seinen Reden herausgehört, ich habe es Dir ja schon

hundert Mal gesagt und endlich wirst Du mir doch wohl glauben, Du kleine Thörin. Allerdings bist Du schon anderthalb Jahre von ihm getrennt und er hat Dir während dieser Zeit kein Zeichen seiner Hingebung zukommen lassen können. Doch das hängt ja auch ganz natürlich zusammen. Ging es denn anders, konnte er sich Dir auf irgend eine Weise nähern, war die Gefahr bei Deinem – verzeihe mir – etwas starrsinnigen Vater nicht zu groß und hing dieser nicht zu fest seinen Vorurtheilen und Irrthümern an? Nun, siehst Du, jetzt lächelst Du wieder und Du thust recht daran. Habe nur noch ein wenig Geduld; der Würfel der Entscheidung wird bald geworfen werden; Jan und Philipp, ihren Vorsätzen und edlen Absichten getreu, kommen bald und dann werden sie solche Mittel ergriffen haben, daß sie ihren großen Zweck, Dich zu erobern, und Deinen Vater zur richtigeren Anschauung der vorliegenden Thatsachen zu bekehren, erreichen. Also nur noch eine kurze Zeit Geduld!«

»Ja, ja, Johanna, recht gern. Ach, ich habe mich ja schon so lange in Geduld geübt. Aber nur das Eine sage mir noch einmal, obgleich Du mir es schon so oft gesagt: wie habt Ihr nur den Entschluß fassen können, das Alles zu Stande zu bringen? Es war das doch etwas sehr Schwieriges und ich wenigstens wäre vor der großen Aufgabe zurückgebebt. Ich bewundere eben sowohl Euren Muth wie Eure Erfindungsgabe.«

»Kind, was ist denn da zu bewundern und was für ein Muth vorhanden, wengleich ich der Erfindungsgabe der beiden Männer allerdings auch ein kleines Loblied

spenden muß! Dein Freund Philipp liebte Dich, Du hattest es ihm mit Deinen Gazellenaugen in London schon am ersten Tage angethan, als er zwar nicht Deinetwegen, sondern nur Deines Vaters wegen dahin gekommen war. Nun, als er Dich gesehen und lieben gelernt, da war sein einfacher Zweck mit einem Schlage ein doppelter geworden, er wollte Dich zugleich mit Deinem Vater erobern, der ohne seine Schuld so vielen Kummer erlitten, und da wuchsen seine Kräfte und er fand kein anderes Mittel so heilsam und gut, als das, welches wir Alle zusammen ausgeführt. Ich war die einzige Person, die dazu geeignet war, das so mühsam aufgezogene Uhrwerk in Gang zu bringen, zumal ich glücklicher Weise mit Deinem Vater auf eine Weise verwandt war, die mit seinem Familienzweck gar nichts zu thun hatte. Und so übernahm ich meine Rolle gern, kam hierher, studirte Euch, lernte Euch kennen und lieben, und nun sage mir, habe ich diese meine Rolle nicht ganz artig durchgeführt?«

Jetzt umarmte Sarah die Cousine und küßte sie lebhaft. »Ja,« sagte sie, »und ich bewundere Dich und Deine Klugheit, in der That. Aber bei alledem hast Du Dir eine schwere Last aufgebürdet.«

»O, gar nicht so schwer, wie Du sie Dir denkst, Sarah, und ich führe die mir zu Theil gewordene Aufgabe mit wahren Vergnügen aus, da ich ja den besten Erfolg vor Augen habe. Wenn ein Mädchen wie ich ihren Bräutigam herzlich liebt, ihm ganz vertraut und er ihr nun sagt: ›Thue Dies und Das, Du thust Gutes damit und hilfst außerdem mir, meinem Freunde, Deiner Cousine und ihrem

Vater, Deinem Onkel damit,« dann, Sarah, thut dies Mädchen Alles, was man von ihm verlangt, und das habe ich bis jetzt gethan und werde es auch ferner thun.«

»Ach ja, das mag Alles recht gut sein,« nahm Sarah wieder das Wort, »aber ich zittere doch vor der Ausführung, die noch dazu, wie Du sagst, unmittelbar vor uns liegen soll. Was wird mein Vater sagen, was thun, wenn nun geschieht, was die beiden Männer beabsichtigen, und wenn er endlich erfährt, daß ich meine Hand auch dabei im Spiele gehabt?«

»Närrchen, darüber zerbrich Dir nur nicht den Kopf und diese Sorge überlaß dreist unseren beiden Geliebten. Die sind klug, sind unternehmend, sind überzeugt von ihrem Recht und somit auch stark, und sie werden keinen Schritt thun, der Dir irgend ein Ungemach bereiten könnte. Nur mußt Du Geduld haben, Deine Ruhe bewahren und immer darauf bedacht sein, auch Deinen Vater zu beruhigen und so mit mir zugleich auf den einzigen Punkt hinzuwirken, der hier allein von Wichtigkeit ist und in Betracht gezogen werden muß, daß nämlich sein und Dein Schicksal von der Klugheit unseres Benehmens insgesamt abhängt, und daß wir unsern Zweck nur erreichen können, wenn ein Jeder von uns seine Schuldigkeit thut.«

In diesem Augenblick, als die beiden Mädchen gerade an dem Gitterthor, das vom Garten des Nußhofs auf die Landstraße davor führte, angekommen waren, wurde ein rascher Schritt auf derselben hörbar und gleich darauf trat ein Postbote, der eben einen Brief aus seiner Tasche

hervorholte, vor das Gitter, um nach dem Glockenzug zu greifen, der an der stets verschlossen gehaltenen Thür hing.

»Ha!« rief Johanna laut aus und schoß schon wie ein Falke dem Boten entgegen, »der hat einen Brief für mich. – Haben Sie einen Brief an Johanna van der Hooghe?« fragte sie dann den von seinem eiligen Gange ganz erhitzten Mann.

»Ja, mein Fräulein, ich habe einen Brief, durch einen expressen Boten zu bestellen, und hier ist er.«

Johanna warf nur einen raschen Blick auf die Adresse und alsobald flog eine hohe Gluth innerer Freude über ihr schönes Gesicht. »Ich danke Ihnen,« sagte sie, »das traf sich günstig – hier haben Sie Ihren Lohn.«

»Ich bin schon bezahlt, mein Fräulein,« versetzte der Bote höflich.

»Das thut nichts – hier, nehmen Sie!« Und flugs hatte sie aus ihrer Rocktasche ihre Börse gezogen und reichte dem Boten ein großes Geldstück hin. »Der Brief ist wichtig für mich und er kam – zur rechten Zeit. Leben Sie wohl!«

Der Bote war schon lange wieder nach der Stadt zurückgekehrt, aber die beiden Mädchen standen noch immer auf demselben Fleck und starrten bald sich, bald den Brief an, dessen Adresse Johanna nicht oft genug lesen zu können schien, als vermöge sie schon aus den so zierlich hingezeichneten Buchstaben derselben auf den Inhalt des Briefes zu schließen. Jedenfalls aber war Sarah noch viel mehr bewegt als ihre Cousine, ja ihre Erregung

glich der Bestürzung und ihr Busen flog stürmisch auf und nieder, während ihr Gesicht ganz bleich geworden war. Aber da riß Johanna sie aus ihrer betäubungsartigen Schweigsamkeit auf und rief, damit sich selbst und die Freundin wieder in's Leben zurückführend:

»Komm in's Zimmer, Sarah, geschwind! Da können wir ihn ruhig lesen, ohne belauscht zu werden. Denn daß dieser Brief wichtig und bedeutungsvoll ist, das sagt mir mein Herz. Also komm!«

Fast athemlos kamen sie Beide gleich darauf in Johanna's kleinem Balkonzimmer an, wo sie am ungestörtesten waren, denn hierher verstieg sich Jacob van der Myers niemals; aber trotzdem hier keine Störung zu befürchten war, schloß die vorsichtige Johanna doch noch die Thür zu und nun erst ließ sie sich einigermaßen beruhigt in einen Sessel sinken, während Sarah zu ihren Füßen niederkniete, ihr erwartungsvoll in das glühende Gesicht sah und einmal über das andere rief:

»Lies, lies laut, damit ich es auch gleich höre!«

»Gewiß,« erwiderte Johanna, während sie doch schon die in holländischer Sprache geschriebenen Zeilen mit blitzendem Auge überflog, »warte noch einen Augenblick. Ich will nur sehen, ob nicht etwas darin steht, was ich nur allein wissen darf.«

Gleich darauf hatte sie den Inhalt schon in sich aufgenommen, und, laut aufathmend, beugte sie sich zu Sarah nieder, küßte ihre Stirn und sagte mit glückseligem Lächeln:

»Ja, jetzt sollst Du hören, was mein theurer Jan schreibt. Du kannst jedes Wort vernehmen und wirst bald sehen, wie wichtig das überaus kurze Briefchen ist.« Und sie las unter fortwährendem Erröthen und mit beinahe zitternder Stimme, so sehr sie sich auch bemühte, sich den Anschein größter Ruhe zu geben:

»Theuerste Johanna! Nur wenige Zeilen heute, das Andere mündlich bald, recht bald. Mit einem Wort: wir sind da, Philipp und ich, Dein treuer Jan. Alles ist fertig, Alles bereit und die Ausführung des lange Besprochenen kann augenblicklich beginnen. Beruhige vor allen Dingen Deine Cousine Sarah, die Du so aufgereggt und beklommen schilderst. Sie braucht keine Besorgniß zu hegen, gar keine, wir sind für Alles auf's Beste vorbereitet und Du selbst wirst von der einfachen Art und Weise, wie unser kleiner Feldzug beginnt, eben so überrascht wie erfreut sein. Und nun gieb Acht, hier kommt die Einleitung. Noch heute Morgen Punkt elf Uhr werde ich im Nußhof eintreffen und Deinen Onkel zu sprechen begehren. Halte Du Dich aber von mir fern, damit uns nicht trotz unserer Vorsicht unsere Blicke verrathen, wenn wir zum ersten Mal wieder auseinander treffen. Die Trennung zwischen uns dauert ja nur noch kurze Zeit, und dann, dann, mein Hänschen, werden wir ohne jede Trennung wie die Engel im Paradiese mit einander leben. Ich küsse Dich tausend Mal. Verbrenne diesen Wisch augenblicklich, damit er nicht irgend einem Uneingeweihten unser Geheimniß verrathe. Bis auf Wiedersehen

Dein treuer Jan.«

Wenn Johanna geglaubt hatte, daß durch Lesung dieses Briefes Sarah's Bestürzung gänzlich und auf der Stelle weichen würde, so hatte sie sich sehr geirrt. Diese lag noch immer auf ihren Knieen, blickte zagend in die frohlockenden Augen der Cousine und konnte keine Worte finden, um den sie beherrschenden Empfindungen einen verständlichen Ausdruck zu geben. Erst nach einer Weile faßte sie sich und indem sie vom Teppich aufstand, schlug sie die Hände zusammen, ging mit hastigen Schritten im Zimmer hin und her und rief: »Gott sei Dank, Gott sei Dank, daß mein Vater nicht hier war, als dieser Brief kam, ich hätte ihm in keinem Fall meine Aufregung verbergen können.«

»O Du Närrchen,« erwiderte Johanna, in ausgelassener Freude auf sie zuhüpfend, sie mit ihren Armen umschlingend und fast mit Küssen erdrückend, »wie kannst Du nur denken, daß ich ihn in seiner Gegenwart eröffnet und gelesen hätte! Nein, darin muß man über die Maßen vorsichtig sein und solche Liebesbriefe gehören nicht vor die Augen und Ohren Deines Vaters. O, also sie sind da! Ja, Gott sei Dank! sage ich auch, aber aus einem ganz anderen Grunde als Du. Und nun geht die Entwicklung vor sich, der ich schon lange mit wahrhafter Freude entgegengesehen, und Du, ja Du wirst erst recht darüber glücklich sein, wenn Du erkennst, wie klug und überlegt sie Alles in Bereitschaft gesetzt haben.«

»Ach, ich wollte, es wäre so, wie Du sagst,« entgegnete Sarah, die sich alle Mühe gab, die gefaßte Haltung ihrer Cousine nachzuahmen, »aber was thun wir nun?«

»Was wir thun? O, das will ich Dir gleich sagen. Geschwind, sieh nach, was ist die Uhr? Ah, es ist kaum halb Neun und um Elf erst kommt er zu Deinem Vater. Da haben wir ja noch lange Zeit, uns fein säuberlich anzukleiden und mit Deinem Vater das Frühstück einzunehmen. Aber recht hübsch müssen wir uns Beide machen, denn es wäre doch immer möglich, daß Jan eine von uns ganz zufällig sähe, ja Dein Vater selbst könnte auf den Einfall gerathen, uns dem heutigen Besucher vorzustellen.«

»O nein, das besorge ich nicht,« nahm Sarah schon viel gefaßter das Wort, »mein Vater führt nie einen Fremden zu mir, mit dem er irgend ein Geschäft abzuwickeln hat. Und aufrichtig gesagt, es wäre mir auch gar nicht lieb, wenn er es heute thäte, denn ich fürchte, daß ich dabei nicht Herrin meiner Aufregung werden würde und dann wäre ja unser ganzes Geheimniß dem aufmerksamen Vater bald verrathen.«

»So,« erwiderte Johanna mit artigem Schmollen, was ihr doch gewiß nicht aus dem Herzen kam, »also auch mir gönnst Du nicht den Anblick meines Bräutigams, den ich zehn Wochen lang nicht gesehen?«

»O doch, den gönne ich Dir wohl, aber bedenke doch –«

»Was ist denn da zu bedenken? Jan kommt, um die ihm zugefallene Rolle bei Deinem Vater zu spielen, und

ich, darauf verlaß Dich, werde mich an irgend einem Fenster so aufstellen, daß ich wenigstens seine Gestalt erblicke, wenn er durch den Garten geht. Ha, ja, also so weit sind wir! Nun, so komm und laß uns unsere Toilette machen, und wenn wir damit fertig sind, dann warten wir Deinen Vater ab. Er kommt ja immer pünktlich zum Frühstück, seinem Lieblingsessen zurück. Wir holen ihm dann eine Flasche seines besten Weines aus dem Keller und suchen ihn so heiter wie möglich zu stimmen, damit Jan seine Arbeit nicht zu schwer wird. Siehst Du, das ist unsere jetzige Aufgabe und sie ist doch wahrhaftig leicht genug.«

»O mein Gott!« rief Sarah, mit verwunderungsvollen Blicken das fröhliche Mädchen betrachtend, »was Du für ein merkwürdiges Wesen bist! Welche Entschlossenheit, welche Sicherheit liegt in Deinem ganzen Gebahren, und ich – ich kann nur zittern, wo Du vor Freude fast außer Dir bist!«

»Das ist auch ganz in der Ordnung, meine Liebe. Welches Mädchen wird zittern, wenn es seinem Geliebten so nahe ist und ihn ein so herrliches Geschäft mit dem freudigsten Muthe beginnen sieht? Und daß Dein Philipp nicht weit von meinem Jan entfernt ist, das weiß ich nur zu gewiß, und so solltest Du Dich auch so freuen wie ich. Doch jetzt komm', wir haben nicht viel Zeit zum Plaudern übrig, und während Du Dich ankleidest, wirst Du Deine ganze Fassung wiedergewinnen. Ich habe noch kein Mädchen kennen gelernt, das, wenn es sich wohlgekleidet im Spiegel sieht, nicht die Hoffnung hegt, mit

einer freundlichen Miene seinem Geliebten zu gefallen, und dies Bewußtsein verscheucht alle Grillen, von denen Du leider nur zu oft geplagt wirst. Vorwärts, komm und putze Dich recht sehr, ich werde es eben so machen.«

Die beiden schönen Mädchen trennten sich und blieben nun mit ganz verschiedenen Gefühlen in ihren weit von einander getrennten Zimmern allein, aber schon nach einer halben Stunde erschienen sie wieder im Frühstückszimmer und betrachteten sich neugierig und mit verwunderten Augen, denn Beide sahen heute in den gewählten Kleidern wunderbar schön und lieblich aus. Als sie sich aber darüber einige Bemerkungen zugeflüstert, begannen sie den Tisch zu ordnen, den eine Magd schon gedeckt und mit Tellern besetzt hatte. Als sie bald darauf mit Allem zu Stande gekommen, sagte Johanna in der muntersten Laune:

»Nun sind wir auch damit fertig, Sarah, und es fehlt nur noch der Wein. Soll ich ihn schon jetzt aus dem Keller holen, damit Dein Vater ihn gleich auf dem Tische findet und nicht eine andere, ihm weniger zusagende Sorte bestellt?«

»O nein,« erwiderte die bedächtigere Sarah, »wir holen ihn erst, wenn der Vater hier ist, dann hat er ihn frisch und kühl, wie er aus dem Felsen kommt, und das stimmt ihn immer heiter und vergnügt.«

So geschah es denn auch, aber sie mußten ihre mit jeder Minute zunehmende Ungeduld noch lange zügeln, denn es war, als sie mit Allem zu Stande gekommen, erst halb zehn Uhr und beinahe eine halbe Stunde später kam der Hausherr erst von den Weinbergen herunter und begab sich zunächst in sein Ankleidezimmer, um sich von Staub und Schweiß zu reinigen, womit ihn das Herumklettern auf den steilen Bergen bedeckt. Als er aber dann mit ziemlich heiterem Gesicht in das Frühstückszimmer trat, zuerst nach dem Tische und dann auf die beiden ihn mit Spannung erwartenden Mädchen blickte, schien er sich zu verwundern, ohne jedoch seinen Gedanken sogleich einen hörbaren Ausdruck zu geben, denn über seiner Tochter Kleidung sprach er nie, sie mochte sich in Staat geworfen haben oder im einfachen Hauskleide erscheinen. Aber da war es die leichtblütige Johanna selber, die ihn diesmal darauf aufmerksam machte, indem sie dicht zu ihm herantrat, ihn schmeichelnd mit dem Arm umfing und sagte: »Onkel, lieber Onkel, sieh mich nicht so verwundert an, wenn Du mich einmal in einem seidenen Kleide findest, wie wir es zu Hause in den kleinsten Gesellschaften ja beständig tragen. Aber sieh, es ist heute ein so schöner Tag, Du bringst gewiß gute Nachrichten mit vom Berge herunter, und zu einem so wohlbesetzten Frühstückstisch, wie Du ihn da vor Dir siehst, gehören auch anmuthig geschmückte Frauen. Nicht wahr?« Jetzt erst ließ Jacob van der Myers einen ruhig betrachtenden Blick auch über seine Tochter laufen und sie mochte ihm wohl gefallen, denn er sagte mit stillem Lächeln sogleich:

»Du magst Recht haben, Johanna, wie immer. Aber Ihr gefällt mir stets wohl und ich freue mich, wenn es Euch beliebt, Euch vor mir altem steifen Mann in einen solchen Putz zu werfen. Doch was ist das, Mädchen, Du gießest mir schon den Wein ein, ehe ich etwas gegessen habe?«

»Ja, lieber Onkel, denn ich kann mir denken, daß Du durstig vom Berge heruntergekommen bist. Es war wohl sehr heiß oben?«

»Ja, heiß war es genug, Du hast Recht, und die Blüthe steht in ihrer ganzen Pracht. Es duftet wie in einem Blumengarten da oben.« Dabei hatte er das vollgeschenkte Römerglas an die Lippen geführt und roch zuerst daran. »Aber was ist das?« fragte er verwundert. »Habt Ihr mir schon zum Frühstück den Doctor heraufgeholt, den ich erst am Abend, wenn wir musiciren, zu trinken liebe?«

Sarah schwieg, aber Johanna nahm die Frage hastig auf und versetzte: »Nun, ich dachte nur, da Du ihn so gern am Abend trinkst, würde er Dir auch einmal am Morgen munden, zumal Sarah und ich ihn auch so gern kosten.«

»Ah!« sagte der Hausherr mit einem froheren Gesicht als sonst, »das wird wohl die Hauptsache sein. Nun, dann habe ich nichts dagegen und so segne Gott unsre Mahlzeit! Kommt her, Kinder, stoßt an!«

Die Mädchen ergriffen ihre von dem kühlen Wein thauig angehauchten Gläser und stießen sie mit dem des Hausherrn zusammen; dann aßen und tranken sie und während dieses Vorganges sprachen sie nur wenig, der Vater, weil er überhaupt selten bei Tische sprach, und die

Mädchen aus sehr verschiedenen Beweggründen. Auch wagten sie nicht, sich fernerhin anzublicken, aus Furcht, es möchte in ihren vor innerer Aufregung flammenden Augen irgend ein Verräther des geheimen Bündnisses zu Tage treten und dem stillen Vater ihre Stimmung doch endlich klar machen. Nur Johanna's Augen flogen von Zeit zu Zeit nach der auf einer Console unter dem Spiegel stehenden Uhr und je weiter der Zeiger auf derselben vorrückte, um so stiller wurde sie, denn sie legte sich in Gedanken wohl zehnmal die Frage vor, wie der ersehnte und doch so gefürchtete Auftritt, den man nun bald erwarten mußte, in's Leben treten würde.

Da war man an's Ende der vom Vater immer gern etwas lang hinausgezogenen Lieblingsmahlzeit gekommen, die Weinflasche war geleert und der Zeiger der Uhr hatte nur noch wenige Striche bis zu der festgesetzten Stunde zu durchlaufen. Alle Drei saßen unbeweglich und mit ihren innersten Gedanken beschäftigt, schweigend um den Tisch, wobei Sarah's Hände nur dann und wann wie in geheimer Angst bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstande zuckten, da schlug die getreue Uhr den Ablauf der zehnten Stunde an.

»So,« sagte der Vater, nun ist es Elf und jetzt kann ich mich endlich an meine Zeitung begeben.« –

Eben wollte er sich erheben, als ein heller Glockenton laut durch das ganze Haus schallte, dem augenblicklich eine seltsame Stille im Zimmer folgte, denn die beiden Mädchen waren kaum noch im Stande, ihre Aufregung

zu verbergen und sehnten sich bereits nach Befreiung aus der unheimlichen Lage.

»Da kommt Jemand,« sagte Jacob van der Myers und erhob sich von seinem Stuhl, was die Mädchen auch sogleich thaten, aber nicht, wie sie es wohl sonst zu thun pflegten, an's Fenster traten, was er jetzt that, um nach dem Ankommenden zu sehen.

»Es steht ein Mann vor dem Gitter,« sagte er dann, vom Fenster zurücktretend und nicht auf die Mädchen achtend, die sich etwas abseits von ihm hielten und mit irgend etwas im Zimmer zu schaffen machten. Wie lange die Pause dauerte, während deren ihnen das Herz zum Zerspringen schlug, wußten sie nachher selbst nicht zu sagen, aber auch sie nahm endlich ein Ende und eine Magd trat herein, brachte dem Hausherrn eine Karte und sagte:

»Es ist ein Fremder draußen, der Sie zu sprechen wünscht, Herr, und diese Karte hier hat er mir gegeben.«

Der Hausherr nahm dem Mädchen die Karte aus der Hand und blickte forschend darauf hin, zuckte aber gleich darauf leise zusammen, wobei sein Gesicht den Ausdruck einer ihm nicht behaglichen Empfindung zeigte.

»Jan van der Straaten!« las er halblaut. »Hm! der Name, obgleich ein holländischer, ist mir unbekannt. – Was will er von mir?« fragte er das noch an der Thür stehende Mädchen.

»Ich weiß es nicht; er wollte nur den Herrn in Geschäften sprechen, sagte er.«

»Ah, in Geschäften! Es ist gut. Führe ihn in mein Zimmer, ich komme gleich.«

Von dem ihm zu dieser Stunde aufgedrungenen Geschäfte gerade nicht sehr erbaut und im Stillen nachsinnend, was dieser Herr van der Straaten wohl von ihm wollen möge, ging Jacob van der Myers einigemal mit gesenktem Kopfe im Zimmer hin und her, dann sagte er, halblaut zu sich selbst sprechend:

»Jan van der Straaten! Hm! Nein, ich kenne den Namen nicht. Nun, was wird es sein? Ein breitspuriger, Alles beschnüffelnder und billig einkaufender reisender Weinändler, wie sie Einem alle Tage das Haus einlaufen, ja! Der Mann hätte auch zu einer anderen Zeit kommen können! Ich habe eben gefrühstückt und noch nicht einmal die Zeitung gelesen, hm! Aber was will man machen? Man ist einmal Weinproducent und muß nun die Lasten seines Standes tragen. Ja! Guten Morgen, Kinder!«

Erschritt aus dem Zimmer, ohne sich noch einmal nach den Mädchen umzuschauen. Kaum aber war die Thür hinter ihm zugefallen, so blickten die beiden Cousinen starr darauf hin, dann eilten sie auf einander zu, schlossen sich innig in die Arme und Sarah brach, von ihren Gefühlen überwältigt, in ein halblautes Schluchzen aus, während Johanna sie möglichst zu beruhigen versuchte aber dabei doch nach dem Garten hinunterschielte, um wenigstens mit einem Blick den Geliebten zu erhaschen, was ihr auch auf einen Moment gelang, denn eben stieg Jan van der Straaten, von der Magd geführt, die Treppe

vor'm Hause herauf und bald war er im Flur verschwunden, um in das Zimmer zu treten, in welches der Hausherr ihm schon vorangegangen war.

ACHTES CAPITEL. EIN REISENDER WEINHÄNDLER.

Das Zimmer, in welches sich Jacob van der Myers begeben hatte, war sein Wohn- und Arbeitszimmer und es sah darin etwas düster aus, da es, auf der Giebelseite des Hauses gelegen, mit dem einen Fenster nach den Felsen und Weinbergen und mit dem anderen nach dem Garten hinauslag, daher von der einen Seite selbst bei hellem Tageslichte tief beschattet wurde. Trotzdem war es des alten Herrn Lieblingszimmer und er brachte den größten Theil des Tages darin zu, wenn er sich nicht im Freien aufhielt. Es war ein ziemlich hohes, mit einer grauen Tapete überkleidetes Gemach, aber die Farbe derselben war an den meisten Stellen nur hoch oben unter der Decke zu erkennen, da alle Wände ringsum mit Bücherrepositorien bedeckt waren, denn der Büchervorrath des alten Herrn war nicht ganz klein und er besaß nicht nur alle classischen Werke der deutschen, holländischen und englischen Nation, sondern auch viele naturwissenschaftliche und geographische Werke, sowie Pflanzensammlungen und Lexika aller Art, die er kaum in dem ihm zu Gebote stehenden Raum unterzubringen vermocht hatte. Sonstiger Zierrath dagegen war in diesem nur der Arbeit und dem Nachdenken gewidmeten Zimmer sehr wenig zu bemerken. Auf dem altväterischen Schreibtisch, der

in das beste, vom Gartenfenster hereinfallende Licht gerückt war, stand eine uralte Uhr, die vielleicht schon vier Generationen den Umschwung der Zeit verkündet hatte und die der jetzige Besitzer einst auf einer Auction aus dem Nachlaß eines verstorbenen Engländers erworben. Nur an drei von Büchern allein leer gebliebenen Stellen der Wände waren noch drei Schildereien zu bemerken, die weniger durch ihren Kunstwerth als durch die Gegenstände, die sie darstellten, dem Besitzer theuer waren. Ueber dem Schreibtisch nämlich, dem größten frei gebliebenen Wandraum, hing ein ziemlich alter, wiewohl guter Kupferstich, der unleugbar den Stichel eines holländischen Meisters verrieth, wie er auch eine holländische Gegend darstellte, und zwar den Rotterdamer Hafen, der sich voll von großen und kleinen Schiffen zeigte und das ganze lebhaftre Treiben darin ziemlich deutlich zur Anschauung brachte. Auf dieses etwa drei Fuß lange und zweieinhalb Fuß hohe Bild fiel des alten Herrn Blick oft und nie versäumte er es, das Auge darauf zu richten, wenn er sich vor seinem Schreibtisch niederließ oder nach vollendeter Arbeit sich davon erhob.

Das zweite Bild hing über dem schmalen, zwischen zwei großen Bücherschränken eingeklemmten Sopha und war nur um ein Weniges kleiner als das vorige, aber in Oel gemalt, wozu sich wahrscheinlich ein in der betreffenden Gegend reisender Künstler verstanden hatte. Es stellte eine tropische Landschaft mit einem Eichen- und Palmenwalde auf der einen Seite vor auf der anderen

aber, durch einen über Steingeröll sprudelnden Bach davon getrennt, hoben sich Weinberge terrassenförmig in die Höhe und in deren Mitte zeigte sich ein bescheidenes, halb orientalisches halb europäisches gestaltetes Haus, in welchem der Besitzer einst selbst in stiller Zurückgezogenheit von der Welt und theils mit seinem beschränkten häuslichen Glück, theils seinen traurigen Gedanken beschäftigt, viele Jahre lang gelebt hatte.

Das dritte, viel kleinere Bild endlich war ebenfalls ein Oelgemälde, vielleicht von derselben Hand wie das vorige gemalt, aber um seinen Werth in den Augen des Besitzers noch mehr hervortreten zu lassen, hatte derselbe es mit einem kostbaren und sehr zierlich geschnitzten Goldrahmen umgeben lassen. Es stellte eine schöne jugendliche Frau dar, die unverkennbar die Züge Sarah's trug, aber bei Weitem mehr als diese den orientalischen Typus verrieth. Auch auf diesem Bilde weilten Jacob van der Myers Blicke sehr oft, ja wohl noch häufiger als auf dem Hafen von Rotterdam, und selten verließ er das Zimmer oder trat in dasselbe ein, ohne es gleichsam mit dem Herzen zu begrüßen und ihm einige Minuten unvergänglicher Erinnerung zu schenken.

Der mit Eichengetäfel verzierte Boden des Zimmers sie aber war mit einem ziemlich neuen bunten Wollteppich bedeckt, das Sopha und die alterthümlich geschnitzten Sessel mit grünem Plüsch bezogen, und eben so lag auf dem runden Tisch vor dem Sopha eine grüne Decke,

die fast ganz unter Brochüren und Zeitungsblättern verschwand, wengleich nicht zu verhehlen, daß eine gewisse Sauberkeit und Regelmäßigkeit in der Lage und Anordnung derselben auch hier obwaltete, wie es ja wohl keinen Holländer giebt, der seinen Haushalt, mag er groß oder klein sein, nicht in allen Ecken und Winkeln in dieser Beziehung eine gewisse Sorgfalt widmet.

Jacob van der Myers trat heute mit seinem gewöhnlichen ernsten und, wenn er allein war, fast immer traurigen Gesicht in dieses Zimmer und setzte sich gemächlich auf seinen Drehstuhl vor den Arbeitstisch, um mit großer Gemüthsruhe den ihm angemeldeten Fremden zu erwarten. Kaum aber saß er, so pochte eine Hand bescheiden an die Thür, die nach dem Hausflur führte, und auf den Hereinruf des Bewohners trat die geschmeidige Gestalt Jan van der Straatens herein, dessen angenehmes Gesicht, auf dem zu jeder Zeit eine wohlthuende Heiterkeit und eine freimüthige Sorglosigkeit lag, auch heute nicht die mindeste Spur von Verlegenheit, vielmehr die freundlichste und unbefangenste Miene von der Welt und zugleich ein unbeschreibliches Selbstvertrauen zeigte.

Jacob van der Myers hob etwas verwundert den Kopf in die Höhe, als er sich auf seinem Sessel umgedreht, und betrachtete die feine Gestalt des jungen Mannes und sein viel versprechendes Gesicht gleichwohl mit einem kaum verhehlten Mißtrauen, wobei er sichtlich bemüht war, seine Gesichtszüge zu studiren und wo möglich herauszufinden, ob derselbe ihm nicht schon früher einmal irgendwo begegnet sei. Allein dies war nicht der Fall, er

war und blieb ihm völlig unbekannt, so scharf er auch forschen mochte, was Jan mit ruhiger Geduld und immer sichtbarer hervortretender Freundlichkeit über sich ergehen ließ. Als diese Betrachtung aber lange genug gedauert, glaubte der alte Herr das Gespräch endlich beginnen zu müssen und so sagte er, sich langsam von seinem Sitze erhebend und dem Fremden, der sich höflich verbeugte, einige Schritte entgegertretend:

»Guten Morgen, mein Herr! Was wünschen Sie von mir?«

»Sie verzeihen, wenn ich Sie störe,« begann jetzt Jan van der Straaten mit seinem freundlichsten Lächeln zu reden und dabei bemerkte er sehr wohl, daß Jacob van der Myers gleich im Anfang seine Ohren spitzte, denn diesem konnte es keinen Augenblick entgehen, daß der junge Mann den deutlich erkennbaren Accent des eingeborenen Holländers sprach, der bei ihm noch viel schärfer auffiel, als bei seinem Freunde Philipp, »allein ich bin auf einer Geschäftsreise an der Mosel begriffen und besuche der Reihe nach alle die Herrn, die mir als Besitzer guter Weinberge empfohlen sind, um mit ihnen ein Geschäft abzuschließen, wenn ihr Kellervorrath mir behagt. Sie sehen daraus, daß ich ein Weinhändler bin und ich werde mich Ihnen hoffentlich als Kenner erweisen, wenn Sie so gütig sein wollen, mich in Ihren Keller zu führen und Ihre verkäuflichen Sorten probiren zu lassen.«

Jacob van der Myers machte ein Gesicht, das deutlich genug seinen ersten Gedanken aussprach: »Dachte ich mir es doch! Er ist ein Weinhändler!« Nachdem er aber

noch einen Augenblick geschwiegen und dem Fremden wieder vom Kopf bis zum Fuß gemustert, nickte er, als ginge er auf den Wunsch desselben ein, und sagte dann mit größter Gelassenheit, ja Gleichgültigkeit:

»Wer hat Sie an mich empfohlen?«

»Ich bin im Gasthof zu den Heiligen drei Königen eingekehrt und da hörte ich gestern Abend von mehreren Anwesenden, daß Sie außer anderen guten Lagen auch im Besitz eines Theils des berühmten Berncastler Doctorweinberges sind und so habe ich es mir nicht versagen wollen, auch bei Ihnen wie bei mehreren Ihrer Herren Nachbarn vorzusprechen.«

Bei dem Worte ›Doctorwein‹ hatte Jacob van der Myers abermals die Ohren gespitzt und mit einem etwas hinterhaltigen Lächeln leise mit dem Kopf genickt. »Nun ja,« sagte er endlich, »es ist wahr, was man Ihnen gesagt, ich bin im Besitz einiger guten Lagen und zähle in meinem Keller noch verschiedene Fuder der besten Jahrgänge auf. Indessen dürften für den Augenblick nur wenige von ihnen so reif sein, um mich den Entschluß zu ihrem Verkauf fassen zu lassen, da ich meine Freude daran habe, sie in meinem eigenen Keller so lange zu pflegen, bis sie ihre vollständige Ausbildung erlangt.«

»Wohl, und Sie haben darin auch ganz Recht, mein Herr,« erwiderte mit immer zunehmender Freundlichkeit der junge Mann. »Es muß eine große Freude für den Weinbergsbesitzer und Producenten sein, den Wein aus der Traube hervorgehen und in seinem Keller allmählig seine völlige Güte und Reife annehmen zu sehen, allein

es verschlägt mir nichts, wenn Ihre Vorräthe auch noch nicht alle zum Abstechen geeignet sind, probiren kann ich sie in jedem Zustande, denn ich verstehe das. Vouf Kan und Handel dagegen kann überhaupt erst die Rede sein, wenn ich sie nach meinem Geschmack und preiswürdig gefunden habe.«

Diese Worte wurden mit einer Bestimmtheit und doch mit einer so liebenswürdigen Natürlichkeit vorgebracht, daß der sie Sprechende dem Verkäufer allmähig mehr und mehr zu imponiren anfang, und so sah dieser ihn mit immer größer werdenden Augen an, wozu noch der Umstand kam, daß ihm die Sprache des Fremden bei jedem Worte mehr und mehr auffiel, was er auch sogleich durch seine Erwiederung kundgab, denn indem er dem bis jetzt stehenden Weinhändler einen Stuhl anbot, den derselbe sofort annahm, sagte er:

»Das ist richtig, mein Herr, aber – aber dem Accente nach, womit Sie die deutsche Sprache sprechen, sind Sie ein Holländer, nicht wahr?«

Der junge Mann erröthete einen Augenblick lang leicht und seine Miene ließ ein wohlgefälliges Lächeln blicken. »Sie haben ein gutes Ohr,« versetzte er leichthin, »und wenn ich auch nicht gerade ein vollblütiger Holländer bin, so habe ich mich doch häufig in Holland aufgehalten und spreche die holländische Sprache, denn ich wohne dicht an der Grenze Hollands, am Niederrhein.«

Der alte Herr athmete bei diesen Worten etwas erleichtert aus und betrachtete seinen Besuch schon etwas weniger mißtrauisch. Und doch war er noch immer zweifelhaft, ob er der vorgebrachten Erklärung auf das Wort Glauben beimessen könne. Indessen überwand er seinen letzten Scrupel und sagte:

»Es ist gut, wir wollen in den Keller gehen. Nur gedulden Sie sich noch einen Augenblick.«

Mit diesen Worten ging er nach einem Glockenzug, der an der Thür hing, und zog daran. Nach zwei Minuten trat die Magd herein, die den Fremden eingelassen hatte, und an diese richtete ihr Herr die kurze Frage:

»Ist *Berger* bei der Hand?«

»Ja, Herr, er ist eben in den vorderen Keller gegangen, um ein Stückfaß für's Haus anzustecken, das er auf Flaschen ziehen will.«

»Es ist gut. Sag' ihm, daß er seine Arbeit noch eine Weile einstellen und die Lichte im Keller anzünden soll. Auch den Heber und Gläser soll er bereit halten. Wir wollen probiren.«

Die Magd entfernte sich wieder und der alte Herr bat seinen Besuch um Entschuldigung, wenn er ihn einen Augenblick allein lasse. Dann ging er in sein nebenan gelegenes Schlafzimmer, und nahm einen wärmeren Oberrock aus dem Schrank, worauf er, ihn über dem Arm tragend, alsbald wieder in das Wohnzimmer trat.

»Ich störe Sie doch nicht bei einer wichtigen Arbeit?« fragte der Fremde, der sich unterdeß in dem düsteren Gemach befremdlich umgesehen, mit dem höflichsten Ton.

»Durchaus nicht. Das Geschäft, welches Sie hier vor Augen haben, ist ja auch eine wichtige Arbeit. Aber noch Eins. In meinem Keller ist es kalt, mein Herr. Haben Sie keinen Ueberzieher bei sich?«

»Nein. Bei der großen Wärme bedarf ich dessen auch nicht.«

»O doch, es ist sehr kalt in meinem Keller, sage ich Ihnen. Er ist tief in den Felsen hinein gehauen. Ich will Ihnen lieber ein warmes Tuch geben, damit Sie sich nicht erkälten.«

»Sie sind sehr gütig, aber ich bedarf dessen wirklich nicht; gegen dergleichen Einflüsse bin ich auf meinen vielfachen Reisen vollständig abgehärtet.«

Jacob van der Myers zuckte die Achseln, als wollte er sagen: »Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!« Dann fuhr er in seinem gewöhnlich etwas herben Ton fort: »Der Küper wird hoffentlich fertig sein. Wenn es gefällig ist, kommen Sie.«

Ohne ein Wort zu sprechen und sich nur höflich verneigend, folgte Jan van der Straaten dem ihm vorangehenden Weinbergsbesitzer, der seinen auf einen Stuhl gelegten Rock wieder aufhob, um ihn sich erst beim Eintritt in den Keller rasch umzuwerfen. Auf dem Flur nahm er seinen breitrandigen Hut von einem Riegel und nun verließ man das Haus, stieg die in den Garten führende Treppe hinunter, durchschritt den Vorgarten und erreichte zuerst das leerstehende Haus, das unmittelbar auf dem

Gartenboden lag und, wie schon gesagt, in seinen hinteren Räumen die Kelterei in sich barg. Vor der verschlossenen Thür dieses ganz niedlichen Häuschens blieb der Fremde einen Augenblick stehen, als finde er an demselben etwas besonders Auffälliges oder Sehenswerthes, so daß sein Führer ihm einige Schritte vorankam und sich, als er wahrnahm, daß der Fremde ihm nicht gleich folge, nach ihm umdrehte und dabei den forschenden, auf das einsame Haus gerichteten Blick desselben wohl bemerkte. Aber wenig gesprächig und noch weniger zuvorkommend, namentlich gegen Fremde, sagte er nichts und langte nun vor dem Felsenkeller an, dessen eine Flügelthür schon geöffnet war und an der Berger, der Küper, stand, einige weiße Gläser kunstgerecht zwischen den ausgespreizten Fingern der einen Hand und in der anderen seinen Saugheber tragend. Der dickleibige, etwas schwer bewegliche alte Mann richtete das dunkelroth schimmernde Gesicht mit forschender Neugier auf den hübschen jungen Herrn und dabei schmunzelte er mit seinen wasserblauen Augen ganz vergnüglich, denn er konnte ja jetzt, was jeder sein Product über Alles liebende Küper so gern thut, zu der Probe seiner Pflinglinge schreiten und einem Fremden zeigen, welch edles Gewächs er in seinem Bereiche und unter seiner besonderen Obhut habe.

»Seid Ihr fertig, Berger?« lautete die kurz und bündig gesprochene Frage des Herrn.

»Ja, Herr van der Myers, Alles ist fertig und die Lichte brennen.«

»So, mein Herr, nun treten Sie ein. Aber etwas vorsichtig, wenn ich bitten darf. Es führen sieben Stufen hinab; drinnen ist es dunkler als im Tageslicht und der Weg könnte etwas schlüpfrig sein.«

»Ich kenne das,« erwiderte der junge Mann und schritt gewandt und seine hohe Gestalt etwas unter dem niedrigen Gewölbe niederbeugend, in den Keller hinab, – unmittelbar von dem Weinproduzenten gefolgt, während der Küper hinter ihnen rasch die schwere Thür schloß, um die Hitze der freien Luft nicht in den Keller dringen zu lassen.

Man trat in einen nicht allzu hohen, aber vortrefflich zum Weinlager geeigneten Raum. Von den grob behauenen Felswänden trüfelte hie und da sichtbar einige Feuchtigkeit nieder, in deren langsam rinnenden Tropfen sich die Reflexe widerspiegelten, die mehrere auf den Fässern in eisernen Leuchtern stehende und so eben erst angezündete Talglichte nach und nach hervorriefen. Den Männern aber wehte eine anfangs sehr fühlbare und fast empfindliche Kühle entgegen, so daß Jacob van der Myers sich fester in seinen Rock hüllte und seinen Hut tiefer über die Stirn zog. Uebrigens war die Luft trocken, der Fußboden steinhart, denn er bestand ja aus reinem Fels, und nur hie und da war darauf eine kleine feuchte Lache sichtbar, obgleich man sie überall mit lose aufgeschichtetem feinen Kies möglichst auszufüllen versucht hatte.

Was nun das Verhalten der drei Männer betraf, so beobachteten sie sämtlich ein seltsames Schweigen, und

das des Besitzers und des Küpers kam dem Fremden fast feierlich vor, als ob sie in einen geheiligten Raum getreten wären; demgemäß waren auch ihre Gesichter sehr ernst, als ob sie einem bedeutungsvollen Werke entgegengingen, ein Ausdruck, der durch den fahlen Schein der düster brennenden Kerzen nur noch auffälliger wurde.

Ohne ein einziges Wort zu sprechen und als ob die beiden Ortsbewohner im geheimen Einverständnis wären, schritten der Küper und sein Herr zu einem mit Nummer Eins bezeichneten Fuderfaß, das die Jahreszahl seiner Existenz mit rother Farbe auf seinem Boden gemalt zeigte, und bei flüchtigem Umblick gewahrte der Fremde, daß fünfzehn bis sechszehn ähnliche Fässer in zwei Reihen einander gegenüber lagen und zwar auf zwei Fuß hohen Schleifen, deren jede ein Trittbrett an der Seite hatte, wodurch das Hinaufsteigen und Hantiren des Küpers bedeutend erleichtert wurde.

Immer noch schweigend trat man an dieses Faß und der Küper, ohne dazu aufgefordert zu werden, schlug mit einem hölzernen Hammer in einigen geschickten Schlägen den hoch hervorstehenden Spundzapfen heraus. Dann steckte er seinen Saugheber in die Oeffnung; ließ ihn zur Hälfte sich mit Wein füllen und diesen dann mit einer zierlichen Haltung des Arms in ein unter die Spitze gehaltenes Glas laufen, welches er, sobald es halb voll war, zuerst seinem Herrn mit ehrerbietigem Kopfnicken überreichte.

Dieser ergriff es mit der rechten Hand, hielt es einen Augenblick gegen das Licht der nächsten Kerze und reichte es dann höflich dem Fremden dar. Jan van der Straaten nahm es, sich leicht verneigend, führte es an den Mund und kostete es nach Kennerart, indem er die paar auf die Zunge genommenen Tropfen eine Weile im Munde behielt, schmeckte und sie dann auf den Boden des Kellers ausspate, wobei er sich höflich zur Seite wendete. Nach einer Weile versuchte er noch einige Tropfen und das eben ausgeführte Manöver wiederholte sich bald darauf. Als er aber dann mit ruhigem Kopfnicken das Auge wieder auf den Hausherrn wandte, sagte er ruhig und mit ungemeiner Sicherheit:

»Ja, das ist ein älterer Jahrgang, Herr van der Myers, und ich hätte sein Alter auf der Stelle erkannt, auch wenn es nicht dort auf dem Fasse verzeichnet wäre. Er hat viel Körper, ein bemerkbares Kraut und ein reines Bouquet. Er gefällt mir wohl, obgleich ich nicht anstehen will, zu behaupten, daß er schon längst auf Flaschen gezogen sein müßte.«

»Ja, da haben Sie Recht,« nahm der Hausherr etwas eifriger als bisher das Wort. »Dies ist mein ältestes Faß, wie schon die Zahl darauf beweist. Ich war noch nicht an der Mosel, als es schon hier im Keller lag. Ich habe es mit dem ganzen Inventarium gekauft und es dürfte von allen am meisten flaschenreif, wenn nicht sogar schon etwas firm sein, was ja mancher Käufer, und namentlich der Kenner, gerade liebt.«

»Ja wohl,« erwiderte Jan van der Straaten, »und auch ich bin zu Zeiten ein Liebhaber von leidlich firmem Wein, wenn die Sorte edel ist.«

»Da haben Sie meinen Geschmack,« versetzte der Hausherr, »und deshalb beeile ich mich auch mit dem Verkaufe nicht, denn ich trinke, namentlich im Winter, nur firmen Wein.«

»Aber Sie können ihn doch nicht allein trinken?«

Der alte Herr zuckte die Achseln, verneigte sich etwas und sagte: »Nein, freilich nicht, es würde mir etwas zu viel werden, obwohl man von diesem *kleinen* Wein, und er ist der kleinste von allen vorhandenen, schon in einem halben Jahre eine gute Portion in seinem Haushalt wegtrinken kann.«

»So,« nahm der Käufer das Wort, »also das ist Ihr kleinster Wein? Nun, dann bin ich auf die größeren gespannt. Aber wie hoch ist der Preis?«

Jacob van der Myers sah seinen Küper an, dessen funkelnde Augen bald auf seinem Herrn, bald auf dem Käufer hafteten, und da derselbe zum dreisten Vorgehen jetzt ermunternd nickte, sagte der Erstere: »Wir haben ein paar gute Weinjahre gehabt und die Waare ist nicht gerade theurer geworden. Ich habe diesen Wein in meinem Conto das Fuder mit zweihundert Thalern notirt.«

Der Fremde sprach darauf kein Wort, zog nur ein sehr elegantes Notizbuch aus seiner Brusttasche und notirte sich die Nummer des Fasses, den Jahrgang und den Preis. Dann schaute er mit unbeweglichem Gesicht auf und sagte kurz:

»Gut. Gehen wir weiter!«

So schritt man denn unter beifälligem Augenblinzeln des Küpers zum zweiten und nach und nach zu den übrigen Fässern, und bei jedem wiederholten sich mit geringer Abweichung die früheren Bemerkungen des Käufers und Verkäufers, nur daß man, je weiter man kam und die Sorten feiner und leckerer, auch frischer wurden, mit größerem Behagen kostete, woran endlich auch Jacob van der Myers theilnahm. Der Käufer aber, ohne eine Sorte besonders zu loben, sprach doch immer entschieden sein Urtheil aus, wobei er die üblichen Stichworte, als ›Kraut‹, ›Körper‹, ›Bouquet‹ stets so richtig vorbrachte, daß sowohl der Besitzer wie sein Küper ihn für einen wirklichen Kenner zu halten anfangen.

So war man endlich an die beiden letzten Fässer gekommen, die unzweifelhaft die beste Qualität aufwiesen, was der Fremde jedesmal mit wenigen Worten richtig bezeichnete. Als man aber auch diese geprobt, der Weinreisende sie in der That für vortrefflich erkannt und sich seine Notizen darüber gemacht hatte, wandte er sich an Jacob van der Myers und sagte mit einem feinen Lächeln:

»Ist das denn Ihr ganzer Vorrath? Man sagte mir doch, Sie seien im Besitz vom feinsten Doctorwein?«

Der Küper wie sein Herr verzogen ihre aufmerksamen Gesichter bei dieser Frage zu einem schmunzelnden Lächeln. »O ja,« sagte der Letztere, »das bin ich freilich, aber der Doctor liegt nicht in diesem, sondern in einem kleineren Nebenkeller.«

»So gehen wir dahin, wenn es Ihnen beliebt.«

Der Küper erhielt einen verständlichen Wink und einen Schlüssel von seinem Herrn, trat an eine bisher unbemerkte Thür und schloß sie mit einer so ernststen Amtsmiene auf, als thue er jetzt einen Schritt von ungewöhnlicher Bedeutung. Auf seinem Vollmondsgesicht verrieth sich dabei eine große Spannung, welche sein Herr fast in demselben Grade theilte, was dem Käufer keineswegs entging. Kaum aber war die schwere Thür geöffnet, so strömte den davor Stehenden eine eisige Kälte entgegen und selbst der Küper setzte jetzt seine Mütze auf, die er bisher unterwürfig unter den linken Arm geklemmt hatte.

»Ah,« sagte der Weinreisende, »hier ist es kalt, ja!«

»Ich sagte es Ihnen ja, aber das ist ein ungeheurer Vortheil für mich, mein Herr, denn die Fässer zehren bei dieser Temperatur fast gar keinen Wein und mein edelster Vorrath bleibt mir ungeschmälert, so daß ich fast keinen Tropfen zur Auffüllung nöthig habe. Bitte, treten Sie ein.«

Als nun zwei von dem Küper herbeigeholte Kerzen den gewölbten und nicht gar großen Raum mäßig erhellten, gewahrte Jan van der Straaten mit einem raschen Umblick, daß nur drei ganze und ein halbes Fuderfaß in demselben lagerten. Aber mit einem ganz besonderen Behagen schaute er nun auf das eigenthümliche Gebahren der beiden ihn begleitenden Männer. Beide waren mit geheimnißvollen Mienen und voll sichtlicher Spannung in das kalte Gewölbe getreten und blickten mit ehrfurchtsvollem Schweigen auf die vier Fässer hin, als ob sie schon vor dem hölzernen Mantel, der das köstliche

Getränk umschloß, einen gewaltigen Respect hätten. Und während der Küper nun mit der vollkommensten Amtsmiene an die Eröffnung des Spundzapfens ging, daran roch und dann mit vorsichtiger Handhabung den gläsernen Heber in das geöffnete Faß senkte, sagte Jacob van der Myers mit einem deutlich hervorklingenden Stolz in seiner, ihm fast in der Kehle stockenden und feierlich klingenden Stimme, indem er mit der rechten Hand bedeutungsvoll auf die vier Fässer wies:

»Das, ja, das ist mein Doctorwein, Herr van der Straaten, und wenn Sie den Vorrath nur klein finden, so muß ich Ihnen sagen, daß überhaupt nur höchstens vier mal so viel im besten Jahrgang wächst. In diesen Fässern aber kann ich Ihnen leider nur den vom Jahre 1865, Nummer sechzehn und siebzehn vorführen, denn der 1868^{er}, der ein Capitalwein wird und der diese zwei Fuder, Nummer achtzehn und neunzehn füllt, ist leider noch lange nicht zum Abstich reif. Ah, da ist er ja und nun – probiren Sie.«

Der so würdevoll Angeredete ergriff das ihm dargebotene Glas und setzte es nach kurzer Betrachtung vor dem Lichte an die Lippen. Diesmal aber nahm er mehr Li davon in den Mund als vorher, kostete es mit großer Aufmerksamkeit und spie den Rest auch nicht wieder aus. Dann, nachdem er das Glas mit seinem goldgelben klaren Inhalt noch einmal gegen das Licht gehalten und wiederholt daran gerochen, trank er noch einmal mit langen Zügen, so daß er das ganze Glas leerte, wobei er ein wohlgefälliges Lächeln blicken ließ, das augenscheinlich

seinen vollen Beifall verrieth und sich in fast noch stärkerem Abglanz auf den Mienen der beiden anderen Männer widerspiegelte.

»Ja,« sagte er, freudig mit dem Kopfe nickend, »das ist der ächte Doctorwein, den ich sehr genau kenne, und ein so gutes Glas habe ich wohl noch nie getrunken. Er läuft glatt wie Oel über die Zunge, hinterläßt einen Wohlgeschmack im Munde, den man eigentlich mit nichts vergleichen kann, und führt trotz seiner Kälte augenblicklich eine angenehme Wärme im Magen herbei. Ja, so will ich diesen Wein haben, nach dem ich schon lange in größeren Quantitäten getrachtet.«

»Ha!« unterbrach da die nach diesem Ausspruch eingetretene Pause der Küper, indem er seine Augen wie in seliger Verzückung gegen das Gewölbe des Kellers aufschlug, »da hat der Herr Recht und wenn man diesen Wein trinkt, ist es gerade so, als ob man auf Rosen und Veilchen tanzte und dabei die Engel und himmlischen Heerschaaren singen und pfeifen hörte, ja!«

»Still!« ermahnte ihn sein Herr mit einer abwehrenden Handschwenkung, »Ihr habt hier nicht das Wort, Berger, sondern der Herr hier hat es und es wird ihn gewiß nicht wundern, daß Ihr in diese Fässer verliebt seid. Bin ich es doch beinahe auch. Aber nicht wahr, mein Herr, das ist ein Wein – ich meine vor der Hand dies Faß Nummer Sechzehn und dann das halbe dort, Nummer Siebzehn, denn Nummer Achtzehn und Neunzehn sind, wie gesagt, noch lange nicht reif und es können noch drei Jahre vergehen, bis sie mir völlig zusagen.«

»O, lassen Sie ihn nicht zu alt werden,« bat fast der Fremde, »sie verlieren sonst zu viel von ihrer Feinheit und Lieblichkeit.«

»Das glaube ich nicht, mein Herr, doch darüber wollen wir uns weiter nicht streiten.«

»Nein, gewiß nicht; nennen Sie mir lieber den Preis, für welchen Sie diese Weine verkaufen würden.«

Jacob van der Myers, der nur höchst ungern und stets mit innerem Widerstreben seine besten Weine verkaufte, zuckte bei diesen Worten zusammen und sah betroffen seinen Küper an, der einen scharf forschenden Blick auf den Käufer geworfen hatte und dabei wahrscheinlich seine Zahlungsfähigkeit in Betracht zog. Dann aber, nachdem er einen ermunternden Wink von Berger empfangen, sagte er etwas zaghaft:

»Der Wein ist nicht billig, mein Herr!«

»Das glaube ich gern, aber seinen Preis muß er doch haben. Selbst das vortrefflichste Gewächs kann mit Geld bezahlt werden.«

Jacob van der Myers, der offenbar nicht gern selbst mit dem Preise heraus wollte, sah wieder den Küper an und fragte ihn mit etwas belegter Stimme:

»Berger, wie hoch haben wir doch mit Anrechnung aller Unkosten den Preis für das Fuder 65^{er} notirt?«

»Tausend Thaler, Herr!« platzte der Küper mit sichtbarem Pathos heraus und indem er sich stolz in die Brust warf. Wenn er aber gedacht, der reisende Weinhändler werde darüber erschrecken, so hatte er sich geirrt. Jan

blieb zwar im ersten Augenblick, da er die Summe hörte, still, als rechne er im Kopfe etwas nach, gleich darauf aber nickte er und sagte gelassen:

»Das läßt sich hören und des Weitere wird sich finden. So wollen wir also noch zu der Probe der beiden 68^{er} Fuder dort schreiten.«

Der Küper hatte sich schon an das zunächst liegende Faß begeben und bald ward ein Glas davon mit derselben Wichtigkeit wie vorher dargeboten und von dem Reisenden probirt. Aber hier kostete er nur davon, eben so von dem folgenden Faß, die er in der That noch nicht für reif erkannte, was er dem Besitzer mit einigen belobenden Worten zugestand. Als er aber das Glas dem Küper zurückgereicht, wandte er sich zu dem wieder stumm gewordenen alten Herrn und sagte:

»So wären wir also hier fertig?«

»Ja, mein Herr, und weitere Vorräthe habe ich nicht. Ich bin eben kein großer, sondern sogar nur ein sehr kleiner Weinproducent an der Mosel.«

»Hm, ja! Nun, dann kann ja unser Handel beginnen, nicht wahr? Aber nicht hier, wenn ich bitten darf, es ist mir in diesen Kellern doch etwas zu kalt und ungemüthlich.«

»So wollen wir wieder in mein Zimmer gehen. Kommen Sie. – Berger, löscht die Lichte vorsichtig aus, so daß die Dochte nicht verkohlen, und bringt mir, wenn der Herr fortgegangen ist, die Schlüssel hinauf. Bitte, treten Sie voran.«

Der junge Mann schritt etwas rasch aus dem scheinbar immer kälter werdenden Keller an das Tageslicht empor und als er es erreicht, blieb er tiefaufathmend stehen und empfand mit sichtbarem Behagen die Wärme der Luft, die ihn hier umgab. Als aber der ihm langsamer folgende alte Herr sich ihm zugesellt, schritt er schweigend an seiner Seite durch den Garten und in das Haus zurück, wo sie, ohne Jemandem zu begegnen, wieder in dem Zimmer eintrafen, welches sie vorher verlassen hatten.

»Bitte,« sagte der Hausherr, »nehmen Sie gefälligst Platz!« und dabei wies er auf einen der schweren Sessel hin, der neben dem Schreibtisch stand und setzte sich selbst, da der Fremde sich sogleich niederließ, auf seinen Drehstuhl, von wo aus er jetzt dem jugendlichen Käufer mit großer Spannung in die Augen sah.

Es entstand eine kurze Pause, als hätten beide Männer vor dem beginnenden Handel noch Verschiedenes zu überlegen. Indessen, wer den Reisenden genauer beobachtet, würde gefunden haben, daß er nur etwas Zeit gewinnen wollte, um zu seinem Zweck zu gelangen und dabei durch seine zuvorkommende Haltung einen guten Eindruck auf den Verkäufer hervorzubringen oder ihm gar eine freundlichere Miene abzuzwingen, als er sie ihm bisher gezeigt. Herr van der Myers dagegen, der nie gern an den eigentlichen Handel ging, da er von Hause aus keinen krämerischen Geist besaß, zögerte mit seinen Fragen, in der Hoffnung, der Andere werde aus eigenem

Antriebe das Gespräch beginnen. Da derselbe aber hartnäckig schwieg, glaubte er endlich das Wort nehmen zu müssen und so sagte er:

»Meine Weine gefallen Ihnen also im Ganzen?«

»Ohne Bedenken, Herr von der Myers, ja, ich gestehe ehrlich, sie gefallen mir sehr. Jedes Faß hat sein besonderes Verdienst. Alle Ihre Weine sind schmackhaft, haben das rechte Feuer, die rechte Lieblichkeit und ein sehr schönes Bouquet, und was den Doctor betrifft, so ist er sogar über jedes Lob erhaben, wie Sie ja wohl selbst wissen werden.«

»Ja wohl weiß ich das und ich freue mich alle Tage darüber, wenn ich ihn an Qualität wachsen und in jeder Beziehung gedeihen sehe.«

»Das kann ich mir denken. Man bekommt bei Ihnen Lust, ein Winzer zu werden, da Sie Ihr Geschäft mit so sichtbarer Liebe betreiben. O ja! – Nun aber,« fuhr er nach kurzem Besinnen fort und indem er sich offenbar Mühe gab, das nun Folgende so rasch wie möglich von seiner Brust zu wälzen, »lassen Sie uns zum Handel übergehen. Und wenn Sie darin so denken wie ich, werden wir einen schnellen, und Sie, wie ich hoffe, auch einen guten Handel machen.«

»Also mit einem Wort,« fuhr der alte Herr fort, da Jener plötzlich und unwillkürlich stockte, »was wollen Sie von meinen Weinen haben? Sie haben sich ja, wie ich im Keller gesehen, über jede probirte Sorte die nöthigen Notizen in Ihr Buch gemacht.«

Jan van der Straaten, leicht erröthend, da er ja nun seinen ersten Hauptcoup auszuführen im Begriff stand, wurde durch diese Worte auf sehr angenehme Weise auf sein Buch aufmerksam gemacht und so zog er es rasch hervor, schlug es auf und blickte nachdenklich hinein, indem er mit blitzenden Augen die Summen zu überfliegen schien, die er sich aufgezeichnet.

»Lassen Sie es uns kurz abmachen,« sagte er endlich, sich mannhaft zusammennehmend und dabei um einige Zolle höher emporrückend, während er mit seinen treuen blauen Augen den voll Spannung vor ihm sitzenden alten Herrn fest anblickte. »Wenn ich nun sagte, ich wolle nicht feilschen und handeln, ich wolle Ihnen ohne jeden Abzug den geforderten Preis zahlen, würden Sie mir dann – Ihren ganzen Vorrath, wie er da unten im Keller liegt, ablassen?«

Der alte Mann fuhr von seinem Sitz empor und starrte den Redenden mit einem Erstaunen an, das an Bestürzung grenzte. »Wie,« sagte er, beklommen athmend, »habe ich Sie recht verstanden? Sie wollten mir *alle* meine Weine auf einen Schlag abkaufen, vom ersten bis zum letzten Faß?«

»Ja, das meinte ich,« erwiderte der Käufer sehr ruhig, »wovon ich natürlich nur diejenige Quantität ausnehme, die Sie selbst in Ihrem Haushalt bis zur Wiederkehr eines guten Jahrganges gebrauchen.«

»Wie, mein Herr, und das sagen Sie so kurzweg, als ob es sich ganz von selbst verstände?« fuhr Jacob van der Myers mit steigender Athemlosigkeit fort. »Wissen

Sie denn oder haben Sie nicht bedacht, welches für mich kaum erträgliche Leid Sie damit auf meine Brust wälzen?«

»Ein Leid, ein kaum erträgliches Leid?« fragte der junge Mann mit unverhohlenem Erstaunen und von der so sichtbaren Wirkung seiner Worte fast schmerzlich betroffen. »Ich dachte im Gegentheil, Sie müßten sehr erfreut sein, so rasch einen so guten Handel abzuschließen, wenn Sie nicht eben ein *sehr* reicher Mann sind, der auf den Erwerb durch Mühe und Arbeit keine Rücksicht zu nehmen braucht, was ich allerdings nicht weiß und wissen kann.«

Jacob van der Myers senkte, wie von einem Pfeil mitten in's Herz getroffen, sein Haupt und griff sich mit der rechten Hand nach dem laut schlagenden Herzen. Aber er gab sich seinen schmerzlichen Gedanken nicht lange hin, raffte sich vielmehr männlich aus seiner Versunkenheit auf und sagte mit unendlich betrübter Miene und einem Ton, der die ganze Pein seiner Erregung verrieth:

»Nein, nein, nein, das ist es nicht, was mich bei Ihren Worten so tief und schmerzlich beugt; aber wissen Sie, was es heißt, mir meinen ganzen Weinorrath im Handumdrehen abkaufen zu wollen? Nun, mein Herr, das heißt nichts Anderes, als mir auf einen Schlag meine ganze Freude, meine einzige Unterhaltung, einen großen Theil meiner Beschäftigung, mit einem Wort, meinen ganzen inneren und äußeren Reichthum und Besitz nehmen, an dem ich wie an der letzten Freude meines verfehlten Daseins mit ganzer Seele hänge. O nein, mein

Herr, Sie mögen mir bieten, was Sie wollen, und wenn Sie mir den dreifachen Werth des Ganzen in baarem Golde auf den Tisch legten, so würde ich Ihnen nicht zu Willen sein, nicht zu Willen sein können. Ach nein!«

Der junge Mann schwieg, auf das Tiefste ergriffen, und einen Moment lang hatte ihn all sein Muth und seine frühere Sorglosigkeit verlassen. Er war hier auf einen Widerstand gestoßen, auf den er nicht im Geringsten vorbereitet gewesen, so leicht er sich auch die Erreichung eines Zieles vorgestellt hatte. Dennoch faßte er sich wunderbar schnell, und ein freundliches Lächeln auf sein Gesicht zurückrufend und seine Stimme zu dem sanftestem Laut zwingend, sagte er:

»Nun, wenn Sie die Sache so ansehen und eine so große Freude und Befriedigung an und in der steten Pflege der noch nicht fertigen Weine finden, so bescheide ich mich. Ich hatte ja keine Ahnung, wie Sie in dieser Beziehung denken und daß Sie darin so empfindlich sind. So nehme ich denn von Ihnen nur das, was Sie mir zu geben oder zu lassen im Stande sind. Nennen Sie mir also gefälligst die Nummern, die Sie verkaufen können oder wollen, und dann werde ich auch schon mit meinem Handel zufrieden sein.«

Und dabei, wie um nicht in das noch immer aufgeregte Gesicht des seltsamen Weinbergsbesitzers zu sehen, blickte er auf sein Buch nieder und nahm den Bleistift zur Hand, um die Nummern, die er hören würde, damit anzustreichen.

Der alte Herr athmete hörbar tief auf. Die erste Ueberraschung, der erste Schreck war überwunden und er ward sich bewußt, daß man ihn seiner geliebten Pfleglinge nicht auf einen Schlag berauben wolle. So richtete er denn jetzt sein dunkles Auge mit noch immer sichtbarer Erregung auf den so verständig Sprechenden, der ihm mit einem Mal von so großer Bedeutung für seine Existenz geworden war.

»Das läßt sich hören,« sagte er sanfter, als er gewöhnlich sprach, »und nun bin auch ich zufrieden. So hören Sie denn. Die Fuder, die ich verkaufen will, wenn Sie sie durchaus haben wollen, sind Nummer Eins, Drei, Fünf und höchstens Sieben und Acht. Von dem Doctor aber kann ich Ihnen nur das eine Fuder Nummer Sechszehn lassen, die anderen sind noch lange nicht reif genug, und das halbe Fuder will ich für mich allein behalten.«

Jan van der Straaten hatte bei diesen Worten, die wahrhaftig nicht mit der inneren Stimmung eines durch einen glücklichen Handel befriedigten Verkäufers gesprochen wurden, sein Auge nicht erhoben, sondern nur in sein Buch geblickt. Offenbar rechnete er und er schien sehr schnell rechnen zu können, denn er sagte alsbald:

»Gut. Nummer Eins, Drei, Fünf, Sieben und Acht machen nach dem mir von Ihnen vorher im Keller gestellten Preise Zweitausendeinhundertfünfzig Thaler aus und das Fuder Doctorwein tausend Thaler, also in Summa Dreitausendeinhundertundfünfzig Thaler. Sind Sie zufrieden, wenn ich Ihnen diesen Preis zahle?«

Der alte Herr sah den jungen Weinreisenden, den er nicht begreifen zu können schien und fast für einen etwas leichtfertigen wenn nicht verschwenderischen Händler zu halten geneigt war, mit einer Art stiller Verblüffung an. Dann nach einiger Zeit sagte er mit fast tonloser Stimme:

»Wie? Und das nennen Sie handeln?«

Jan van der Straaten schüttelte stolz seinen hübschen Kopf und sagte sehr ernst: »Ich handle nie, wenn ich einen guten Kauf zu machen in der Lage bin, und das glaube ich hier sicher zu sein. Mein Großhaus ist kein knickeriges Haus und ich bin fest überzeugt, daß ich meine Kunden mit guter Waare für einen soliden Preis bedienen kann, wenn ich ihnen Ihre Weine, wie die Natur sie gemacht hat, verkaufe. Denn wir gehören nicht zu den Leuten, die aus zwei Urfässern drei oder gar vier künstliche machen, sondern wir gönnen unseren Abnehmern auch gern etwas Gutes, wie uns selbst.«

Nach diesen Worten entstand eine kurze Pause, die beiden Männern nicht ganz angenehm zu sein schien, und offenbar wünschte der Verkäufer, der hier, was selten geschah, einmal einen sehr guten Handel machen konnte, daß der seltsame Käufer ihn bald verlassen möge, um sich von dem eben gehabt Schreck und der Aufregung der letzten Stunde erholen zu können. Da er aber keine Antwort auf die zuletzt gesprochenen Worte hören ließ, und die Angelegenheit doch einmal zu Ende gebracht werden mußte, so fuhr der reisende Weinhändler mit geschäftsmäßiger Kürze selber zu reden fort, indem er sagte:

»Gut, so weit sind wir also, nicht wahr? Die genannten Fässer gehören mir?«

»Ja,« sagte der alte Herr mit zaghaftem Aufblick und wieder einen tiefen Seufzer ausstoßend, »sie gehören Ihnen.« Und dabei sah er gerade so aus, als ob er sich nur unendlich schwer von seinen Pfleglingen trennen könne und den Kauf lieber ungeschehen gesehen hätte.

»Aber noch Eins!« fuhr der Käufer neu aufathmend fort. »Für's Erste muß ich die Fässer bei Ihnen liegen lassen. Die Zeit der Abnahme werde ich schriftlich näher bestimmen.«

Der Alte nickte beifällig – die Fässer gehörten also noch eine Weile ihm. »Wenn Sie mir das Vertrauen schenken, sie unversehrt für Sie aufzubewahren, so will ich sie so lange behalten, bis diese Bestimmung eintrifft.

»Wollen Sie unsere Abmachung vielleicht schriftlich aufgesetzt haben?« warf der junge Mann mit lächelnder und wieder sehr höflicher Miene hin.

»Schriftlich? Wozu? Mein Wort ist so gut wie eine Schrift und das – hoffe ich von Ihnen auch.«

»Einverstanden, Herr van der Myers, dann handelt es sich also blos noch um den Termin der Zahlung. Wollen Sie das Geld vielleicht jetzt gleich haben?« Und dabei schlug er ruhig sein Buch auf, in dem eine bedeutende Menge großer Banknoten sichtbar wurde.

»O nein, mein Herr,« rief Herr van der Myers, die Hand abwehrend gegen den Redenden ausstreckend und mit einer Miene, die wahrhaft edel war und nicht den geringsten Verdacht einer krämerischen Habsucht aufkommen

ließ. »Erst bei der Abnahme geben oder schicken Sie mir das Geld, wenn ich bitten darf. Sie könnten sich ja überhaupt noch anders besinnen. Man hat das schon öfters erlebt.«

»Das haben Sie bei mir nicht zu befürchten, indessen bin ich zufrieden.«

Der junge Mann erhob sich von seinem Sitz und trat auf den alten Herrn zu, dem er mit einer herzgewinnenden Miene die Hand hinstreckte. Jacob van der Myers nahm sie mit scheinbarer Ruhe und fühlte gleich darauf einen lebhaften warmen Druck durch seine Finger zucken.

»Jetzt will ich Sie verlassen,« fuhr Jener fort. »Unser Geschäft war kurz, bündig und – angenehm. Ich hätte freilich noch etwas Anderes auf dem Herzen, um was ich Sie bitten möchte, und es ist auch ein Geschäft, wiewohl von ganz anderer Art, indessen will ich das auf eine spätere Zeit verschieben, da ich Sie heute schon lange genug in Anspruch genommen habe. Nur erlaube ich mir noch die Frage: gestatten Sie mir wiederzukommen, um Ihnen dies mein zweites Gesuch vorzutragen?«

Jacob van der Myers, von Neuem überaus verwundert, starrte ihn groß an und konnte nicht leicht das rechte Wort der Erwiderung finden. Endlich aber sagte er mit seiner früheren Zaghaftigkeit:

»Ich habe Sie heute empfangen, mein Herr, warum sollte ich Sie ein anderes Mal nicht wieder empfangen, wengleich ich mir die Art des Geschäfts, welches Sie so obenhin andeuten, nicht zu erklären vermag.«

»Ich werde Sie auf diese Erklärung nicht warten lassen,« lautete die mit einem gutmüthigen Lächeln gegebene Antwort, »und hoffe Sie dann eben so willig zu finden, wie heute, obgleich Sie mir meinen Einkauf nicht gerade allzu leicht gemacht haben.«

Dabei verneigte er sich höflich und drückte dem alten Herrn noch einmal die Hand. Dann schritt er, seinen Hut schnell vom Stuhle aufraffend, aus dem Zimmer und ohne sich nur mit einem Blick im Garten umzusehen, ging er durch ihn hindurch und zwar so rasch, daß der ihn geleitende Hausherr ihm kaum zu folgen vermochte. An der Gitterthür, die Jacob van der Myers ihm öffnete verbeugten sie sich noch einmal vor einander, dann schritt der junge Mann elastischen Ganges und sichtbar froh, daß er seinen ersten Besuch bei dem seltsamen Mann hinter sich habe, die staubige Straße hinab, die nach dem nahe gelegenen Städtchen führte.

ZWEITER BAND.

ERSTES CAPITEL. DIE ERSTE WIRKUNG.

Als der so hastig sich entfernende Besuch den ihm nachschauenden Augen Jacobs von der Myers entschwunden war, stand dieser eine Weile still und blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck innerer Verworrenheit in die leere Luft hinaus. Dann erst, den Kopf tief auf die Brust senkend und die Hände auf dem Rücken zusammenlegend, kehrte er, ohne irgend Etwas rings um sich her zu gewahren, in das Haus und in sein Zimmer zurück, wo er nach seinem eigenen späteren Geständniß in einer so verstörten Gemüthsstimmung eintraf, wie er sie lang nicht gehabt zu haben sich erinnerte.

Hier schritt er nun langsam auf und nieder, noch immer die Augen zu Boden senkend und das eben Erlebte sich noch einmal in allen einzelnen Vorgängen wiederholend, als habe jedes vernommene Wort eine besondere Wichtigkeit für ihn.

Endlich aber schien er sich zu sammeln und seine Gedanken zu ordnen, bis sie wieder einen bestimmten Gang verfolgten und er mit sich selber über das Geschehene zu Rathe gehen konnte, wie er es stets nach einem Auftritt zu thun pflegte, den er mit fremden Menschen gehabt, die ihn durch Mittheilungen besonderer Art aus seinem gewohnten Alltagsgeleise aufgerüttelt hatten. So kamen denn jetzt die ersten halblaut gesprochenen Worte über seine Lippen und er sagte zu sich:

»Das ist ja merkwürdig! Und eigentlich weiß ich gar nicht, warum mir so beklommen um's Herz ist. Sollte ich mich nicht vielmehr freuen über das was mir so eben begegnet? Nein, ich kann es nichts und ich weiß nicht, warum ich es nicht kann. Denn mir ist dabei zu Muthe als ob hinter diesem schnellen und unglaublich glücklichen Handel noch etwas Anderes steckte, was – ja, was ich eher nicht durchschauen kann. Hm! Dieser Mann versteht sich entweder sehr wohl auf gute Weine, oder er versieht gar nichts davon und handelt blindlings, einer augenblicklichen Laune oder einer mir noch verborgenen und unbegreiflichen Triebfeder von außen her folgend. Hm! – Und doch kann ich das wieder nicht glauben, dazu sah er zu ehrlich und selbstbewußt aus und sein blaues Auge blickte mich so freundlich, so wohlwollend und bieder an; auch verrieth er wirkliche Kenntniß von Wein, denn er sprach über Alles und Jedes so klar und verständlich, wie ich es mir oft genug selbst vorgesprochen, der ich doch auch aus langer Erfahrung weiß, was ein guter und preiswürdiger Wein ist.« –

Er ging wieder eine Weile sinnend auf und ab, dann stand er still, lächelte unbewußt vor sich hin und fuhr in seinem Selbstgespräch also fort: »Um keinen Thaler zu handeln! Das ist mir noch nie vorgekommen. Jedenfalls muß er ein wohlhabender und ein großes Geschäft betreibender Mann sein, denn er hat mir eine erkleckliche Zahl von Fudern abgekauft, und wenn er es bei Andern eben so macht, wie ich mir das ja wohl denken kann, so wird er einen hübschen Vorrath mit nach Hause bringen.

– Also am Niederrhein wohnt er? Aber warum hat er mir denn die Stadt nicht genannt? Ha, ich komme wieder auf meinen anfänglichen Verdacht zurück, der mich packte, als ich das erste Wort aus seinem Munde hörte. Wenn diese seine Angabe daß er ein Rheinländer ist, wahr ist, so will ich Alles glauben. Nein, viel eher halte ich ihn für einen Holländer, und da man ihm wahrscheinlich gesagt, daß ich auch einer bin, aber von meinem Herkommen mit Niemandem und nirgends spreche, so wollte er sich auch nicht als Landsmann zu erkennen geben. Ja, so wird es wohl sein und das war war auch eigentlich recht gut für mich und ich bin ihm dankbar dafür. Ich wäre da nur, wenn wir auf Holland zu sprechen gekommen wären, auf ein Capitel gerathen, das ich nicht gern berühre, am wenigsten bei einem mir ganz fremden Manne.«

Im langsamen Hin- und Hergehen war er dabei vor seinen Schreibtisch gekommen und sein Auge hob sich unwillkürlich nach dem Kupferstich empor, der den Rotterdamer Hafen vorstellte. Er sah lange und mit einem ganz eigenthümlichen Blick darauf hin; je länger er dies aber that, um so trüber umflorten sich seine Augen, um so stärker pochte sein Herz und ein lauter, schmerzlicher, fast wie ein Stöhnen klingender Seufzer rang sich endlich aus seiner Brust los. Als er sich aber dann nach einem letzten wehmuthsvollen Aufblick davon abwandte und sich wieder in Bewegung setzte, sagte er:

»Ja, etwas Holländisches steckt in ihm, ich lasse es mir nicht nehmen, mochte er sagen, was er wollte, und mag er auch sonst noch so ehrlich gegen mich gewesen sein.

Weiß es aber der Himmel, warum er mir das verbarg!
– Doch halt, da fällt mir sein letztes Wort wieder ein, das mir fest in den Ohren hängen geblieben ist. Er sagte, er hätte freilich noch etwas Anderes auf dem Herzen, um was er mich bitten möchte, und es sei das auch ein Geschäft, wiewohl von ganz anderer Art. Hm! Was für ein Geschäft kann denn das sein? Ich habe ja nur Wein zu verkaufen und treibe sonst keinen Handel mehr. Hm!
– Doch warum zerbreche ich mir darüber den Kopf? Er kann das auch nur so obenhin gesprochen, oder ich kann es auch anders verstanden haben, als er es meinte. Ja, das ist nur zu leicht möglich. War ich doch so verduzt und hatte er mich doch mit seinem fabelhaften Angebot, mir meinen ganzen Vorrath abkaufen zu wollen, in eine so große Aufregung versetzt! Ja, ja, so wird es wohl sein. Aber wie? Da schlägt es schon ein Uhr? Haben wir so lange probirt und dann mit einander verhandelt? O, ich habe noch gar keinen Appetit zum Essen und doch darf ich meine armen Mädchen nicht darauf warten lassen. Was sollten sie auch von mir denken? Ha, da höre ich sie schon. Sie wollen mich holen. Nun, sie werden mich in keiner mittheilsamen Stimmung finden und jetzt kann ich ihnen nicht erzählen, was mir begegnet ist. – Herein! In Gottes Namen!« –

Sarah und Johanna hatten die zwei letzten Stunden begreiflicher Weise in nicht geringerer Unruhe und Aufregung als der Vater zugebracht. Wußten sie doch ziemlich genau, um was es sich zwischen den beiden Männern im Augenblick handelte, und so mußten sie ja wohl auf den

Erfolg, den Jan van der Straaten erzielen, und auf die Art und Weise, wie Jacob van der Myers sein Anerbieten aufnehmen wurde, sehr gespannt sein. Daß Letzterer ihnen nicht gleich auf der Stelle, nachdem der Besuch ihn verlassen, die ganze Verhandlung mit ihm erzählen würde, wußten sie im Voraus, denn sie kannten den seltsamen Mann hinreichend, der seine Gedanken nie in dem Augenblick äußerte, wo sie in ihm entstanden, und der stets längere Zeit und einer sehr reiflichen Erwägung bedurfte, um sie den Weg über seine Lippen finden zu lassen. Gehörte er doch zu jener Klasse verschlossener Menschen, die lieber an einem inneren Schmerze verbluten, als daß sie ihn nach außen hin der Beurtheilung Anderer preisgeben. So hatten sich die beiden Mädchen, als sie eben über ihr ferneres Benehmen berathschlagt, denn auch vorgenommen, ihre Neugierde möglichst zu beherrschen, den alten Herrn nicht im Mindesten errathen zu lassen, daß sie mehr von dem Vorgehenden wußten, als ihm lieb sein konnte, und daß sie einen eben so großen Antheil, wenn nicht einen noch größeren, an dem Verlauf der in diesen Tagen im Hause vorgehenden Handlungen nähmen als er. Eben so wenig wollten sie ihn auch selbst zu einer Berichterstattung über den eben gehaltenen Besuch veranlassen, da sie schon aus Erfahrung wußten, daß sie noch im Laufe desselben Tages, wenn der Vater sich erst innerlich Alles zurechtgelegt hätte, doch des Hauptsächlichste hören würden, da er sich nie mit einem ihn quälenden Vorgang zu Bett legte, sondern gleichsam einer inneren Naturnothwendigkeit folgend, sein Herz vorher zu

erleichtern pflegte. Und darin hatten sie sich auch diesmal nicht getäuscht, wenn diese Mittheilung auch erst viel später und in ganz anderer Art erfolgen sollte, als ihnen bei der Spannung ihrer Gemüther lieb und angenehm war. Sarah zwar, der jedes innere Bedrängniß des Vaters auch eine Qual war, da sie ihn schon so viele Jahre unter der Last seiner Jugendschicksale leiden und fast erliegen gesehen hatte, war weit eher zu einer äußerlich sichtbaren Bemitleidung desselben geneigt gewesen, wenn seine Stimmung eine solche erheischen sollte, und hatte deshalb den Vorschlag gemacht, ihm geradezu die Frage vorzulegen, was der Fremde am Morgen von ihm gewollt, allein die klügere und umsichtigere Johanna, obwohl sie das Mitgefühl der Cousine für ein berechtigtes hielt, hatte dagegen den lautesten Widerspruch erhoben und schließlich so meisterhaft tröstend und das Beste verheißend auf sie eingewirkt, daß Erstere sich endlich ihrem Rathe fügte und nun auch mit aller möglichen äußeren Ruhe den Verlauf der einmal begonnenen Handlung abzuwarten beschloß.

In solcher Stimmung waren sie diesen Mittag an die Thür des alten Herrn getreten, um Einlaß bei ihm zu begehren und ihn zu erinnern, daß die Speisestunde gekommen sei, und da war es wieder die immer und überall muthigere Nichte, die dreist an die Thür pochte und noch draußen stehend, bescheiden fragte, ob sie nicht störten, wenn sie zu ihm in's Zimmer kämen.

»Nein doch, nein, herein in Gottes Namen!« rief er noch einmal und gleich darauf traten die Mädchen mit

etwas von innerer Aufregung gerötheten Gesichtern bei ihm ein und fuhren mit ihren Luchsaugen rasch nach seinem Gesicht, um zu erkunden, was für ein Ausdruck darauf wahrzunehmen sei. Allein, so scharf sie auch dabei zu Werke gingen, lasen nur sehr wenig auf diesem Gesicht und am wenigsten das, was sie am liebsten darauf gelesen hätten. Die Farbe desselben war allerdings etwas lebhafter als gewöhnlich, seine Augen blickten sinnend, wie so häufig, vor sich nieder, und ein Ausdruck ernster Nachdenklichkeit und noch leise nachschwirrender Verwunderung war auch nicht ganz zu verkennen, allein eine bestimmt sich aussprechende Freude, wie sie im Stillen erhofft, war in keinem Fall zu entdecken, und sogar wollte es die diesmal noch schärfer als sonst beobachtende Sarah bedünken, als ob das jederzeit etwas bedrückte Gemüth ihres Vaters noch einen Zuwachs zu neuer Besorgniß erhalten habe.

»Nun, lieber Onkel,« rief Johanna dem sie schweigend erwartenden alten Herrn mit ihrer freundlichsten Miene entgegen, »ist Dein Besuch endlich fort? Der hat Dich ja lange in dem kalten Keller festgehalten. Ihr habt wohl etwas stark geprobt?«

»Daß ich nicht wüßte, wenigstens so weit es mich betrifft,« erwiderte der Onkel, indem er die liebevoll und schweigend sich an ihn schmiegende Tochter sanft mit dem linken Arm umfing. Allerdings sind mir die beiden Stunden auch etwas lang geworden, denn der Herr hatte

sich nicht allein eine gründliche Probe im Keller vorbehalten, sondern mir auch nachher noch eine halbe Stunde im Zimmer Gesellschaft geleistet. Jetzt aber ist er fort und ich athme von Neuem auf. Ah! Im Ganzen liebe ich, wie Ihr wißt, dergleichen Besuche sehr wenig und bin am liebsten mit Euch allein.«

»Ja wohl, Onkelchen, aber solche Besuche sind doch auch von Geschäftswegen nothwendig und oft sogar wohlthätig,« fuhr Johanna, von ihrer Begierde, schon jetzt etwas Näheres über diesen Besuch zu erfahren, hingerissen und einen Augenblick ganz ihren Vorsatz, darüber zu schweigen, vergessend fort. In diesem Moment aber gab ihr Sarah einen heimlichen Wink, daß sie in dieser Richtung nicht weiter vorgehen möge, und sie verstand und befolgte ihn auf der Stelle, indem sie sogleich hinzufügte: »Hoffentlich wird Dir dieser lästige Besuch nicht den Appetit verdorben haben. Wir kommen eben, um Dich zum Mittagessen abzuholen. Bist Du geneigt, uns dahin zu folgen?«

»O ja!« sagte der Hausherr, aber mit einem so gedehnten Ton, daß man ihm wohl anmerkte, daß ihm das Speisen jetzt eine sehr gleichgültige Sache sei. »So kommt denn, wenn doch wieder einmal gespeist werden soll.« –

So begaben sie sich denn zu Tisch, aber wenn die beiden Mädchen sich nicht nach Möglichkeit bemüht hätten, dabei eine leichte Unterhaltung zu führen, so würde die Mahlzeit höchst einsylbig verlaufen sein, denn Jacob van der Myers sprach heute noch viel weniger als sonst, blickte oft sinnend auf den Teller vor sich nieder

und verspeiste das ihm Dargebotene, fast ohne zu wissen, was er aß. Nur einige Gläser Wein, die ihm bald Sarah, bald Johanna eingoß, trank er mit dem alten Behagen, aber auch dieser Genuß änderte seine schweigsame Stimmung nicht und so stand man, allseitig nicht gerade sehr befriedigt, wieder vom Tische auf.

»Wo willst Du nachher den Kaffee trinken?« fragte Sarah den Vater, ehe er sich wieder nach seinem Zimmer verfügte.

Er stand einen Augenblick still, als überlege er. Dann aber sagte er: »Trinkt Euren Kaffee heute nur allein, wo Ihr wollt. Wenn ich mich ein halbes Stündchen geruht, will ich einen weiten Spaziergang an der Mosel entlang stromaufwärts machen; ich fühle ein lebhaftes Bedürfnis danach.

»Dürfen wir Dich begleiten?« fragte Johanna rasch. »Es würde Dich vielleicht erheitern wenn Du eine muntere Gesellschaft um Dich hättest.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, mein Kind, sagte er sanft, »ich möchte heute lieber allein gehen. Ich habe Verschiedenes zu bedenken, was man in Gesellschaft nicht so gut abmachen kann. Uebrigens bin ich heiter genug.«

»Du siehst gerade nicht so aus, lieber Vater,« nahm nun Sarah das Wort und liebte den ernst blickenden Mann, indem sie mit ihrer weichen Hand leise über seine bartlose Wange strich.

»Man kann sich darin irren, Kind. Die Heiterkeit liegt bei mir mehr im Herzen als im Gesicht, das weißt Du ja.«

»Wenn das ist, dann bin ich zufrieden, und nun begieb Dich auf Dein Sopha und ruhe Dich. Also wir werden Dich erst am Abend wiedersehen, da Du weit gehen willst?«

»Ja, erst gegen Abend, mein Kind und dann wollen wir einmal eine hübsche Musik machen. Ich bin heute außerordentlich aufgelegt dazu.«

Nach diesen Worten verließ er die beiden Mädchen und ging nach seinem Zimmer, wo er sich sogleich auf das Sopha legte und die auf dem Tisch liegende Zeitung in die Hand nahm, um sie nun endlich zu durchfliegen. Allein er konnte nicht lesen, so gern er sich auch zerstreut hätte, und drei oder viermal fing er einen und denselben Satz von vorn an. Endlich, als er die Unmöglichkeit erkannte, seine Aufmerksamkeit auf etwas Gleichgültiges zu richten, legte er das Blatt weg und schloß die Augen. Allein auch der Schlaf wollte nicht kommen und er bemühte sich vergeblich, ihn herbeizurufen. Als er auch das erkannt und sich eine Weile hin und hergeworfen hatte, stand er wieder auf und ging einige Male im Zimmer hin und her.

»Der junge Mensch will mir nicht aus dem Kopf,« sagte er zu sich, »und ich weiß wahrhaftig nicht, warum das so ist. Macht das der rasche Handel und daß ich so schnell mein bestes Faß Doctorwein verloren habe? Zum Theil, ja, aber es ist noch etwas Anderes, und das, eben weil ich es nicht mit Worten bezeichnen kann, beunruhigt mich. Nun, so will ich mir lieber gleich jetzt eine starke Bewegung machen. Es ist zwar noch heiß, aber was thut die

Hitze mir? Ich habe in heißeren Zonen gelebt, als diese ist.«

Und mit einem hastigen Blick nach der tropischen Landschaft hinauf, zog er den Rock an, den er auf Spaziergängen außerhalb seiner Besetzung trug, nahm Hut und Stock und verließ das Haus, um wo möglich die in ihm wogenden Gedanken loszuwerden, die ihn wider Willen mehr peinigten, als er sich selber eingestehen wollte.



Die Mädchen dagegen blieben den ganzen Nachmittag über im Hause und erst als es kühler zu werden begann, begaben sie sich in den Garten, um hier eben so eifrig über den Vorfall des heutigen Tages nachzudenken, wie der alte Herr, und alle möglichen Folgen durchzusprechen, die sich daran knüpfen könnten. Ob der nächste Schritt, den Jan van der Straaten im Schilde führte, ein ersprießlicher sein und ob er überhaupt zunächst etwas Ernstliches unternehmen würde, konnten sie nicht errathen, denn sie hatten ja von dem Ausfall des heutigen Besuchs bis jetzt noch nicht die geringste Kunde, und doch schien ihnen derselbe von großer Wichtigkeit für die Folge zu sein. Dennoch traute Johanna der Klugheit und Umsicht ihres Geliebten alles Mögliche zu und so bemühte sie sich auch mit ihrer ganzen Ueberredungskunst, die allmählig wieder ängstlicher werdende Cousine zu beruhigen.

Es gelang ihr dies auch so ziemlich, als aber der Abend immer näher rückte, der ja des Menschen Gemüth, wenn es so wichtige Dinge zu verarbeiten hat, wie sie hier vorlagen, von Neuem belastet und ein bevorstehendes ungewisses Geschick stets bedeutender erscheinen läßt, fühlte sie sich selbst etwas beunruhigt und so schlug sie Sarah vor, dem Vater auf dem bezeichneten Wege entgegenzugehen und sich die Zeit der Erwartung durch eine kleine Zerstreuung zu verkürzen.

Sarah stimmte ihr auf der Stelle bei und so nahmen sie ihre Hüte und traten auf die Landstraße am Flusse hinaus, auf der sie langsam dahinwandelten, bei jedem Schritt weit in die Ferne hinausspähend ob sie den Vater nicht kommen sähen, den sie mit jeder verrinnenden Minute mit größerer Spannung erwarteten. –

Ein Spaziergang an der sanft dahin fließenden Mosel entlang ist immer ein angenehmer und unterhaltender, wenn dem Auge auch nicht so viel Abwechslung wie an dem viel belebteren Rhein geboten wird. Namentlich aber ist ein solcher Spaziergang überaus lohnend, wenn die Hitze des Tages im Weichen und die Sonne im Sinken hinter die Berge begriffen ist. Heute stand sie schon ziemlich tief, berührte fast den Scheitel der gegenüberliegenden Höhen und goß dabei einen weithin strahlenden Schimmer über Fluß und Land aus. Die Ruinen der Landshut waren wie von einem purpurnen Glanz umwoben und auf der dunkelgrünen Waldung darüber huschten die goldenen Streiflichter in bezaubernd schönem Abendspiel. Ruhig, fast unhörbar rollte der grünlich

schimmernde Strom dahin und besänftigender Friede lag ringsum auf der ganzen Natur.

Dieser liebliche Friede bewirkte auch heute bei den aufgeregten Mädchengemüthern, was er in der Regel bewirkt, sie wurden Beide wieder froher und heiterer, als sie den ganzen Tag gewesen, und so kehrte auch die Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche wieder in ihre Seele zurück. Ruhig besprachen sie, was einer Jeden von ihnen zumeist auf dem Herzen lag und namentlich erwarteten sie von dem folgenden Tage, daß er ihnen einen tieferen Einblick in die ganze Sachlage gewähren würde.

Da, als sie eben der am Ufer sich entlang schlängelnden Straße folgten und in der Betrachtung der sie umgehenden Scenerien schwelgten, sahen sie den alten Herrn mit rüstigen Schritten in der Ferne zwischen den am Wege stehenden Obstbäumen auftauchen. Sarah bemerkte ihn zuerst, stieß einen Ruf kindlichen Frohlockens aus und flog ihm hastig entgegen. Als sie ihn erreicht, schloß sie ihn fast heftig in ihre Arme und sprach mit seltener Lebhaftigkeit ihre Freude aus, daß sie nun wieder in seiner Nähe sei.

»Ich freue mich auch, mein Kind,« sagte er ruhig, »und finde es hübsch, daß Ihr mir entgegengekommen seid.« –

»Hat Dich Dein Gang denn erheitert?« fragte Johanna, mit ihren Falkenaugen das Gesicht des alten Herrn mustern.

»Ja, Kind, das hat er und ich bin mir dabei über Manches klar geworden, was mir heute Mittag noch unklar

war. Doch wartet bis nachher, dann sollt Ihr Alles erfahren. Und nun soll mir mein Abendbrod schmecken. Ich habe Appetit mitgebracht. Indessen laßt uns im Zimmer speisen. Ich habe mich warm gelaufen und es weht eine frische Luft über das Wasser.«

»Das haben wir uns auch schon gedacht, und so wirst Du, wie Du es wünschest, den Tisch im Zimmer gedeckt finden.«

»Das ist gut, Kinder, Ihr versteht mich immer und wißt mir in allen Dingen Eure Liebe zu beweisen. Ja, aber so muß es auch sein.« –

Als sie nach einer halben Stunde in das Speisezimmer getreten waren, ging Johanna, ohne eine Aufforderung dazu erhalten zu haben, ganz leise nach dem Hauskeller, holte eine Flasche von dem Lieblingswein des Onkels herauf und stellte sie mit einem vielsagenden Lächeln vor seinen Teller. Kaum aber sah der alte Herr die Flasche, die er an der eleganten Versiegelung als seinen Doctorwein erkannt, so schaute er sie scharf an und auf seinem bleichen Gesicht stellte sich sogleich eine etwas betrübte Miene ein. Auch seufzte er laut, und nicht wie sonst streckte sich seine Hand nach der Flasche aus, um sie zu entkorken.

»Nun,« sagte da Sarah, den Vater mit ihren schönen Augen liebevoll betrachtend, »ist Dir dieser Wein heute Abend nicht recht? Du seufzest ja, da Du ihn vor Dir stehen siehst?«

»Ach liebes Kind,« erwiderte er herzlicher denn je, »Du kannst Dir unmöglich denken, warum ich diesmal

seufze und diese Flasche mit einer gewissen Wehmuth betrachte.«

»So sag' es uns doch,« bat Johanna, »dann können wir Dich vielleicht trösten oder wenigstens Deine trüben Gedanken theilen.«

Er nickte stumm, als wolle das Wort nur schwer über seine Lippen fließen. Endlich aber sagte er: »Nun, wenn Ihr es denn wissen wollt, so will ich es Euch sagen. Als ich diese Flasche sah, fiel mir gerade ein, welcher Wein uns noch am Abend munden würde, wenn wir keinen Doctorwein mehr haben sollten.«

»Wie so denn?« fragten beide Mädchen etwas verwundert, da sie den eigentlichen Grund dieser Klage nicht erriethen. »Wie könnte uns denn der sobald ausgehen?« fragte Sarah gleich darauf.

»Still, still, Kinder!« entgegnete er mit sanftem Kopfnicken, »Ihr sollt es erfahren, nur jetzt noch nicht. Für's Erste haben wir ja noch den köstlichen Trank, und nun laßt uns essen und trinken, denn jetzt, ja, jetzt können wir immer noch fröhlich sein.« –

Das Abendessen war vorüber und die Hausmagd waltete nur noch allein im Speisezimmer, um den Tisch wieder abzuräumen. Die drei Familienglieder dagegen hatten sich nach Sarah's Zimmer begeben, wo das Piano stand und man sich gewöhnlich Abends aufhielt, wenn man nicht im Freien war, um dann des Vaters süßeste Stunde zu feiern und Musik zu treiben. Das wollte man nun auch heute thun und Alles lag schon dazu bereit.

Verschiedene Noten hatten die Mädchen schon am Nachmittag hervorgesucht und auf das Pianino gelegt; des Vaters kostbares Instrument ruhte zwar noch in seinem verschlossenen Mahagonikasten, allen Augen sichtbar, auf einem Tisch, aber es war ihm doch bereits zur Hand gerückt und er brauchte den Kasten nur aufzuschließen, wozu er den Schlüssel stets bei sich trug. Denn dieses alte Horn, aus vergoldetem Silber bestehend, war ihm ein kostbares Andenken an weit hinter ihm liegende und viel glücklichere Jahre. Es hatte den alten Herrn als das letzte Geschenk seiner früh verstorbenen und über Alles geliebten Mutter einst von der Heimath nach den asiatischen Inseln und dann nach der Capstadt in Afrika begleitet und er hatte es stets hoch und heilig gehalten, zumal es ihm, dem Virtuosen auf dem Horn ja auch jetzt noch die süßesten Genüsse gewährte.

Gegen Ende der Mahlzeit war der alte Herr, vielleicht von dem genossenen Weine befeuert, etwas gesprächiger geworden, jetzt aber, da er die Mädchen die Vorbereitungen zur Musikaufführung treffen sah, wurde er wieder still und schien abermals in jene trüben Gedanken versunken, die ihn schon am Tage gequält. Sarah und ihre Cousine bemerkten es wohl doch wollten sie keine neue Frage deshalb an ihn richten, und so, um seinen Gedanken rasch eine andere Richtung zu geben, setzten sie sich an das Pianino und spielten unaufgefordert eine vierhändige Sonate von Beethoven, womit sie gewöhnlich das kleine Concert einleiteten. Beide spielten gut und

ausdrucksvoll und die vollen runden Töne des vortrefflichen Instruments drangen weit in den mit Blumendüften erfüllten Garten und darüber hinaus, denn die Fenster standen sämtlich auf, um die kühlere Abendluft in das heiße Zimmer strömen zu lassen.

Kaum waren die ersten Accorde erklungen, so wirkten sie wunderbar auf den stillen alten Mann ein. Sein ganzes Aussehen veränderte sich und seine Gestalt richtete sich um einige Zolle höher auf. Die Augen blitzten lebhafter, seine Wangen nahmen eine tiefere Farbe an und ein ganz anderer Geist schien aus seinen mit einem Mal aufgehellten Zügen zu sprechen. Er war eben ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik und wenn er sie gut vortragen hörte, lebte er stets innerlich auf und gab sich dem höchsten geistigen Genusse hin.

So also auch heute, und mit fast andächtigem Schweigen hörte er dem classischen Musikstücke zu, bis es zu Ende war. Als dann aber die Mädchen aufstanden, sich ihm freudig nahten und er ihnen nun seinen Dank und Beifall aussprach, sagte Johanna mit einem frohen Ausdruck in dem lieblichen Gesicht:

»Wir danken Dir für Deine Beistimmung, lieber Onkel. Du bist immer ein dankbarer Zuhörer und verstehst es, schwache Anfänger zu ermuntern, wie ich es wenigstens bin. Aber nun möchte ich einmal gern einen wahrhaften Meister hören und so gieb mir Deinen Schlüssel, damit ich das schöne Wunderhorn hervorholen kann. Ich will es auch recht sanft und mit trockenen Händen anfassen,

damit es keinen Schaden leidet, wie Du es gern hast, und so gieb ihn her.«

Der Alte nickte beistimmend und reichte ihr den aus der Westentasche hervorgezogenen stählernen Schlüssel hin. Johanna that nun, wie sie gesagt, hob das schöne, hell blinkende Horn sanft aus dem mit Sammet ausgeschlagenen Kasten hervor und überreichte es dem Onkel. Dieser nahm es vorsichtig, betrachtete es an der bereits angezündeten großen Lampe von allen Seiten, und als er es unversehrt gefunden, sah man ein freudiges zufriedenes Lächeln über sein faltiges Gesicht gleiten. Eben wollte er es an den Mund setzen und eine der vielen daran angebrachten Klappen mit den Fingern berühren, um seinen Ton zu versuchen, als er es plötzlich wieder sinken ließ, die beiden Mädchen mit einem seltsamen Ausdruck innerer Bewegung anschaute und dann, indem er das Horn in den Kasten zurücklegte, sagte:

»Nein, Kinder, laßt es noch eine Weile ruhen. Wenn mir etwas Schweres oder nur Ungewisses auf dem Herzen liegt, kann ich nicht blasen, wie ich allein blasen möchte. Und heute liegt mir dergleichen auf dem Herzen. So will ich Euch denn lieber, um mir die Last herunterzusprechen, endlich sagen, was ich Euch bis jetzt verschwiegen und warum ich den ganzen Tag so nachdenklich war. Seht, daran ist allein der Besuch schuld, den ich heute Morgen hatte. Den Namen des Mannes habt Ihr ja schon gehört und es ist – das sagt Euch schon Viel – ein holländischer Name. Er nannte sich Jan van der Straaten. Nun, das fiel mir schon gleich auf, als ich ihn auf der

Karte las und darum betrachtete ich mir den Mann nachher sehr genau, auch in Augenblicken, wo er es vielleicht nicht vermuthete. Auch sein Dialekt verrieth mir den Holländer, und als ich ihn nach seinem Herkommen fragte, da sagte er mir, daß er kein Holländer, sondern vom Niederrhein sei, obgleich er viel in Holland gelebt habe und deshalb auch die holländische Sprache spreche. Das Alles ist allerdings möglich, aber ich glaube es doch nicht recht und Verschiedenes an ihm bestärkt mich noch in meinem Zweifel. Denn, obwohl der Mann ein angenehmes Aeußere hatte, sehr verbindlich, höflich und sogar zuvorkommend, aber immer sehr bestimmt und siegesgewiß sprach, und obgleich sein schönes blaues Auge durchaus nicht den Ausdruck der Heuchelei oder irgend eines heimtückischen Hinterhalts trug, so glaube ich eben doch, daß er in Bezug auf seine Heimath nicht die Wahrheit vorbrachte und ich halte ihn mit einem Wort nach wie vor für einen Holländer, mag er sagen, was er will. Warum er mir aber das verschwieg, das macht mich eben stutzig, das hat mich über die Maaßen aufgeregt und das kann ich auch bis jetzt noch immer nicht überwinden. So, nun wißt Ihr es!«

Die beiden Mädchen standen mit heftig klopfenden Herzen vor dem Vater, der seine Rede mit einer sichtlichen Hast und merklich wehmuthvoller Stimme vorgebracht, und schauten ihn im ersten Augenblick fast mit Bestürzung an, da die eben gehörten Worte ihr kaum besänftigtes Blut wieder in die höchste Wallung versetzt,

und die mit Mühe bezwungene Unruhe in ihren Gemüthern von Neuem aufgeregt hatte. Aber der alte Herr bemerkte das in seiner eigenen Erregung nicht und war in seinen eben abgestatteten Bericht noch so ganz versunken, daß er auch auf ihr ferneres Verhalten, das er für eine natürliche Folge seiner Erzählung hielt, nicht im Mindesten Acht gab.

Da faßte sich aber die muthige Johanna wieder zuerst und indem sie sich alle Mühe gab, unbefangen zu erscheinen, sagte sie mit etwas beklommenem Athem:

»Nun, und das allein hat Dich so aufgeregt?«

»O nein, das nicht allein,« fuhr Jacob van der Myers eifrig fort, »obgleich es mir ja aus Gründen, die Ihr so gut kennt wie ich, nicht gleichgültig sein könnte, wenn er wirklich ein Holländer wäre.«

»Nun, was dann?« fuhr Johanna zu fragen fort. »Was wollte er überhaupt von Dir?«

»Was er wollte? Das ist doch nur zu klar, wenn ich Euch sage, daß er ein Weinhändler ist. Er wollte eben meine Weine probiren und er probirte sie. Und das muß ich ihm nachrühmen, daß er sich als ein Kenner erwies und einen sehr natürlichen und richtigen Geschmack entwickelte. Er kannte die Jahrgänge sehr wohl heraus, sprach verständig über die verschiedenen Eigenschaften derselben und lobte Alles, was zu loben war. Als er nun aber endlich in den Doctorkeller kam und das erste Faß probirte, ja, da fing er Feuer, erkannte den ganzen Werth des köstlichen Getränks und sprach sich wie ein ächter Liebhaber von einem solchen aus. Darauf nun verließen wir den

Keller und begaben uns in mein Zimmer zurück, um endlich den leidigen Handel zu beginnen, der mir von jeher so viel Sorge und Kümmerniß gemacht. Und nun, was denkt Ihr wohl, was er mir für einen Vorschlag machte? Nein, Ihr könnt es Euch nicht denken und ich dachte mir es auch nicht. Mit einem Wort, er sprach es ganz gelassen aus, daß er mir meinen ganzen Vorrath, wie er da im Keller liegt, abzukaufen geneigt sei.«

Die Mädchen blieben eine Weile stumm, sie konnten beim besten Willen in diesem Vorschlag gar nichts Beklemmendes finden, ja, der Vortheil davon schien ihnen so in die Augen springend, daß selbst Sarah jetzt sagte:

»Nun, das war doch kein übler Vorschlag, lieber Vater, da hättest Du ja in sehr kurzer Zeit ein gutes Geschäft gemacht.«

»Wie? Ein gutes Geschäft?« fuhr der Alte fast verletzt auf. »Aber davon versteht Ihr Mädchen ja nichts!« setzte er sogleich besänftigt hinzu. »Freilich, wie Ihr es anseht, wäre es ein gutes Geschäft gewesen. Aber ich sehe es eben anders an. Was hätte ich denn, wenn ich ihm allen Wein gegeben, für mich behalten? Ginge denn mit meinen Vorräthen nicht zugleich alle meine Lust, meine Freude, meine Unterhaltung, meine alltägliche Beschäftigung davon? Ist die Sorge, die Mühe, die man um seine Kinder, seine Pfleglinge hat, nicht auch eine Freude? Und sind meine Weine in gewisser Beziehung nicht auch meine Kinder und ganz gewiß meine Pfleglinge?«

»Bester Onkel, darin hast Du wohl Recht,« fuhr Johanna mit stiller Verwunderung fort, als der alte Herr

schwieg, und sie Beide forschend nach einander ansah, »allein, es hätte Dir dieser glückliche Handel doch ein sehr gutes Stück Geld eingebracht.«

»Geld!« sagte der alte Herr und zuckte verächtlich die Achseln, »als ob ich mir von jeher so viel aus dem Gelde gemacht hätte! Und ein gutes Stück Geld hat es mir ja doch eingebracht, wie ich Euch gleich sagen will. Geld allein aber hat noch nie einen Menschen glücklich gemacht.«

»Wie?« fuhr Johanna mit staunendem Aufblick fort, »aber unglücklich kann der Verlust einer großen Summe Geldes doch einen Menschen machen, wie Du mir zugeben wirst. Denn denke einmal an Dein früheres Leben zurück – hat dieser Verlust Dich einst nicht sehr tief geschmerzt?«

»Johanna!« rief der Onkel mit ganz bleich gewordenem Gesicht, »was sprichst Du da und woran erinnerst Du mich?«

Aber Johanna hatte ihr Unrecht schon eingesehen und lag gleich darauf am Halse des alten Mannes, dessen Wangen sie herzlich küßte. »Verzeih' mir, lieber Onkel,« rief sie, »es war ja nicht böse gemeint, aber ich mußte es diesmal erwähnen, da Du sagtest, daß Geld allein nicht glücklich mache. Doch Du verzeihst, ich weiß es, und nun fahre fort in Deinem Bericht. Ist das Alles, was Dir mit Deinem Besuche widerfuhr?«

»Nun bei Gott, ist das denn nicht genug?« sagte der alte Herr, der seine Erregung rasch niedergekämpft und der

ihm stets liebevoll beegnenden Nichte kein ernstlich böses Gesicht zu zeigen vermochte. »Natürlich erschrak ich über diesen seinen Vorschlag sehr, der mir im ersten Augenblick fast wie ein Raub an meinem Eigenthum erschien, und gestand ihm nur so viel Fuder zu, wie ich eben abzulassen in der Lage war, da ich ja die übrigen noch pflegen muß, bis sie fertig sind und mit ihrem Geburtsort bei Jedermann Ehre einlegen können. Und da zeigte er sich auf der Stelle bereit, auch mit der von mir ihm bezeichneten Anzahl vorlieb zu nehmen, und ohne einen Groschen abzuhandeln, kaufte er mir sechs ganze Fuder ab. Von dem Doctorwein aber habe ich ihm nur ein einziges gegeben und das schöne halbe habe ich glücklich für uns zurückbehalten, so daß wir noch eine Weile unser Labsal daran finden können. So, und das ist der ganze Vorgang von heute Morgen und nun wißt Ihr ihn und ich habe mir endlich damit die Seele frei gesprochen.«

Johanna athmete nach diesen Worten leicht auf, denn sie hatte sich etwas ganz Anderes und Ernsteres vorgestellt.

»Nun,« sagte sie, sehr natürlich auflachend, »dieser rasche Handel ist doch wahrhaftig kein schlechter gewesen –«

»Nein, das habe ich nicht gesagt und sage es auch jetzt noch nicht.«

»Aber was weiter? So freue Dich doch, und ich – ich gratulire Dir. Andere Winzer würden übergücklich sein, wenn sie einen so guten Handel und noch dazu so leicht und rasch abschließen könnten, und Du bist darüber so

ernst und nachdenklich gewesen, daß wir uns den ganzen Tag geängstigt haben. O, nun bin ich wieder ganz frisch aufgelebt, lieber Onkel, und Du kannst es auch sein. Also munter an's Werk! Nun nimm Dein Horn wieder hervor und zeige uns, daß Du noch einen so guten Athem wie früher hast.«

Der Alte lächelte still nat sich hin und streckte schon den Arm nach dem lieben Instrumente aus. »O, der Athem ist noch derselbe, wie vor dreißig Jahren, der hat nicht gelitten!« sagte er, setzte das Horn an den Mund und schmetterte ein paar herrliche reine Töne heraus, die wie ein fröhlicher Aufruf zur Jagd klangen und weit hinaus in die Ferne drangen. Die Mädchen horchten entzückt und voller Bewunderung auf und lauschten dann mit angehaltenem Athem den ferneren Tönen, die bald mächtig anschwellen, bald wie im schwachen Echo ermatteten und doch immer gleich rein, voll und edel blieben. Der alte Virtuos aber, der durch die Töne, die er seinem Instrumente zu entlocken verstand, immer selbst befeuert wurde, ging jetzt zu einer seiner Hauptpiecen, einem reizenden Wiegenliede über das melodisch wie das Plätschern eines leise rieselnden Wassers erklang und sich fest an Ohr und Herz des Hörers schmiegte, bis es zuletzt in getragenen Hauchen wie ein sanfter Wind in der Ferne erstarb.

Ja, weit schwellen diese wunderbaren Töne über die Mosel hinaus, und wer sie hörte, stimmte gewiß auch in das Lob der beiden Mädchen mit ein, die dem Vater, als er geendigt, die Hände drückten und ihm auf jede

Weise ihren Beifall bewiesen. Auch zwei vom Zimmer aus ungesehene Zuhörer, die bei der abendlichen Dunkelheit, die allmählig hereingesunken war, draußen auf dem Landwege fest an das Gartengitter gedrückt standen und der noch nie gehörten Musik gelauscht hatten, zollten dem bescheidenen Künstler ihren Beifall im Stillen und entfernten sich erst ganz geräuschlos von ihrem vorsichtig gewählten Platz als die Abendmusik im Zimmer verstummte, und ob sie die Leute waren, die eine solche Musik zu würdigen verstanden, wird uns vielleicht noch der Verlauf unserer Erzählung lehren. –

Als aber in späterer Nachtstunde die drei Familienglieder sich endlich trennten, begleitete Sarah die muntere Cousine noch auf ihr Balkonzimmer, um wenigstens einige Worte über den so ereignißreich verlaufenen Tag auszutauschen, der nun doch noch ein gutes Ende genommen. Als sie sich Beide allein sahen und die bis jetzt offen stehenden Fenster geschlossen hatten, sagte Johanna, während sie schon die dichten Flechten braunen Haares zu lösen begann:

»Nun, Sarah, was sagst Du jetzt? War der Beginn der Handlung meines lieben Jan nicht ein guter und hat er die Bekanntschaft mit Deinem Vater nicht auf eine sehr geschickte Weise eingeleitet?«

»Ich bin zufrieden,« erwiderte Sarah leise aufseufzend, »aber besonders gefördert sehe ich das ganze Unternehmen, denn doch noch nicht.«

»Närrchen, was verlangst Du denn? Soll er etwa Deinen Vater gleich beim ersten Anlauf, gleichsam im Sturm

bezwingen? Nein, das geht doch nicht und um so tollkühnen Versuch zu wagen, dazu ist er viel zu klug. Er verfolgt langsam und vorsichtig seinen Weg und das kann ich nur billigen. Morgen also ist auch noch ein Tag und wir wollen sehen, was der uns bringen wird. Uebrigens hat Jan mit seinem holländischen Accent, den er ja nicht von sich abstreifen kann und den Dein Vater ganz richtig herausgehört hat, doch schon bedeutend auf diesen gewirkt, sonst würde er nicht so nachdenklich geworden sein, denn daß er allein um sechs Fuder Wein, die er so glücklich verliert, trauern sollte, kann ich mir nicht denken.«

»O, ich auch nicht,« bestätigte Sarah mit zu Boden geneigtem Gesicht, »aber wie sollte er denn auf meinen Vater noch anders eingewirkt haben?«

»Wie, das fühlst Du nicht und bist seine Tochter, die seine ganze Vergangenheit, sein Unglück kennt? Doch, davon wollen wir heute lieber nicht mehr reden, es ist schon so spät. Nur so viel sage ich Dir und Du magst es glauben: Der gute Jan fängt sein Werk schlau an und ich begreife ihn wohl, warum er mit solchen Kleinigkeiten wie mit dem Wein beginnt, um dann bald zu wichtigeren Dingen überzugehen. Ach ja, und es wird ihm bei Deinem Vater, der ja im Herzen ein so guter Mann ist., auch wohl gelingen, denn wen er einmal mit seinen treuen blauen Augen so recht liebevoll ansieht –«

»Wie denn?« unterbrach die plötzlich stockende Sarah, die auch einmal zum Scherzen aufgelegt war, »etwa wie er Dich einst angesehen?«

»Nun ja, vielleicht meinte ich das; aber ich wollte sagen, wen er einmal so liebevoll angesehen, und zu bezwingen fest entschlossen ist, der ist –«

»Verloren!« scherzte Sarah weiter, flog auf die Cousine zu, umfing sie mit ihren Armen und küßte sie herzlich.

»Ja, verloren, wie ich,« nahm Johanna das Wort auf, »aber ich habe doch keinen Verlust dabei gehabt, denn trotz dieses Verlorenseins habe ich mich doppelt wiedergefunden, in ihm und in mir, und so wird es auch Dir ergehen, sobald nur erst Philipp seinen Mund –«

Sarah hielt der heiteren Freundin die Hand auf die rosigen Lippen und bat mit süßester Stimme: »Schweig, Hänschen, Du plauderst schon halb im Schlaf. Das Verhältniß zwischen Philipp und mir, wenn überhaupt ein solches besteht, ist ein ernsteres, bedeutungsvolleres als das zwischen Dir und Jan, und Du würdest mir einen Gefallen erzeigen, wenn Du darüber keine Scherze laut werden ließeest. So weit sind wir noch nicht.«

»Aber wir kommen dahin, gieb Acht!«

»Gute Nacht, gute Nacht, Du liebe Schwätzerin!« und nach einem flüchtigen Kuß verließ sie die Cousine und trat mit wehem und doch freudigen Herzen den Gang nach ihrem im unteren Stockwerk gelegenen Zimmer an.

ZWEITES CAPITEL. EIN UNERWARTETER MIETHSMANN.

Der nächste Morgen war ohne jegliche Nebelbildung angebrochen. Goldklar war die Sonne am wolkenlosen

Himmel über den Weinbergen am rechten Moselufer aufgegangen und goß ihre ersten Strahlen schon mit fühlbarer Wärme über das so reich gesegnete Thal aus. Nur auf dem Rasen und den Blumen des Gartens im Nußhof lag ein frischer erquickender Thau, so daß die zahllosen Blüten noch viel lieblicher dufteten und mit dem süßen Wohlgeruch sich vereinten, der von den blühenden Weinbergen herab sich weit über die ganze Landschaft verbreitete.

Wie am vorigen Tage war Jacob van der Myers schon um sechs Uhr unten im Garten erschienen und wie gewöhnlich musterte er seine bunten Pfleglinge und seine schönen Obstbäume, und ließ dabei oft einen befriedigten Blick über die Mosel schweifen, die, noch tief von den Bergen beschattet, bis jetzt nicht den geringsten Verkehr zeigte und ruhig ihre Bahn verfolgte, um sich alsbald in einen blitzenden Spiegel zu verwandeln, in dem die grünen Berge wie die grauen Ruinen, die großen Häuser wie die kleinen Hütten am Ufer sich mit gleichem Behagen beschauen könnten.

Als der alte Herr aber seine Musterung beendet, sah er sich wieder nach den heute sehr schweigsamen Bewohnerinnen des Hauses um, und sie ließen ihn auch nicht lange warten, denn gegen halb sieben Uhr schon traten die beiden Cousinen Arm in Arm die Treppe herunter und begrüßten den Hausherrn auf das Herzlichste.

Bald darauf saßen sie wie am vorigen Tage am Frühstückstisch unter dem Nußbaum und tauschten ihre Ansichten über das Wetter und verschiedene, den Haushalt

betreffende Dinge aus; auf die Vorfälle des vergangenen Tages aber wandte sich die Unterhaltung nicht und es wollte beiden, den Vater aufmerksam beobachtenden Mädchen so scheinen, als ob er sich jetzt vollständig über dieselben beruhigt habe. Als er aber sein Frühstück verzehrt, gab er die Absicht kund, seinen gewöhnlichen Spaziergang durch die Weinberge zu beginnen, um seine Arbeiter darin zu beaufsichtigen, und die Mädchen hielten ihn keinen Augenblick auf, da sie wohl wünschen mochten, allein zu sein, um ihre Gedanken über das Geschehene und noch zu Geschehende ungestört austauschen zu können.

Als der Vater den Garten verlassen hatte und man seinen hart auf die im Wege liegenden Steine stoßenden Stock schon in weiterer Ferne vernahm, hob die mit einer Handarbeit beschäftigte Johanna das Auge gegen ihre Cousine auf und betrachtete sie längere Zeit mit liebevollem Blick, in dem gleichwohl eine ganz eigene Spannung und Erwartung lag. Sarah, die ihre Stickerei in den Schooß hatte sinken lassen, hielt die Augen auf die Ferne gerichtet und schaute nach dem jenseitigen Ufer hinüber, wo eben ein schweres Lastschiff von Pferden auf dem Leimpfade stromaufwärts gezogen wurde. Ihr schönes Angesicht sah heute etwas bleich aus, aber das Auge leuchtete klar wie immer unter den edel geformten und etwas starken Brauen hervor, nur um den kleinen Mund mit den granatrothen Lippen, den sie fest geschlossen hielt und der heute erst wenige Worte hatte vernehmen

lassen, machte sich ein ernster Zug bemerklich, der ihrem kindlich unbefangenen Antlitz sonst nicht eigen war.

»Sarah,« redete sie da die Cousine an und berührte ihren Arm mit ihrer über den Tisch ausgestreckten Hand, »Sarah, was sinnst Du? Du siehst ja heute so träumerisch aus. Hast Du etwa keine gute Nacht verbracht?«

Sarah wandte ihr Gesicht augenblicklich der Redenden zu und lächelte matt. »O ja,« sagte sie mit ihrer sanften Stimme, die jederzeit und besonders wenn sie sinnender Stimmung war, etwas ungemein Ansprechendes, ja Bezauberndes besaß, ich habe recht gut geschlafen, worüber ich sinne? Danach fragst Du noch? Haben wir, müssen wir nicht heute wie gestern immer dieselben Gedanken haben? Ach ja, Johanna, und ich wäre sehr glücklich, wenn Du mir sagen könntest, was nun zunächst in der betreffenden Angelegenheit geschehen wird.«

Johanna blickte nun auch etwas ernster vor sich hin, und erwiderte bedächtig: »Ja, wenn ich mir das selbst sagen könnte! Ich frage mich auch schon zehnmal hinter einander: was wird nun geschehen? Aber so viel ich auch darüber nachgedacht habe, ich kann es nicht finden. Daß die beiden Männer nicht ruhen und keine Stunde ungenutzt verstreichen lassen werden, ist gewiß, was sie aber zunächst beschlossen haben, ist mir wie Dir unbekannt. Von dem beabsichtigten Weinkauf war ich unterrichtet, ich erwartete Jan also gestern mit ziemlicher Sicherheit, womit er aber heute beginnen wird, das – weiß ich leider nicht. Ich denke mir aber, er wird Deinen Vater noch einmal besuchen und ihn vielleicht in den Bergen zu treffen

wünschen, also ist es möglich, daß sie sich bald oben begegnen, denn Jan weiß von mir, zu welcher Stunde Dein Vater einen Weg antritt und wann er wieder in's Haus zurückkehrt.«

»O, des wäre mir das Liebste,« bemerkte Sarah mit heiterer aufblickendem Gesicht. »Wenn er ihm in den Bergen zufällig begegnete, so hinge das ganz natürlich zusammen und wir hätten nicht wieder so unruhig und angstvoll wie gestern auf unsern Zimmern ihre Unterredung abzuwarten.«

»So wollen wir bei dieser Hoffnung verharren,« entgegnete Johanna, die sich freute, abermals ein kleines Beruhigungsmittel für die so zart organisirte Cousine gefunden zu haben. »Aber das Frühstück richten wir wieder im Zimmer an, nicht wahr? Es könnte doch möglich sein, daß er wieder durch den Garten käme und ich möchte ihm um Alles in der Welt nicht vor den Augen Deines Vaters begegnen, da wir ja in diesem Fall unser näheres Verhältniß unter keinen Umständen verbergen könnten.«

»Gewiß, darin hast Du Recht. Ihr müßt Beide etwas vorsichtig sein, Ihe könntet sonst Alles verrathen und dann wäre der ganze schöne Zweck, den Ihr vor Augen habt, verfehlt.«

»Du sagst *Ihr*, also wir allein und Du nicht?«

Sarah schwieg und erröthete stark. »Ja, wie Du willst,« sagte sie dann sanft, »ich habe mich ja einmal bereit erklärt, Euren Rathschlägen zu folgen und so muß ich ja standhaft sein, so schwer es mir auch wird, dem guten

Vater so Wichtiges zu verbergen, wovon das Glück seines ganzen künftigen Lebens abhängt.«

»Gewiß, und eben weil dies sein ganzes Glück davon abhängt, mußt Du standhaft sein und mit uns in Gemeinschaft voller Ueberlegung handeln. Aber es gilt ja nicht Deinem Vater allein, sondern auch Dir, mein liebes Kind. Ach, ich habe Dir das schon so oft gesagt und doch kommst Du immer wieder darauf zurück, als ob Du zaghaft oder weniger vertrauensvoll geworden wärest.«

Sarah legte ihre feine weiße Hand auf die Johanna's und sah sie mit einem innig bittenden Blick an. »Verzeihe mir,« sagte sie, »er ist ja mein Vater und ich bin seine Tochter.«

Johanna nickte lächelnd. »Das ist es,« sagte sie und ich verzeihe Dir nicht nur, sondern ich finde auch Dein so häufig wiederkehrenden Schwanken und Zweifeln nur zu natürlich. Doch nun wollen wir uns nicht weiter den Kopf darüber zerbrechen und das schwierige Werk den Männern allein überlassen. Sie sind stärker, umsichtiger als wir und überschauen die verwickelten Verhältnisse mit klarerem Blick. Komm, laß uns ein wenig spazieren gehen. Wollen wir vielleicht den Berg hinaufsteigen und lauschen, ob Dein Vater einen Begleiter gefunden hat?«

»Mit keinem Tritt, Johanna,« erwiderte Sarah mit stolzer Entschiedenheit. »Ich belausche meinen Vater nie, selbst jetzt nicht. Aber wir können hier im Garten bequem auf und niedergehen, der Weg ist lang genug, um uns müde zu laufen.« –

So thaten sie denn auch; nach einer Stunde aber begaben sie sich wieder in's Haus, vertauschten ihre Morgenkleider mit denen, die sie gestern getragen, und richteten dann den Frühstückstisch nach gewohnter Weise im Speisezimmer an.

Aber schon gegen halb zehn Uhr kam diesmal der Vater zurück, und als die Mädchen seinen Schritt auf den Stufen der Sandsteintreppe hörten, schauten sie ihm voller Erwartung entgegen, um auf seinem Gesicht zu lesen, ob das besprochene Zusammentreffen auf dem Berge stattgefunden habe oder nicht. Allein sie wußten Beide auf der Stelle, daß dies nicht geschehen war. Der alte Herr sah ganz ruhig und unbefangen aus, was gewiß nicht der Fall gewesen, wenn er irgend Jemandem in den Bergen begegnet wäre, der ihn an den gestrigen Tag erinnert hätte. Er begrüßte Sarah und Johanna mit wenigen freundlichen Worten und bald darauf setzten sie sich an den Tisch und nahmen das Frühstück in aller Ruhe ein.

Allein diese Ruhe sollte mit einem Male sehr unerwartet unterbrochen und die stillsitzenden Mädchen dadurch wieder in die Flucht gejagt werden. Eben hatte der Vater sein letztes Glas Wein geleert und schon die Serviette in ihr silbernes Band gesteckt, da scharrte plötzlich der Klang der Gitterglocke wieder durch das Haus und alle Drei fuhren bei diesem grellen Ton wie vor Schreck in die Höhe.«

»Nun,« rief der Vater mit nach dem Garten gewandtem Gesicht, »was ist denn das schon wieder? Das ist ja gerade wie gestern. Sollte sich *noch* ein Weinreisender einfinden und mir meinen Rest aus dem Keller holen wollen? Ich danke und er würde mich heute nicht bei so guter Laune wie gestern finden.«

»Warum denn das?« wagte Johanna zu fragen, nur um ihrer inneren Aufregung etwas Luft zu verschaffen. »Wie kann man denn in schlechter Laune sein wenn man ein Geschäft zu machen hat, das so überaus günstig ist?«

»Das verstehst Du nicht, Kind,« erwiderte der alte Herr etwas bitter, »und ein Weingeschäft habe ich lange Zeit nicht machen können, da ich keinen Wein mehr zu verkaufen habe. – Aber wie denn?« unterbrach er sich an seine Stirn fassend, als sinne er ernstlich über Etwas nach. »Ha! Da fällt mir ein – was willst Du, *Lene*?«

»Ach, Herr van der Myers,« sagte da die eben im Zimmer erscheinende Stubenmagd, »vor der Thür draußen steht derselbe Herr, der gestern hier war, und wünscht Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.«

Des alten Herrn Gesicht entfärbte sich und doch stand er schon vom Stuhle auf. »Was,« rief er, »er ist schon wieder da? Oho, dem hat mein Doctor geschmeckt und er will wahrscheinlich noch ein Glas davon trinken. Nun, das soll er haben, aber wahrhaftig sonst keinen Tropfen mehr. – Laß ihn in mein Zimmer treten,« gebot er der Magd, »ich komme gleich.«

Die beiden Mädchen, schon im Begriff, wieder das Weite zu suchen, standen zitternd von ihren Stühlen auf und

blickten forschend den Vater an. Da trat Johanna, von einem plötzlichen Impulse getrieben, an ihn heran und sagte mit beinahe flehender Stimme:

»Sei ihm nicht böse, Onkelchen, der Mann hat Dir ja gestern nichts Uebles gethan und so wird er es auch heute nicht thun.«

»Uebles?« fragte verwundert der Alte. »Was könnte er mir denn thun? Aber wie denn? Wie kommst Du dazu, Dich zum Ritter für diesen Herrn aufzuwerfen?«

»Zum Ritter? O, wie Du so spaßhaft bist!« lachte Johanna hell auf, nur um ihre Verlegenheit und die ihr selbst fühlbare jäh in's Gesicht steigende Röthe zu verbergen. »Nein, nein ich breche keine Lanze für ihn, aber ich möchte nur nicht gern, daß Du Jemandem, wer es auch sei, eine strenge Miene zeigst, der Dir nichts zu Leide gethan, damit Du nicht verkennt werdest – so meine ich es – denn Du bist doch ein so guter Mann.«

Der alte Herr stand lächelnd vor dem in ihrer Vergehenheit so niedlichen Mädchen still und streichelte mit seiner Rechten ihr dunkles Haar. »Du bist und bleibst eine alte Schmeichlerin,« sagte er freundlich, »aber es ist hübsch von Dir, daß Du sogar schon für Fremde sorgst. Wie lieb magst Du erst sein, wenn es gilt, für Deinen Geliebten das Wort zu nehmen, wie? O, o, der Mann muß sich in Deinem Besitz recht glücklich fühlen, und ich – ich gönne es ihm!«

Damit schritt er langsam aus dem Zimmer, ohne zu gewahren, wie sich von Neuem eine flammende Purpurröthe über Johanna's Gesicht ergoß, die, um sie zu verdecken, auf die wie gebannt dastehende Sarah zueilte und sie heftig in ihre Arme schloß.

»Siehst Du,« rief sie frohlockend, »ich wußte es, daß er kam, und nun werden wir bald etwas Neues hören. Komm, laß uns in mein Zimmer hinaufsteigen, da sind wir vor jeder Begegnung am sichersten und können ihn auch beobachten, wenn er das Haus wieder verläßt.«



Unterdeß war Jacob van der Myers nach seinem Zimmer gegangen und als er in dasselbe eintrat, sah er den jungen Mann, der ihm heute noch viel angenehmer und feiner als gestern erschien, vor dem Bilde des Rotterdamer Hafens stehen und dasselbe mit aufmerksamen Blicken betrachten. Kaum aber hörte er den Hausherrn hinter sich, so drehte er sich um und kam ihm mit der freundlichsten Miene und weithin ausgestreckter Hand entgegen.

Jacob van der Myers ergriff leise zögernd die Hand, verbeugte sich und deutete dann auf einen Stuhl, blieb aber noch vor dem Besuche stehen, bis dieser nach den ersten Worten den dargebotenen Platz eingenommen hatte, worauf er sich selbst wieder auf seinen Drehstuhl setzte. Aber er sah den reisenden Weinhändler im ersten Augenblick nur groß und erwartungsvoll an, als wollte

sagen: »Nun, was haben Sie denn diesmal für ein Anliegen?«

»Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen,« begann der heute ungemein höfliche Jan das Gespräch, »und hoffe, daß ich Sie in der besten Stimmung finde.«

Der alte Herr nickte. »Ja,« sagte er; »ich bin in einer ganz guten Stimmung, selbst wenn Sie gekommen sind, um mir die gestern gekauften Fuder Wein schon heute abzunehmen.«

»Nein, Herr van der Myers,« erwiderte Jan lächelnd, »das ist nicht da Grund und Zweck meines Besuchs, vielmehr habe ich ein ganz anderes Geschäft im Auge, das ich mir schon gestern, als ich von Ihnen schied, anzudeuten erlaubte. Zuerst aber bitte ich um Verzeihung, daß ich Sie schon wieder störe, indessen habe ich durch Ihre erste freundliche Aufnahme die Zuversicht gewonnen, daß ich getrost auch mein zweites Anliegen vorbringen kann.«

Jacob van der Myers, der sich im Stillen den Kopf zerbrach, was das für ein Anliegen sein könne, konnte doch nicht umhin, der gewinnenden Miene dieses angenehmen jungen Mannes gegenüber ebenfalls eine gewisse Freundlichkeit zu zeigen, und so sagte er: »Sprechen Sie Ihre Wünsche aus. Womit kann ich Ihnen dienen.«

»Glauben Sie,« fuhr Jan mit einer gewissen Umständlichkeit fort, »daß ich, bevor ich auf meinen Wunsch komme, etwas weiter aushole, und da muß ich Ihnen zunächst sagen, daß ich mich schon seit einigen Tagen in

Berncastel aufhalte und nicht allein des Weinhandels wegen hierhergekommen bin. Nein, mich hat auch die schöne Lage des Orts und seine herrliche Umgebung angezogen, und diese hat mich so gefesselt, daß ich so bald nicht wieder davon scheiden kann. So bin ich denn euch oberhalb des Nußhofs auf der schönen Ruine der Landshut gewesen, von wo man ja einen so trefflichen Ueberblick über Ihr Gut und die ganze Landschaft hat. Da erfaßte mich denn der Wunsch, mich einige Zeit hier aufzuhalten und ich gewahrte sowohl von der Ruine aus, wie auch gestern, als ich durch Ihren Garten nach dem Felsenkeller ging, ein leerstehendes Haus das mir einladend genug schien, um einen genügsamen Reisenden zu verlocken in seinen Räumlichkeiten seine vorübergehende Wohnung aufzuschlagen. Ich erkundigte mich in der Stadt nach diesem leerstehenden Hause und erfuhr, daß es Ihnen gehöre und daß Sie für den Augenblick keinen Gebrauch davon machen.«

Jacob van der Myers war bei diesen erstaunlich ruhig vorgebrachten und ihn doch beunruhigenden Worten allmählig sehr ernst geworden und wußte bis jetzt noch nicht, was er von diesem sonderbaren Eingang der Unterhaltung denken sollte. So sagte er denn kurz:

»Ja, da hat man Sie freilich recht unterrichtet; das Haus, welches Sie meinen, liegt in der That unbewohnt in meinem Garten und ist das ehemalige Wohnhaus des Winzers, welchem ich dies Gut abgekauft habe, bevor das, worin ich jetzt wohne, erbaut war. Aber was für ein Interesse kann dies Haus für Sie haben?«

»Ein sehr großes Interesse, Herr van der Myers, und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir dasselbe einige Zeit zur Wohnung überlassen wollten. Um den Preis, den Sie dafür forderten, würde ich so wenig handeln, wie ich gestern um den Wein gehandelt, und da ich Sie nicht im Geringsten zu belästigen gedenke, können Sie überzeugt sein, daß Sie einen guten Miethsmann an mir haben würden.«

Der junge Mann hatte seinen Antrag mit wohl einstudirtem Gleichmuth vorgebracht, aber dabei hatte sich sein Gesicht doch, als er die Wirkung davon auf dem des alten Herrn sah, mit einer mehr und mehr zunehmenden verlegenen Röthe bedeckt. Denn Jacob van der Myers, als er diesen neuen, ihm ganz unerwartet kommenden und höchst unangenehmen Antrag hörte, war darüber so erstaunt, ja betroffen, daß er erst gar keine Worte der Erwiederung finden konnte. Wie mit seinen Gedanken in die Irre schweifend, blickte er schweigend zu Boden und als er endlich die erste Frage fand, war seine Stimme ganz heiser geworden.

»Wie kommen Sie auf diesen sonderbaren Gedanken?« sagte er. »Hat irgend Jemand Sie darauf gebracht?«

»Nicht im Mindesten, Herr Van der Myers, ich bin von selbst darauf gekommen. Wie gesagt mir gefällt die Gegend, in der Ihr Nußhof liegt, ausnehmend, und die Stille, der Frieden, die ihn erfüllen und umgeben, ziehen mich unwiderstehlich an. Auch Sie selbst, daß ich es Ihnen ehrlich gestehe, gefallen mir in Ihrer Liebhaberei für den Weinbau und die Pflege des herrlichen Gewächses,

und da Ihr Haus, wie Sie selbst sagen, leer steht, möchte ich es ein paar Monate bewohnen, wobei ich – ich wiederhole es – Ihnen mit Bestimmtheit versprechen kann, daß Sie einen friedlichen Nachbar an mir finden würden.«

Der alte Herr war, von innerer Unruhe gepeinigt, von seinem Stuhle aufgestanden und ging nun, sich in größter Verlegenheit die Hände reibend einige, Mal im Zimmer auf und nieder, wobei man wohl sah daß er innerlich mit sich selber kämpfte und nur schwer einen Entschluß fassen oder ihn, wenn er ihn bereits gefaßt, in milder Weise aussprechen konnte. Dennoch hatte er ihn auf der Stelle gefaßt und es handelte sich blos noch darum, denselben so bündig wie möglich laut werden zu lassen. So stand er denn wieder vor dem jungen Manne still, der sich nun auch von seinem Stuhle erhob, und sagte mit ernster, ja beinahe feierlicher Miene:

»Nein, mein Herr, ein für alle Mal, diesmal sind Sie auf eine ganz falsche Fährte gerathen. Wie ich einmal zu leben gewohnt bin, abgesondert von aller Welt – und ich habe meine Gründe dazu – so bin ich nicht gesonnen, irgend Jemandem, wer es auch sei, in meinem kleinen Besitz nur eine Stube, einen Keller, einen Stall, geschweige denn eine ganze Wohnung zu vermieten, selbst wenn dieser Jemand mein bester Freund wäre, deren ich leider nur so wenige habe. – Gerade deshalb bin ich in diese abgelegene Gegend, auf dies stille Gut gezogen, um mit mir und meiner Familie allein zu sein. Ich will, ich mag

keinen Menschen in so unmittelbarer Nachbarschaft haben, ich will ja – ich muß völlig ungestört sein, wenn ich den Lebensrest, der mir noch geblieben, in einer mir durchaus nothwendigen Ruhe verbringen will.«

»O, was das betrifft unterbrach ihn der, seinen improvisirten Plan schon scheitern sehende Jan, »so würde ich Ihre Ruhe wahrhaftig sehr wenig stören und jeden Ihrer Wünsche mit der größten Sorgsamkeit beachten.

»Ich glaube es, ja. Aber die Störung kommt ganz von selbst, wenn man so nahe bei einander wohnt, daß man sich beinahe die Hände aus den Fenstern reichen kann, ich kenne das. Nein, nein, mein Herr, noch einmal, ich kann es nicht und daß ich es nicht kann, thut mir Ihretwegen leid, denn Sie scheinen mir ein sehr angenehmer, ein sehr gebildeter, ein sehr liebenswürdiger und umgänglicher Mann zu sein. Ich aber, ich – ach! Doch wozu soll ich Ihnen meine Persönlichkeit und meine Eigenheiten noch näher bezeichnen, Sie würden mich doch nicht begreifen. Also mit einem Wort – ich kann Ihnen Ihren Wunsch nicht erfüllen und muß Ihnen ein für alle Mal eine abschlägliche Antwort ertheilen.«

Der junge Mann lächelte mit einem ganz eigenthümlichen Blick auf den alten Herrn still vor sich hin, als habe er eigentlich nichts Anderes von ihm erwartet, dann sagte er nur noch:

»Gut, ich descheide mich. Aber diese Ihre abschlägliche Antwort ändert doch unsere übrigen Beziehungen nicht und Sie sind mir auch nicht gram, daß ich Sie von Neuem mit meinem Besuche belästigt habe?«

»O nein, wie könnte ich!« rief der alte Heer ziemlich lebhaft, da er den bescheidenen jungen Mann so freundlich wie zuvor bleiben sah, selbst nachdem ihm eine so gründliche Verweigerung seiner höflichen Bitte zu Theil geworden. Es thut mir sogar leid, daß ich Ihrem Wunsche nicht willfahren kann, aber es liegt nicht in meiner Macht, ihn zu erfüllen.«

Jan van der Straaten nahm seinen Hut, den er auf einen Stuhl gelegt, und verbeugte sich auf die zuvorkommendste Art. »So will ich Sie nicht länger stören,« sagte er, schon einen Schritt zur Thür thuend. »Ich bitte noch einmal um Entschuldigung und – wenn wir uns wiedersehen sollten,« setzte er mit einem hörbaren Nachdruck hinzu, »hoffe ich, daß Sie mich nicht mit minder freundlichem Gesicht empfangen als Sie mich jetzt t entlassen.«

»Davon können Sie überzeugt sein,« erwiderte der alte Herr etwas überrascht, da ihm das nochmalige Erscheinen dieses Besuches ja abermals in Aussicht gestellt wurde. Gleich darauf verließ Jan das Zimmer und, von dem Wirth bis in den Garten geleitet, schritt er mit seinem elastischen Gange wieder so schnell zur Gitterthür, daß Jener erst davor ankam, als er schon einige Schritte auf der Landstraße zurückgelegt hatte.



Ohne sich lange un Garten aufzuhalten, suchte der alte Herr sogleich wieder sein Zimmer auf und hier ging er, in Gedanken versenkt, einige Zeit unruhig auf und nieder.

Er wiederholte sich dabei, was eben wieder vorgegangen, und erwog sowohl die Worte des Besuchera, wie die, die er selbst ihm entgegnet hatte. Aber wie er die Sache auch ansehen und beurtheilen mochte, er konnte seine Handlungsweise in keinem Fall für eine schlechte halten, denn der ihm gestellte Antrag widersprach so sehr allen seinen Lebensgewohnheiten, seinen Neigungen und seinem besonderen Naturell, daß die Vorstellung, einen Miether auf seinem engen Besitz und seiner unmittelbaren Nähe zu haben, ihm ganz fremd und beinahe unfaßlich war.

»Nein sagte er zu sich, als er mit seinem Sinnen zu Ende gekommen, »diesen Antrag, dieses mir ganz unbegreifliche Gesuch konnte ich nicht anders aufnehmen, als ich gethan, so freundlich der junge Mann auch sein mag und so günstig der Eindruck ist, den er schon gestern und heute noch mehr auf mich gemacht hat. Aber im Ganzen war es doch ein sonderbares Anliegen! Gerade zu mir zu kommen, der von allen Bewohnern Berncastels am wenigsten geneigt ist, seine leerstehenden Zimmer an einen Fremden zu vermieten! Ob ihm Niemand gesagt hat, daß er darin bei mir fehl gehen würde? Und er hat doch gewiß mit irgend Jemandem über seine Absicht gesprochen. O, wenn ihm das Niemand gesagt, so würde mich das freuen, denn ich liebe es überhaupt nicht, daß man viel von mir spricht. – »Aber wie,« fuhr er nach erneutem Sinnen und mit wieder rege werdendem Mißtrauen fort, »sollte der junge Mensch nicht einen besonderen Zweck bei diesem Antrage im Auge gehabt haben? Beinahe scheint es mir so. Ha! und da bin ich am Ende auf der

richtigen Spur. Natürlich, er wurde mir trotz aller meiner Zurückhaltung, wenn er mein Miethsmann geworden wäre, doch bald näher zu kommen gesucht haben. Und die beiden Mädchen – sie sind immerhin Frauenzimmer und – so brav und edel sie auch sein mögen – würden dabei gewiß seine Partie genommen haben. Hm! Und wenn er mir erst näher gekommen, was wäre dann erfolgt? Haha! Ja, jetzt begreife ich es, dann würde mich, da er so gern meinen Wein haben wollte, endlich doch beschwatzt haben, ihm meinen ganzen Vorrath abzulassen. Aha, also das wäre des Pudels Kern! Gut, gut, daß ich das so bald durchschaut! Aber nun bin ich ihn los und so bald wird er nicht wieder in mein Gehege kommen. – Was wollt Ihr?«

Die letzte Frage war an die beiden Mädchen gerichtet, die eben, von einer maßlosen Neugierde gestachelt, ohne weitere Ankündigung in sein Zimmer traten. Sie blieben mit gespannten Gesichtern vor ihm stehen und sahen ihn mit fragenden Blicken an.

»Aha,« rief er da, »ich weiß schon, was Ihr wollt. Ihr wollt wissen, was für ein neues Geschäft der Herr mit mir zu bereden hatte, nicht wahr?«

»Ja, Onkelchen,« erwiderte Johanna, die wie immer auch jetzt den meisten Muth zeigte, »das wollten wir wissen.«

Jacob van der Myers lachte plötzlich laut auf. Ihm war mit einem Mal ein seltsamer Einfall gekommen. »Nun,« sagte er, als er sich wieder beruhigt und die staunenden Gesichter der Mädchen voll namenloser Spannung auf

sich gerichtet sah, »das könnt Ihr erfahren, es ist kein Geheimniß und wird keins bleiben. Mit einem Wort, macht Euch bereit, einen neuen Miethsmann in unserer Nachbarschaft zu haben. Der junge Mann hat mir das leerstehende Haus im Garten abgemietet und wird – wird heute Nachmittag schon in dasselbe einziehen.«

»Vater! Onkel!« riefen die beiden Mädchen und schlugen in völliger Fassungslosigkeit die Hände zusammen.

Aber da lachte der alte Herr noch einmal laut auf und rief: »Nun, nun, beruhigt Euch nur, Ihr braucht gar nicht so sehr zu erschrecken. Und nun will ich dem Spaß ein Ende machen und Euch ernstlich das Ganze enthüllen. Der junge Mann, dieser holländisch-rheinländische Weinreisende, Herr Jan van der Straaten, wie er sich nennt, hat ein besonderes Wohlgefallen, nicht nur an meinem Wein, sondern auch am Nußhof gefunden und somit die kühne Hoffnung gefaßt, auf demselben wohnen zu können. Er wollte mir in der That unsere alte Winzerei abmieten und versprach ein friedlicher Nachbar zu sein. Na, das habe ich ihm natürlich rund abgeschlagen und da ist er schnell auf und davon gegangen und wird hoffentlich erst wiederkommen, wenn er seine Fässer abholt. Da habt Ihr nun die ganze Geschichte, aber – was ich dabei noch erwähnen wollte – ein netter Mann war der neue Miethsmann bei alledem doch und hat sich im Ganzen höchst anständig und wie ein sehr gebildeter Mensch benommen.«

Die Mädchen, als sie diese unerwartete Neuigkeit hörten, die so ganz und gar außer aller ihrer Berechnung

lag, wußten nicht was sie darauf erwiedern sollten und so thaten sie das Klügste, was sie unter diesen Umständen thun konnten – nach einigen Bemerkungen über die seltsame Zumuthung verließen sie den Vater und begaben sich in Johanna's Zimmer zurück, um hier mit glühenden Eifer den Vorschlag Jan's van der Straaten zu besprechen und zu erwägen, ob er denselben wohl im Ernst vorgebracht. Aber da sagte Johanna, die ihren Jan besser kannte, schließlich:

»Nein, Sarah, dieses Gesuch hat er ganz gewiß nicht im Ernst vorgebracht, denn er mußte im Voraus wissen, daß Dein Vater dasselbe nicht erfüllen würde. Nein, nein, er hat diesen Schritt nur gethan, um uns wieder etwas näher zu kommen und Deinen Vater möglichst für seine Persönlichkeit zu gewinnen. Und das – das ist ihm augenscheinlich gelungen, denn Dein Vater sagte zuletzt, er sei bei alledem doch ein netter Mann, und das ist bei ihm schon ein bedeutungsvolles Wort. So nehme ich es auch auf und nun – nun freue Dich, Sarah, wir sind dem Ende des Anfangs schon wieder um einen Schritt näher gerückt, und wenn mich nicht Alles täuscht, so ist die Ouvertüre jetzt zu Ende gespielt, und das wirkliche Stück beginnt.«

Sarah wiegte den reizenden Kopf auf den zierlichen Schultern bedenklich hin und her. »Gebe es Gott!« sagte sie mit dem träumerischen Sinnen, das ihr von Natur eigen war, »und mag dies Stück kein Trauerspiel werden. Meiner armen Vaters ganzes Leben war ein solches

und ich möchte wohl, daß er noch einmal eine wahrhafte Freude hat, wie er sie nie gehabt. Du aber hast sie mir verheißen und mich die Gründe kennen gelehrt, die sie herbeirufen werden, und ich – ach, ich schwaches Geschöpf – ich glaube Dir, denn es ist so süß, das Gute, das Schöne, das Rechte zu glauben!«

Johanna war vor ihr niedergekniet, umfaßte ihre feine Taille und drückte ihren Kopf an das vollschlagende Herz des schönen Mädchens. »Ja,« sagte sie mit tiefer Empfindung, »glaube an das Gute, das Schöne, das Rechte, Sarah, diesmal wird es Dir und Deinem Vater zu Theil werden, ich weiß es bestimmt, denn bis jetzt hat Jan und sein mächtiger Freund nur einen schwachen Versuch gemacht, das Herz Deines Vaters zu erobern, von jetzt an aber werden sie einen Weg einschlagen, der unmittelbar und mitten in dieses Herz hineinführt. Also muthig, Sarah, nicht verzagt! Morgen ist auch noch ein Tag und Gottes Sonne wird ihn erleuchten wie den heutigen. Komm, gieb mir einen Kuß und sei meine standhafte, vertrauensvolle Sarah. Du hast einst unter einem schöneren Himmel gelebt, als der ist, der sich jetzt über Dir wölbt, aber was jener Dir nur versprochen, das wird dieser Dir halten, denn auch hier lebt in ihm der alte treue Gott und der kann ja ein Mädchen wie Dich nicht in seinen Nöthen verlassen. So, nun bist Du wieder getröstet, ich sehe es, und jetzt wollen wir ruhig zu Tische gehen und geduldig abwarten, was der kommende Tag bringt.«

Begleiten wir diesmal Jan van der Straaten nach Berncastel zurück und sehen wir, ob der abschlägige Bescheid, den er eben im Nußhof erhalten, ihn außer Fassung gebracht und ob mit diesem schwachen Versuch, sich im Herzen Jacob van der Myers einzunisten, seine ganze Erfindungsgabe, diesen Zweck zu erreichen, erschöpft war.

Als er die Gitterthür des Nußhofes verlassen, ging er, in ein stilles Nachdenken verloren und doch bisweilen leise vor sich hinlächelnd, mit eiligen Schritten an der Mosel entlang der Stadt zu. Als er der Landestelle der Fähre nahe gekommen war, legte diese eben an die niedrige Brücke, und der Erste, der von ihr auf dieselbe sprang, war Philipp, der, während Jan nach dem Nußhof gegangen, dem Rector im Hospital zu Cues einen kurzen Besuch abgestattet hatte.

Philipp hatte den Freund auch schon von Weitem bemerkt und eilte ihm mit großer Spannung entgegen. »Nun, was bringst Du?« fragte er leise, indem er seinen Arm in den des Freundes legte und mit ihm die schmale Gasse nach den Heiligen drei Königen emporschritt. »Hast Du Johanna und Sarah gesehen?«

»Keine Spur von Beiden, erwiederte der Freund, »und mein braves Mädchen scheint somit alle meine Rathschläge auf das Beste befolgt zu haben.«

»Das freut mich. Aber nun? Wie ist denn Dein kleiner Plan in Bezug auf das leerstehende Häuschen abgelaufen der Dir so urplötzlich in den Sinn gekommen war?«

Jan lachte laut auf. »Gerade so, wie wir es uns vorher gedacht: ich bin bei dem Alten gründlich damit abgeblitzt. Und was mich am meisten dabei betrübt ist, daß ich die Ueberzeugung mit mir zurückbringe, daß ich dem alten Herrn dadurch leider nicht näher gekommen, ja, wenn mich nicht Alles trügt, noch weiter von ihm als gestern entfernt bin. Gestern habe ich ihm doch eine kleine Freude durch den Weinkauf und das Lob seines Doctors verschafft, heute jedoch habe ich ihn höchstens in ein mißliebigen Erstaunen versetzt. Er ist eben ein unzugänglicher Mann für alle dergleichen Bewerbungen, ein Sonderling von der seltensten Sorte und dabei verläugnet er sein holländisches Blut nicht. Er ist hartnäckig wie ein Fels, besteht auf seinen Meinungen und Ansichten und glaubt in seiner Isolirtheit der ganzen Welt so weit entrückt zu sein, daß sie keine Gewalt mehr über sein Thun und Lassen besitzt.«

»Ach ja,« seufzte Philipp leise auf, »aber das wußten wir ja schon lange vorher, lieber Jan, und so ist uns diese Deine jetzt gewonnene Ueberzeugung nur eine Bestätigung von der, die wir Alle schon früher von hatten. Nun denn, so sind uns also beide Vorbereitungspläne, die Du Dir so schlaue ersonnen hattest, nicht geglückt, und uns bleibt nur die buchstäbliche Ausführung meines alten Planes übrig. Das ist nun noch einziger und letzter Trost, und glücklicher Weise ist er von seiner Art, daß ich damit nicht zu scheitern gedenke. Ich wollte nur, daß mein treuer Lucas erst mit seiner Meldung käme, daß Alles bereit ist, denn so wenige Tage ich auch erst hier bin und

auf der Lauer liege, so wird mir die Zeit doch schon etwas lang und ich sehne mich danach, endlich zur Handlung übergehen zu können, in die Du schon vor mir eingetreten bist.«

»Ja freilich, aber wie? Ohne den geringsten Erfolg, und ich sehe jetzt ein, daß meine Hoffnung auf Sand gebaut und meine wohlaufgerichteten Häuser nur Kartenhäuser waren. Doch, was Lucas betrifft, so muß er heute Abend oder spätestens morgen früh eintreffen. Ich habe Alles und Jedes erwogen, und wenn die Mosel nicht ein so vertrackter, schlangenartig sich windender Fluß wäre, so müßte der Junge schon lange hier sein. Vorgestern schon wollte er Coblenz verlassen und so muß er ja im Laufe des heutigen Tages eintreffen.«

»Ja, wenn er kein Hinderniß ernsterer Art gefunden hat. Den Herrn in Merl, der die Dampfschiffahrt zwischen Cochem und Coblenz unter sich hat, hast Du also selbst gesprochen?«

»Natürlich, ich sagte Dir es je schon, und er hat mit der größten Bestimmtheit verheißen, daß einer seiner besten Dampfer zu unserer Verfügung stehen soll.«

»Nun, dann bin ich zufrieden und so wollen wir Lucas in aller Geduld abwarten. – Ah, da sind wir ja in unseren Heiligen drei Königen und da steht unser guter Wirth, um uns gleich einen frischen Schoppen aus dem Keller zu holen. Guten Morgen, Herr Gassen! Ist Niemand in unserer Abwesenheit hier gewesen, der nach uns gefragt?«

»Kein Mensch, der eine Nase im Gesicht hat,« erwiderte der immer gut gelaunte Wirth, »und ich habe keine Minute das Haus verlassen.

»Gut, so lassen Sie uns wenigstens eine Flasche Brauneberger zukommen, an der *unsere* Nase sich laben kann. Wir haben Durst.« –

Die beiden Freunde tranken ihre Flasche mit dem besten Appetit im Gastzimmer und speisten später in ziemlich heiterer Gesellschaft. Nach Tische aber zogen sie sich in ihre Zimmer zurück, um während der größten Hitze des Tages ein Stündchen zu ruhen. So war es vier Uhr geworden und eben machten sie sich zu einem abermaligen Spaziergange bereit, als Marie, die Stubenmagd eilig auf ihr Zimmer gelaufen kam und die Meldung brachte, daß ein junger Mann unten im Hause sei, der nach Herrn Philipp frage und ihn zu sprechen begehre.

Die Freunde sahen sich vergnügt an und Jan fragte rasch: »Wie sieht er aus? Ist er groß oder klein, hat er einen Bart oder nicht?«

Das hübsche Mädchen senkte das blutroth gewordene Gesicht und lächelte verschämt. »So genau habe ich ihn mit nicht angesehen,« sagte sie, »aber ziemlich groß ist er allerdings und einen kleinen schwarzen Schnurrbart hat er, glaube ich, auch.«

»Es ist Lucas!« rief Philipp triumphirend. Lassen Sie ihn auf der Stelle hierher kommen.«

Das Mädchen sprang flink davon und in die jungen Männer war mit einem Mal eine Beweglichkeit gefahren,

als hätte ein elektrischer Funke sie berührt. Wenige Augenblicke später öffnete Marie wieder die Thür und herein trat ein junger Mann mit wohlgebildetem Gesicht, der jedoch in seiner Haltung, den beiden Herren gegenüber, auf der Stelle sich als deren Untergebener erwies, und das war er auch, denn Lucas Helft war der treue Leibdiener Philipps und demselben mit vollem Herzen ergeben, da er wohl wußte, was für einen vortrefflichen Herrn er an dem jungen Manne besaß.

»Lucas,« rief dieser ihm in holländischer Sprache entgegen, »da bist Du! Das ist ja herrlich! O, wir haben Dich schon sehnlichst erwartet. Doch nun sprich, wie sieht es mit unseren Angelegenheiten? Bist Du allein oder in Begleitung aller Uebrigen gekommen?«

Der Diener, der in der That nicht einen kleinen, sondern einen sehr ansehnlichen dunklen Schnurrbart, sonst aber gewöhnliche Reisekleider und keine Livree trug, lächelte heiter und sagte, sobald er sich die von Schweiß triefende Stirn mit einem Tuch getrocknet hatte:

»Ich bin nicht allein, sondern in Begleitung aller Uebrigen gekommen, Herr van der –«

»Still!« unterbrach ihn hier sein Herr. »Meinen Namen darfst Du noch nicht laut nennen, also sprich ihn lieber gar nicht hier im Hause aus, es könnte einmal ein Unberufener seine Ohren aufthun. Das macht sich vor der Hand noch nothwendig. Ich habe mich hier nur bei meinem Vornamen Philipp genannt. Und nun fahre fort in Deinem Bericht.«

Der junge Mann verbeugte sich höflich und sagte dann: »Erst vor zwei Stunden sind wir in Zeltingen angekommen und ich habe mich, wie Herr van der Straaten mir aufgetragen, ohne Säumen zu Fuß auf den Weg gemacht, um Ihnen von unserer glücklichen Ankunft Rapport abzustatten. Alles was ich mitbringen sollte, ist mir gekommen und in der besten Verfassung. Sie werden Ihre Freude daran haben. Auch ist unser kleines Haus schon zum Theil verproviantirt und Sie brauchen es nur zu beziehen. Die von Hause mitgekommenen Leute sind sämmtlich brauchbar und in allem Nöthigen von mir unterwiesen. Sie verstehen ihr Handwerk trefflich und so werden Sie mit Allem zufrieden sein.«

»Das ist ja eine überaus günstige Nachricht,« rief Herr Philipp aus, »und sie erfreut mich sehr. So wollen wir uns keinen Augenblick länger hier aufhalten und uns sogleich auf den Weg nach Zeltingen machen. Gehen wir zu Fuß, Jan? Was meinst Du? Ich habe Lust zu einer tüchtigen Bewegung, die mir das rastende Blut rascher kreisen macht. Wie weit ist es bis dahin, Lucas?«

Lucas, der sich immer wieder den Schweiß von der triefenden Stirn trocknete, erwiderte rasch:

»Es ist ein ziemlich weiter und wegen der Berge etwas unbequemer Weg, Herr, und bei der Hitze dürfte er Ihnen wohl etwas zu beschwerlich sein. Ich bin länger als eine gute Stunde gegangen, obgleich ich wacker ausgeschritten bin. Ich denke, Sie thun besser, wenn Sie sich einen Wagen nehmen.«

»Natürlich,« mischte sich nun Jan van der Straaten in's Gespräch, »und wir haben ja auch unsere Reisetaschen bei uns, die wir bei der Hitze nicht tragen können. Nein, laß uns fahren und ich werde gleich den Wagen bestellen.«

»Ja, thu' das,« erwiderte der gleich dazu bereite Freund, »und bezahle auch unsere Rechnung. Ich komme Dir alsbald nach, um von dem Wirth Abschied zu nehmen. Mir läßt es hier keine Ruhe mehr und ich sehne mich unendlich nach meiner neuen Hüaslichkeit. Doch,« fügte er nach einigem Besinnen hinzu, »ich will lieber gleich mit Dir gehen, Lucas ist ja da und kann meine Sachen einpacken. Da liegen sie, mein guter Junge, und nun verrichte Dein altes Werk, wir sind eben wieder auf Reisen. Zur Erholung hast Du nachher genug Zeit, und wenn Du fertig bist, suche uns unten im Gastzimmer auf.«

Hierauf stiegen die Freunde in heiterster Laune die Treppe hinunter und fanden den Wirth, wie fast immer, im Gastzimmer sitzen, wo er aufmerksam eine Zeitung las.

»Herr Gassen,« redete ihn der ältere Gast an, unsere Zeit bei Ihnen ist abgelaufen und die Abreise leider früher nöthig geworden, als wir dachten. Ich habe so eben eine Botschaft erhalten, die mich von Berncastel abrufft. Wir müssen zuerst nach Zeltingen. Haben Sie dazu einen Wagen bei der Hand? Und dann stellen Sie uns gefälligst gleich die Rechnung aus. Für meinen Freund und mich ist nur eine nöthig.«

Peter Gassen machte große Augen, als er dies hörte. »O,« sagte er mit einer Miene des Bedauerns, »so rasch wollen Sie schon von uns scheiden? Das thut mir ja sehr leid. Ich hätte Sie gern noch einige Tage länger bei mir behalten. Ich habe da in einem dunklen Winkel meines Kellers einige Sorten liegen, die Sie noch nicht probirt.«

»Lassen Sie Ihren Kummer darüber schwinden,« erwiderte Herr Philipp, »die Freude, Ihre geheimen Sorten von uns probirt zu sehen soll Ihnen nicht lange versagt werden. Wir kommen bald, sogar recht bald wieder und Sie sollen, wenn Sie uns auch nicht gleich *sehen*, doch in kürzester Zeit von uns *hören*.«

»Das sollte mir lieb sein,« entgegnete der Wirth, »Gäste wie Sie sieht man immer gern. Also nach Zeltingen wollen Sie? O, das ist ja nur ein Katzensprung von hier und da will ich gleich meinen Landauer anspannen lassen und in einer guten halben Stunde sollen Sie an Ort und Stelle sein. Haben Sie schon einen Gasthof in Zeltingen ausgekundschaftet?«

»Wir wohnen bei einem Freunde, Herr Wirth, und sind bereits bei ihm angekündigt. Also nun zuerst die Rechnung und dann den Wagen.«

Peter Gassen, nachdem er seinem Kutscher die entsprechenden Befehle hatte zukommen lassen, setzte sich wieder die abgenommene Brille auf, begab sich an sein Pult und schrieb die Rechnung. Er war bald damit zu Stande gekommen und überreichte sie Jan van der Straaten, der nur einen kurzen Blick auf die Summe warf und

dann lächelnd in die Tasche griff, um eine von Goldstücken strotzende Börse hervorzuziehen.

»Hier ist das Geld,« sagte er zu dem ruhig dabeistehenden Wirth, indem er einige Goldstücke auf den Tisch legte. Herauszugeben brauchen Sie mir nichts. Das Uberschießende ist für die Dienerschaft.«

»Oho, Herr van der Straaten,« rief der erstaunte Wirth, »Sie bekommen ja von diesen Goldstücken gerade sechs Thaler heraus.«

Jan nickte lächelnd. »So viel ist es gerade, als ich Ihren hübschen Mädchen geben möchte,« sagte er mit seinem gewöhnlichen heiteren Gesicht. »Und so nehmen Sie. Ist der Wagen nach Zeltingen auch schon damit bezahlt?«

»Ja wohl, da steht es ja.«

Jan nickte befriedigt, trat leise pfeifend an ein Fenster und sah sich die auf jedes derselben in Oel gemalten Heiligen drei Könige an. Bald darauf fuhr der Wagen vor das Haus und zugleich kam auch Lucas mit den Reisetaschen der beiden Herren die Treppe herunter.

Vom Wirth, dessen Tochter und Sohn begleitet, traten die Fremden vor die Thür. Der Schlag des eleganten Wagens war schon von Lucas geöffnet und die Reisetaschen lagen auf dem vordersten Sitz.

»Herr Gassen,« sagte da Herr Philipp, »es hat uns in Ihrem gastlichen Hause sehr wohl gefallen, so daß wir die Neigung haben, wie ich schon angedeutet, recht bald wieder darin einzukehren. Es wird das nicht lange dauern, geben Sie Acht. Und wenn Sie den Herrn Rector drüben sehen, mit dem Sie ja, wie ich von ihm selbst gehört,

befreundet sind, so grüßen Sie ihn von mir und sagen Sie ihm, daß er bald von mir hören solle. So auch Sie. Leben Sie wohl und ich danke Ihnen für alle Ihre Freundlichkeit.«

Während er diese Worte sprach, hatte er dem Wirth und dessen Kindern die Hand gereicht, eben so that auch sein Freund, und Beide stiegen dann rasch in den Wagen. Als sie saßen, schwang sich Lucas gewandt neben den Kutscher und mit kräftigem Anzuge setzten sich die wohlgenährten Pferde in Bewegung, die schmale Bergstraße einschlagend, die von Berncastel über Graach nach Zeltingen führt.

Als sie um die nächste Ecke links abbogen, um den ersten Berg zu erklimmen, stand Peter Gassen noch immer mit seinen Kindern vor der Thür und sah seinem Wagen nach. »Das waren ein paar liebe Leute,« sagte er, »und ich habe sie wahrhaftig gleich von Anfang an nicht in ihrem Werthe unterschätzt. Reich sind sie gewiß, aber ich gäbe etwas darum, wenn ich wüßte, wer sie eigentlich sind.«

»Sie wollen ja bald wiederkommen, sagte Traudchen an seiner Seite.

»Ja wohl, das sagen Alle, die abreisen, aaber die Wenigsten halten Wort.«

»Diese doch, Vater, denn mir ist immer zu Muthe, als ob sie hier etwas ganz Anderes zu thun gehabt hätten, als blos Berncastel kennen zu lernen und sich einigen Wen zu kaufen.«

»Bei mir haben sie nur zweihundert Flaschen Doctorwein *bestellt*, aber noch keinen *gekauft*.«

»Nun ja, aber sie haben in den paar Tagen ein gutes Dutzend geleert.«

»Haha ja! Aber was war es auch für Wein, den ich ihnen vorgesetzt, und für solche Leute habe ich ihn ja! Nun freilich, wenn ich diesem meinem Wein trauen darf, so werden sie bald wieder da sein, denn der hat eine Zugkraft, als ob ein großer Magnet auf dem Boden der Flasche läge. – Aber weißt Du was, Traudchen? Zum Trost, daß diese Herren abgereist, kannst Du mir einen frischen Schoppen heraufholen, auch mich zieht es nach einem guten Tropfen hin.«

Traudchen eilte davon und bald stand der frische Schoppen auf dem Tisch und er schmeckte dem wackeren Mann wie alle Tage wohl. –

Unterdessen waren die beiden Reisenden mit ihrem Diener langsam die stillansteigende Straße hinaufgefahren, die auf der halben Höhe der Berncastler Berge immer zwischen den Weinbergen von dieser Stadt nach Graach führt. Es ist dies freilich, namentlich bei großer Hitze, für Fußgänger und Pferde ein mühsamer, aber auch herrlicher und überaus lohnender Weg. Sobald man die Höhe erreicht hat, auf der er sich fast beständig bis dicht vor Graach hält, sieht man zur Rechten hoch über sich nichts als Weinberg auf Weinberg, stundenlang, meilenweit sich fortziehen, eben so zur Linken bis in die jäh abfallende Tiefe hinab, in der die grüne Mosel sich widerspenstig in den manichfachsten Schlangenlinien windet. Prachtvoll strahlte heute das frische Weinlaub unter dem goldenen Strahle der Sonne, die noch hoch über den

jenseitigen Bergkämmen stand und mit ihrer intensiven Gluth die Felsen über Uerzig und Cröff, die alle von Weinfeldern strotzten, noch gegen Abend beglückte. Immer lieblicher wurde der Blick über das weit geöffnete Thal, je höher weiter die Reisenden kamen, und immer enger drückten die Felsen die Mosel zusammen, die ihre dunkelgrünen Wogen mit sehnsuchtsvoller Hast dem mächtigeren Rheinstrome entgegenwälzt. Dabei wehte ein frischer Windzug den Fahrenden in's Gesicht und kühlte ihre heißen Stirnen und ihre Herzen pochten doppelt froh, denn sie gingen ja nun endlich einem längst ersehnten Ziele entgegen.

»Das ist in Wahrheit eine schöne Gegend,« sagte Philipp zu Jan, als eben nach Graach hinunterfahren und gleich darauf an dem alten Josephshof vorbeirollten, der den köstlichen Wein auf seinen Bergen und in seinen ebenen Gemarkungen erzeugt. »Und im Ganzen hat der Alte da hinter uns sich kein übles Asyl erwählt.«

Jan lachte heiter auf. »O nein,« sagte er, »aber in seinem leerstehenden Hause möchte ich doch nicht mehr wohnen und ich bin recht froh, daß er mir eine so definitiv abschlägige Antwort hat zu Theil werden lassen.«

»Das meine ich auch nicht,« erwiderte der ernstere Freund. »Aber was ist das da?« Und er deutete nach vorn hin, wo unterhalb der Schloßruine von Zeltingen irgend etwas Neues seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen mußte. »Ist das etwa unser Haus, dem wir zueilen?«

Lucas, der seines Herrn Worte verstanden, und dieser hatte des scharfzohrigen Kutschers wegen auf dem ganzen Wege holländisch gesprochen, drehte sich auf seinem Bock um, nickte bejahend und lachte mit unendlich vergnügtem Gesicht dabei. »Ja, Herr,« rief er, »das ist es, und wie ich glaube, erwartet man uns schon.«

»So laß den Kutscher eine Strecke vorher halten, rief ihm sein Herr zu, »er braucht nicht zu sehen, bei welchem Gastfreunde wir einkehren. Sein Herr könnte sonst neugierig werden, wenn er es von ihm hört, und das möchte ich bis jetzt noch nicht.«

Wie er gewollt, so geschah es und zu seiner nicht geringen Verwunderung mußte der Kutscher plötzlich mitten auf der Chaussee halten, und zu seiner noch größeren Verwunderung stiegen sämtliche Insassen des Wagens aus, während Lucas schon die Reisetaschen von ihrem Platz nahm.

»Da habt Ihr Euer Trinkgeld,« sagte Jan van der Straaten und reichte dem Kutscher einen Thaler hin. »Nun fahrt nach Berncastel zurück und grüßt Euren Herrn von uns.«

»Soll ich Sie denn nicht ganz bis nach Zeltingen fahren?« fragte der Kutscher ganz verdutzt. »Sie haben ja noch über fünf Minuten zu gehen und es ist noch immer sehr heiß.«

»Das thut nichts, mein Freund,« erwiederte Jan, »wir wollen uns eben noch eine kleine Bewegung zu Fuße machen, und so lebt wohl!«

Der Kutscher schüttelte den Kopf, drehte aber da er sich gerade an einer dazu passenden Stelle befand, seinen Wagen um und blickte dann mit weit ausgerissenen Augen noch einmal nach den drei Männern zurück, die langsam auf der staubigen Straße Zeltingen entgegenschritten, während sie nach seiner Meinung doch viel bequemer hätten dahin fahren können.

»Es giebt doch närrische Leute in der Welt,« brummte er vor sich hin, »und man müßte sehr klug sein, wenn man alle ihre Launen begreifen wollte. – Aber einen Thaler für den kurzen Weg? Hm, das ist gerade nicht so arg närrisch und das begreife ich schon. Heda, meine Braunen, so trollt Euch nach Hause, was gehen uns alle Narren der Welt an!«

Und dabei stachelte er die munteren Pferde mit einem leisen Pfiff an und sie flogen mit ihrem leerem Wagen auf der schönen Straße dahin, die sich plötzlich etwas dunkler und schattiger darstellte, da die Sonne eben hinter eine kleine Wolke getreten, die ganz leise von Westen her heraufgezogen war. Bald jedoch war sie wieder verschwunden, und in goldenem Schimmer lag wieder die ganze sichtbare Welt da. Aus den Weinbergen aber erklangen muntere Lieder ober- und unterhalb der Straße, denn die Winzer lieben es, ihre Lieblinge mit Sang und Klang zu bestellen. Und wohl Dem, der bei seiner Arbeit singen und jubeln kann, sie wird ihm dadurch leicht und geht schneller von der Hand, wenn sie auch so mühsam und schwer wie in den steilen Bergen der Mosel ist, deren Saft wir wohl mit tausend Freuden trinken, aber selten

dabei bedenken, wie viele Schweißtropfen jede einzelne Flasche dem armen Winzer gekostet hat.

DRITTES CAPITEL. DIE MOSELNIXE.

Fast noch schöner als der beendigte Tag war der, welcher ihm folgte, und selten nur hatten die Moselbewohner die Blüthezeit ihrer Weinberge und Gärten in so ungetrübter Heiterkeit der Luft verlaufen sehen, wie es in dem Jahre geschah, in welchem unsere Erzählung spielt. Glorreich und in vollkommster Klarheit war die Sonne wieder über den Berncastler Bergen aufgestiegen und sah nun mit ihrem großen Feuerauge liebevoll auf das herrliche Thal nieder, das sie so gern und häufig besucht und das ihr seinen Reichthum und seine köstliche Frucht verdankt, womit die Natur die dort wohnenden Menschen gesegnet hat.

An einem so schönen Morgen pflegen die Uferbewohner schon früh ihre mannigfaltige Thätigkeit zu beginnen, um das Wichtigste und Nothwendigste schon vor dem Ausbruch der lähmenden Tageshitze vollbracht zu haben. So sah man auch heute schon vielfache Bewegung an dem kiesreichen und breiten Ufer von Berncastel, wenn man aber ein aufmerksames Auge auf die daselbst versammelten Leute warf, so bemerkte man bald, daß sie heute eigentlich nicht gerade in handlicher Thätigkeit wie sonst begriffen waren, vielmehr von einer sehr auffälligen neugierigen Hast nach einem bestimmten Punkte gezogen wurden, wo sie unthätig standen und gaffend das Neuste betrachteten, was den Bewohnern

von Berncastel so unerwartet geboten war. Selbst die fleißigen Faßbinder, die schon am frühesten Morgen ihre großen, in Erdlöchern stehenden Fuderfässer so künstlich zusammenfügen und mit ihren grellen Taktschlägen der ganzen Umgegend verkünden, daß sie in lobenswerther Thätigkeit sind, um dem Ertrage des Herbstes und seiner Mostfülle bei Zeiten vorzuarbeiten, selbst sie und eben so die geschmeidigen Seiler, die den Schiffern ihre dauerhaften Taue liefern, feierten heute schon in der ersten Morgenstunde, hatten ihre eben erst begonnenen oder schon halb fertigen Fässer in ihren Kreisbetten, ihre Taue auf dem schmalen Rasen liegen lassen und waren an den Ort geeilt, der alle Neugierigen anzog und von sechs Uhr Morgens an bis zum späten Abend Hunderte neu Hinzukommender an Ort und Stelle fesseln sollte.

Es war an diesem Morgen nämlich etwas ganz Unerwartetes und noch nie Dagewesenes an dem kleinen Orte vorgefallen. Als die früh aufstehenden, in den unmittelbar an der Mosel gelegenen Häusern wohnenden Menschen wach wurden und aus ihren Fenstern auf den Fluß hinausblickten, sahen sie etwas ganz Neues, was wenigstens in Berncastel noch nie vor ihre Augen getreten war. Im geräumigen Winterhafen, der links von der Fährbrücke am rechten Moselufer liegt und die im Winter darin geborgenen Schiffe durch einen festen Steindamm gegen die Wellen und das Eis der ungeberdig dahinstürmenden Moses schützt, im Sommer aber nur vorübergehenden Lastschiffen zeitweilig zum Aufenthalt dient, um in aller Bequemlichkeit ihre Güter einzustauen oder

auszuladen, lag an diesem Morgen ein Schiff, aber wie man es in dieser Gestalt und in solchem Schmuck hier nach nicht geschen. War es durch einen jetzt unsichtbaren Dampfer während der Nacht herangeschleppt, hatten es Pferde allmählig auf dem Leinpfade hierhergezogen oder war es mit einem günstigen Nachtwinde oder durch Hülfe von Rudern allein herangesegelt – Niemand wußte es, denn Niemand hatte es kommen sehen. Genug, es lag jetzt dicht an dem kleinen Kai im Winterhafen, durch feste Taue an den Ringen desselben befestigt, und ließ sich da von allen Bewohnern der Stadt, die es schon jetzt in reichlicher und fortwährend zunehmender Anzahl umstanden, in voller Muße beschauen.

Unstreitig war es ein Segelschiff, denn der Mast und die dazu gehörige Takelage mit ihrem Segelwerk waren deutlich genug sichtbar; aber es war doch ein Schiff von ganz eigener Art, wie es die Mosel sonst nicht zu befahren pflegt. Ohne Zweifel hatte dem Baumeister bei seiner Construction einer der neumodischen großen Rheindampfer zum Modell gedient, denn eben so wie bei diesen war auf den eigentlichen Schiffskörper ein langes und breites hausartiges Oberschiff gebaut, das nur in dem vorderen Drittheil unterbrochen war, um hier dem Mast und dem Segelwerk Platz zu machen, um dieses Oberschiff aber lief ein etwa vier Fuß breiter offener Gang, gerade wie bei jenen schönen Rheindampfern, auf dem man ohne Unterbrechung rings um den hausartigen Oberbau herumspazieren konnte.

Das Oberschiff bestand also eigentlich aus zwei durch den Mast und den um ihn her freigebliebenen Raum getrennten Wohnräumen, von denen der nach dem Steuerende hin gelegene der bei Weitem größere war und auf jeder Seite der Länge nach acht Fenster, hinten und vorn aber eine elegante Thür zeigte. Diese Fenster wie die Thüren bestanden zum Theil aus großen und sehr starken Spiegelscheiben, die jedoch sämmtlich im Augenblick durch kostbare Vorhänge dicht geschlossen wann, so daß selbst das neugierigste Auge keinen Einblick in das Innere gewinnen konnte. Ueber dieser hausartigen Cajüte lag noch ein Oberdeck, mit einer festen und sehr zierlich gearbeiteten Galerie von Gußeisen versehen, und über dieses Deck war ein blau und weißgestreiftes Sonnenzelt gespannt, das durch seine Dichtigkeit jedem Winde und Regenguß wohl zu widerstehen geeignet sein mochte. Dieses Oberdeck vor Allem mußte einen hübschen und luftigen Aufenthalt gewähren, denn ringsum auf demselben und der eisernen Galerie gleichsam noch eine zweite farbenreichere hinzufügend, waren Topfgewächse aller Art, die herrlichsten Blumen und zwar in so dichten Reihen aufgestellt, daß man die etwa darauf hin und herspazierenden Personen selbst aus nächster Nähe kaum erblicken, noch weniger aber erkennen konnte.

Vor dem Mast auf dem Vordertheil des Schifer erhob sich eine zweite Cajüte, ähnlich wie die auf dem Hinterdeck gelegene, nur etwas niedriger, und sie war zwar auch mit einem blau und weißgestreiften Sonnenzelt

überspannt, aber ohne Blumenzier. Auch die sechs Fenster auf jeder Seite waren etwas kleiner, lagen näher bei einander und zeigten Vorhänge von geblütem Zeuge, waren jedoch nicht geschlossen und ließen den Blick in die innere Räumlichkeit eindringen, zumal einige Fenster sogar offen standen. Ein kleiner Schornstein, der neben einem dieser Fenster aus einer Luke hervorragte, deutete auf einen Küchenraum hin, und so mochte auch ein Theil der Bedienungsmannschaft in dieser Cajüte wohnen, obwohl auch noch andere tiefergelegene Schiffsräume für dieselbe vorhanden sein mußten, da sie, wie man sehr bald erfuhr, augenscheinlich etwas zahlreicher war, als sie ein gewöhnliches Last- oder Transportschiff aufzuweisen pflegt.

Von der Mannschaft, die zum eigentlichen Schiffsdienst gehörte, bemerkte man vom Ufer aus allmähig sechs Männer in gefälliger Matrosentracht, die der sommerlichen Witterung entsprach, denn ihre Jacken und Beinkleider bestanden aus blau und weißgestreiftem Leinzeug. Ihre Gesichter sahen nicht gerade fremdländisch aus, aber doch gelangte man bald durch diese oder jene Besonderheit zu der Ueberzeugung, daß sie weder am Mosel- noch am Rheinstrome zu Hause sein konnten, zumal sie ein Idiom sprachen, welches die am Ufer versammelten Zuschauer gar nicht verstanden.

Auch ein Koch in schneeweißer Kleidung und eine runde weiße Mütze auf den schwarzlockigen Kopf, ließ sich von Zeit zu Zeit an einem Fenster blicken, wo er mit lächelndem Gesicht die neugierig am Ufer stehende Menge

betrachtete, mit sichtbarem Behagen die frische Morgenluft einathmete und dabei aus einer kurzen weißen Thonpfeife die er sehr manierlich zwischen zwei Fingern der linken Hand hielt, die blauen Tabakswolken in die Luft blies.

Dann und wann wurden auch noch mehrere junge Männer in sehr eleganten, aber einfachen blauen Livreen mit silbernen Knöpfen sichtbar, die geschäftig von Deck zu Deck gingen, bald hier, bald da irgend eine Verrichtung vollführten, immer aber wieder bald durch die Thüren in der vorderen oder hinteren Cajüte verschwanden und ihren Dienst an Bord mit ruhigem Gleichmuth zu verrichten schienen.

Das Steuerrad des Schiffes, auf dem obersten Deck hinter dem Sonnenzelt angebracht, lag augenblicklich still, und kein Mensch war dabei zu sehen. Sämmtliches Tauwerk, sowohl das, womit das Schiff am Lande befestigt, wie das, welches an dem starken und nicht sehr hohen Mast befindlich war, der sich übrigens, wie man bei genauerer Betrachtung wahrnahm durch ein eigenes Maschinenwerk je nach Bedürfniß verkürzen und verlängern ließ, war ganz neu, und mit der Schifffahrt vertrautere Personen erkannten an dem Takelwerk des Mastes, daß er ein mächtiges Gaffelsegel trug, welches jetzt an einer breiten Rae in zierlichen Festons aufgeknüpft war, eine Takelage, wie man sie wohl auf holländischen Fahrzeugen und Yachten sieht, die in den niederländischen Binnenkanälen von reichen Leuten als Lust- oder von den verschiedenen Städten als Postschiffe benutzt werden.

Das ganze, ansehnlich lange, breite und und mit seinen übereinander liegenden Etagen ziemlich hohe Fahrzeug war von braungebeiztem Fichtenholz gezimmert und zeigte ringsum am Schiffskörper einen nur wenige Zoll breiten schwarzen und grünen Streifen, der dem Ganzen ein sehr gefälliges und freundliches Ansehen verlieh. Eine Flagge oder sonst ein zur Schifffahrt gehöriges Zeichen, woraus die Neugierigen die Nationalität des Schiffes hätten errathen können, war heute nirgends zu sehen, allein den Namen desselben konnte Jeder lesen, denn hinten am runden Spiegel stand er mit goldenen Buchstaben deutlich genug angeschrieben und große wie kleine Zuschauer, welche letztere namentlich haufenweis am Ufer versammelt waren, buchstabirten zu ihrer Verwunderung den Namen ›*Moselnixe*‹ heraus. Alles Uebrige aber, was sonst zur Schifffahrt nothwendig war, wie lange Ruder, mächtige Schutzbäume, starke Anker und ein sehr reichliches Tauwerk nebst schwarz gestrichenen Eisenketten lag regelrecht auf festen Stützhaken an den Flanken des Schiffskörpers, der dienstthuenden Mannschaft jeden Augenblick zur Hand, und in Allem und Jedem war eine so wohlgefällige Sauberkeit und Ordnung sichtbar, daß jedes mit der Einrichtung und dem Aussehen eines Schiffes nur einigermaßen vertraute Auge bei der Betrachtung desselben sein Vergnügen daran haben mußte.

Wie gesagt, unzählige Menschen, jeden Augenblick ab- und zuströmend, umstanden dieses Schiff schon in früher

Morgenstunde und staunten es über die Maßen neugierig an, wobei die Meinungen und Vermuthungen hin und herflutheten, wem es wohl gehören könne, wozu es eigentlich auf der Mosel bestimmt sei und was es in Berncastel zu suchen habe. Allein alle diese in die Luft geworfenen und hundertmal wiederholten Fragen erhielten nicht die geringste Beantwortung, denn Niemand zeigte sich an Bord, den man wohl als den muthmaßlichen Eigenthümer hätte betrachten können, und so konnte man auch nichts über seine augenblickliche und fernere Bestimmung erfahren und mußte sich schließlich mit dem einstimmig geäußerten und nicht abzuläugnenden Urtheile begnügen daß das neue Moselwunder ein allerliebstes Ding sei und seinen seltsamen Namen durch seine ganze äußere Erscheinung in Wahrheit verdiene.

Hierin stimmten auch die allmählig hinzutretenden Frauen und Mädchen, und in späterer Tagesstunde auch die nach und nach zum Vorschein kommenden Damen ein, die durch Bekannte und Freunde von dem unbekanntem Ankömmling gehört hatten und ihn nun auch bewundern wollten, und auch sie zerbrachen sich fast die Köpfe, was dieses geheimnißvolle Schiff im Berncastler Winterhafen zu bedeuten habe. Nach einiger Zeit aber gingen auch diese Damen wie alle Uebrigen kopfschüttelnd und unbefriedigt von dannen, um den ganzen Tag von nichts als von der Moselnixe zu reden und ihr alle möglichen und unmöglichen Eigenschaften beizulegen, wie das zu geschehen pflegt, wenn ein so bewegliches Publikum sich eines solchen Gegenstandes bemächtigt hat

und nun seiner Phantasie unbeschränkte Freiheit zum Fabeln und Erfinden läßt. –

Natürlich war die Kunde von der Anwesenheit des Schiffes auch schon frühzeitig in den Gasthof zu den Heiligen drei Königen gedrungen, und Peter Gassen und sein Sohn, trotzdem sie im Keller mit dem Abzapfen eines neuen Stückfasses beschäftigt waren, überließen die Arbeit ihrem Küper und begaben sich an die Mosel, um auch ihrerseits den Ankömmling zu betrachten und sich in den seltsamsten Muthmaßungen darüber zu ergehen.

Sie standen schon ziemlich lange auf dem kleinen Kai und hatten das Fahrzeug mit größter Aufmerksamkeit in allen einzelnen Theilen wiederholt gemustert, als vom jenseitigen Flußufer die Fähre herüber kam, um auch von dorthier einige Neugierige heranzubringen. Unter denselben befand sich auch der Herr Rector vom Hospital Cues, der gerade nicht in der Absicht herübergekommen war, die neugierige Menge noch um eine Person zu vermehren, sondern weil er zufällig in Berncastel zu thun hatte; doch konnte er, da er einmal da war, dem allgemeinen Triebe nicht widerstehen und so gesellte er sich zu dem versammelten Publicum, das ihm ehrerbietig Platz machte, da er ja ein allbekannter und geehrter Mann an dem Orte war. Als er nun seinen Freund, den Wirth der Heiligen drei Könige unter den Uebrigen bemerkte, trat er auf ihn zu, begrüßte ihn und fragte ihn nach der Bedeutung und dem Zweck des Schiffes, wie es vor ihm schon viele Andere gethan.

Peter Gassen zuckte mit hochemporgezogenen Brauen die Achseln und bedauerte mit einer fast geheimnißvoll erscheinenden Miene, ihm darüber nicht die geringste Auskunft geben zu können; aber dabei machte er den lebenswürdigen Herrn auf alles am Schiffe Bemerkenswerthe aufmerksam, und nachdem die beiden Männer sich vorläufig daran satt gesehen, wandten sie sich davon ab und schritten am Ufer langsam auf und nieder, um nun ungestörter ihre unmaßgeblichen Meinungen über den seltsamen Gegenstand auszutauschen.

»Nun, mein lieber Gassen,« begann hier der Rector von Neuem zu fragen, »was halten Sie denn eigentlich davon? Zu bedeuten hat das hübsche Ding doch jedenfalls etwas und es kann nicht bloß hier im Hafen liegen, um sich von aller Welt anstarren und bewundern zu lassen. Wem mag es vor allen Dingen gehören?«

Peter Gassen zuckte abermals die Schultern, nahm, wenigstens wie es den anderen Herrn bedünken wollte, eine noch geheimnißvollere Miene als vorher an und versetzte mit einiger Bedeutung:

»Hm, ja, diese letzte Frage, Herr Rector, habe ich mir auch schon in der letzten halben Stunde zehnmal vorgelegt, aber ich habe sie mir mit nichts beantworten können. Ich fragte deshalb vorher da einen der Matrosen, als er sich auf dem Vorderdeck, vor dem ich gerade stand, etwas zu schaffen machte, allein der Mann schien mich nicht zu verstehen, oder wollte es vielleicht auch nicht, sondern sah mich groß und beinahe verächtlich an, schüttelte den Kopf und ging davon, um sich gleich

darauf mit einem seiner Gefährten beinahe halbkrank zu lachen, was ich deutlich vernahm und was mich eigentlich so geärgert hat, daß mir alle Lust zu weiteren Fragen vergangen ist.«

»So. Nun, er hat Sie vielleicht gar nicht verstanden, wenn er, was einige Leute behaupteten, ein Ausländer ist. Für Deutsche halte ich einige der Matrosen, die ich gesehen, auch nicht, sie sahen mir zu schwarzäugig und fremdartig dazu aus. Aber was für eine Nationalität geben Sie denn dem Schiffe und seinen Bewohnern?«

Peter Gassen schaute den so unschuldig fragenden und eben so aussehenden Rector mit einem schlaun Lächeln an, blinzelte etwas mit den Augen und piff oder flötete, wie er es oft that, wenn er nicht wußte, was er thun oder sagen sollte, leise vor sich hin.

»Herr Rector,« sagte er endlich, »die Leute an Bord, mögen sie sein, wer sie wollen, haben keinerlei Zeichen, keine Flagge, keinen Wimpel ausgehangen, woran man ihre Nationalität erkennen könnte, und ich schließe daraus, daß sie dieselbe noch nicht bekannt werden lassen wollen. Indessen,« setzte er mit einer merklichen Zurückhaltung hinzu, »habe ich so meine eigene Meinung darüber.«

»Und welche ist das? Die wollte ich eben kennen lernen,« sagte der Rector gerade heraus, der kein Freund von weitläufigen Umschweifen war und sich immer kurz und logisch auszudrücken liebte.

Der Wirth sah dem braven Geistlichen voll in's Gesicht und indem er mit ihm noch etwas mehr abseits ging,

sprach er mit seiner drastischen Ehrlichkeit: »Herr Rector, Sie sollen der Erste sein, dem ich meine Meinung darüber verrathen werde, sobald ich nur einige Sicherheit habe, daß ich mich nicht gar zu sehr vor Ihnen und mir selbst damit blamire. Jetzt aber absolviren Sie mich gütigst von jederlei Abgabe meiner Meinung, denn ich möchte nicht gern, daß Sie mich später auf einem Irrwege ertappten, der ja hier immerhin möglich ist. Hm, es ist seltsames Ding um dieses Schiff und mir gehen darüber sehr viele Gedanken im Kopfe herum. Indessen wissen Sie besser als jeder Andere, daß der Mensch im Allgemeinen kluge und dumme Gedanken hat, und da ich die meinigen hier leider nicht zu den ersten rechnen kann, so möchte ich sie, da sie wahrscheinlich eben dumm sind, lieber noch eine Weile verschweigen. Es wird schon noch zu Tage kommen, was sich in dem hübschen Dinge da verbirgt, und so will ich der weiteren Aufklärung darüber nicht vorgreifen. – Doch sehen Sie sich einmal diese neugierigen Gaffer an. Aus allen Straßen und Gassen strömen sie haufenweis herbei, als hätten sie gar nichts Gescheidtes auf der Welt zu thun, und ich glaube, heute Mittag wird kein gesunder Mensch mehr in Berncastel sein, der diesen Morgen nicht an der Mosel gewesen ist.«

»Haha!« lachte der Rector, »und wie seid ja auch aus derselben Gafferlust hierhergekommen, lieber Freunde, also lassen wir ihnen das kindliche Vergnügen, da wir es mit ihnen theilen.«

»Da haben Sie auch Recht, Herr Rector, und nun will ich wirklich nach Hause gehen und mich wieder an mein

Stückfaß begeben. Da weiß ich doch gewiß, was ich vorhabe und brauche mir nicht den Kopf zu zerbrechen, wie lange es dauern wird, bis es leer getrunken ist, denn das weiß ich im Voraus, daß über ein Kleines kein Tropfen mehr davon vorhanden sein wird. – Doch wohin begeben Sie sich? Begleiten Sie mich da die Straße hinauf, um ein Gläschen von meinem Neusten zu probiren?«

»Nein mein Lieber, ich will den Pfarrer besuchen, mit dem ich Geschäftliches zu besprechen habe und da darf ich vorher nicht im Keller gewesen sein. Also auf Wiedersehen, und – und wenn Sie Etwas über das Schiffchen erfahren sollten, dann –«

»Dann sollen Sie es zuerst wissen, verlassen Sie sich darauf.«

Die beiden Männer drückten sich die Hand und schieden von einander, um ein Jeder an sein Geschäft zugehen, das in der That weniger kopfzerbrechend war, als das, dem sie sich bisher gewidmet hatten. –

Der Vormittag dieses Tages verging, ohne daß dem Schiffe sich irgend etwas begeben, was nur die geringste Aufklärung über sein geheimnißvolles Verhalten gewährt hatte. Die Zuschauer am Lande aber wurden nicht müde, sich am Hafen zu versammeln und auf die kleinsten Symptome zu achten, die ihnen irgend einen so sehr ersehnten Aufschluß hätten liefern können. Indessen in einem Punkte sollten doch bald ihre Augen ein neues kleines Schauspiel erleben, von dem selbst die Nasen der Beteiligten späterhin einen gewissen Antheil davontrugen.

Nach zehn Uhr nämlich fing der Schornstein in der Küche des Schiffes an, viel stärkere Rauchwolken als vorher von sich zu geben, und daß an Bord recht wacker gekocht wurde, schloß man nicht allein daraus, sondern auch aus dem Geruch, der sich allmählig damit verband und der annehmen ließ, daß der vorher auf einige Minuten sichtbar, jetzt aber wieder unsichtbar gewordene Koch ein leckeres Mahl für die das Schiff bewohnenden Leute anrichtete.

Bald darauf sah man auch einige Diener in der bezeichneten Livree mit Schüsseln und Tellern auf großen, sehr eleganten javanesischen Anrechtbrettern aus der Thür der Vordercajüte in die der hinteren eintreten und daraus glaubte man entnehmen zu dürfen, daß die Herrschaft, wenn eine solche auf dem Schiffe vorhanden, sich zum Frühstück begeben habe.

»Das muß ganz gut schmecken,« sagte da einer der am ausdauerndsten am Kai stehenden Beobachter, »wenn es so schmeckt, wie es riecht, und ich glaube, es waren ein paar tüchtige Beefsteaks, die die Kerle da auf den Schüsseln hatten.«

»Da irren Sie sich, mein Lieben,« erwiderte ein zweiter, sehr spürnasig aussehender Gentleman, »es waren Coteletten, ich habe es ganz genau gesehen.«

»Bitte um Entschuldigung, dem Geruch nach zu urtheilen, waren es Hammelrippchen,« nahm ein Dritter, ein sehr kritisch die Nase rümpfender Schuhmachermeister das Wort. »Ich kenne den Duft ganz genau, denn ich habe sie erst gestern gegessen.«

»Na, so gut werden sie wohl nicht gewesen sein, wie diese da,« sagte ein Vierter, ein spindeldürrer Schneider, »denn wer ein solches Schiff und so viele Diener besitzt, wie dieser Herr, lieber Meister, der muß ein reicher Mann sein und sich bessere Hammelrippchen machen lassen können, als Unsereins. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, lieber Nachbar?«

»Sie können Recht haben,« versetzte ein Fünfter, sein Nachbar, ein Buchbinder, der sehr nach Kleister roch. »Wissen Sie aber, meine Herrn,« fuhr er fort, mir ist es sehr gleichgültig, ob sie Beefsteaks, Kalbscoteletten oder Hammelrippchen da drinnen essen. Wir kriegen doch nichts davon ab und ich habe nun genug von dem ganzen Salat. Ich will lieber nach den Heiligen drei Königen gehen und einen Schoppen trinken. Wer kommt mit?«

»Ich!« – »Ich auch!« – »Ich auch!« erscholl es von allen Seiten und einen Augenblick darauf brachen sich »die fünf haarscharfen Beobachter durch die wieder sehr angewachsene Menge Bahn, machten dadurch ihren Hintermännern Platz und begaben sich die Gasse hinauf, die nach den Heiligen drei Königen und zu dem jederzeit frisch darin kredenzten Morgenschoppen führte. –

Gegen zwei Uhr Nachmittags aber, als das starke Rauchen des Schiffsschornsteins sich schon lange von Neuem bemerkbar gemacht hatte und wieder ganz neue Wohlgerüche der schwimmenden Küche entströmten, sollten die noch immer zahlreich versammelten Neugierigen ein neues Schauspiel erleben. Denn zu der genannten Zeit

sprangen zwei handfeste Matrosen gelenkig aus der vorderen Cajüte an's Land, von denen der eine einen großen Korb auf der Schulter trug. Die beiden kräftigen Gestalten konnten sich nur mit einiger Mühe durch die, namentlich durch Schulknaben verstärkte, Menschenmenge Bahn brechen, aber sie benahmen sich gegen dieselbe überaus höflich, nickten einigen Männern und Frauen sogar freundlich zu, sprachen jedoch kein Wort und gingen, ohne Jemanden danach zu fragen, gerade auf die Brauerei los, die hart an der Ecke der Gasse lag, die direct nach den Heiligen drei Königen führte. Die Brauerei hatte sie auch sehr bald in ihren düsteren Gewölben aufgenommen, und man nahm erst an, die beiden Schiffer würden sich an einem Glase Bier laben wollen was ja auch sehr natürlich, da es ein heißer Tag sei und die Luft in den engen Schiffsräumen gerade nicht kühler sein werde. Indessen hatte man sich in dem Vorhaben der Matrosen doch wohl geirrt, denn als sie bald darauf wieder aus der Brauerei hervortraten, trugen Beide den sehr schwer gewordenen Korb an den Henkeln, der nur leicht mit einer groben Decke von Segeltuch verhüllt war.

Ein vorwitziger Knabe, der sich das billige Vergnügen machen wollte, seinen Eltern zu erzählen, was in dem Korbe gewesen sei, zog beim Vorübergehen der Matrosen die Decke von dem Inhalte herunter und da sahen Alle, die so glücklich waren, diesem Auftritt mit beizuwohnen, daß der ganze Korb voller Eisstücke war, die aus dem Eiskeller der Brauerei nach dem Schiffe wanderten. Gleich darauf waren auch die Matrosen mit ihrer Last

in der Vordercajüte verschwunden und nun glotzten sich die schaulustigen Kleinstädter mit bedeutsamen Blicken an und einer von ihnen sagte:

»Aha, das war Eis, habt Ihr es gesehen? Na, die verstehen wahrhaftig zu leben. Sie stellen sich ihre Schoppen kalt und das verdenke ich ihnen bei der Hitze gar nicht.«

»Was da von Schoppen!« rief ein Zweiter. »Solche Herren, wie die da drinnen, trinken ihren Wein nicht aus Schoppen, das lohnte ja das Entkorken nicht, die werden ihren Vorrath wohl auf ganzen Flaschen haben. Nicht wahr, Gevatter?«

»Die kann schon sein,« erwiderte der Angeredete, ein hagerer Mann mit einer sehr gelehrten Miene, der unzweifelhaft ein Barbier war, denn er trug sein Handwerkszeug in einem Scheerbeutel von schwarzem Sammetmanchester unter dem linken Arm. »Mir ist es aber ganz einerlei, ob sie aus ganzen Flaschen oder aus Schoppen trinken. Ich für meine Person liebe die letzteren, da man ja sein Quantum öfter frisch bekommt und Einen nichts hindert, so viel zu vertilgen, wie man will, notabene wenn man es bezahlen kann. Ja!« –

Am Nachmittag waren nur noch wenige Nachzügler der Neugierde in der Nähe des Schiffes zu bemerken; die meisten hatten es ja schon am Morgen genügend betrachtet; und da ihnen durchaus kein weiterer Aufschluß geboten wurde, ermattete ihre Ausdauer und fast Alle begaben sich nach Hause, obwohl von Zeit zu Zeit noch immer einige Leute wiederkamen, die man schon Morgens am Kai bemerkt hatte. Erst gegen Abend, als die kühler

werdende Luft die Spaziergänger in's Freie lockte, fanden sich wieder einige aufmerksame Beobachter ein und diesmal waren es besonders Damen, die sich noch immer nicht an der niedlichen Moselnixe satt sehen konnten. Da diese ihnen aber auch jetzt ein unergründliches Räthsel blieb, so wurden sie zuletzt ungeduldig und eine kleine Blondine mit einem artigen Stumpfnäschen sagte sehr übel gelaunt:

»Jetzt habe ich das Ding lange genug betrachtet, und bin vom vielen Sehen und Nichtsehen so müde geworden, als ob Ich vier Stunden getanzt hätte. Kommt, wir wollen lieber ein Bischen spazieren gehen. Ei sieh da, da kommt der Herr Postmeister und grüßt schon. Ein allerliebster Mann! – Wer ist mit von der Partie?«

»Ich – ich – ich!« riefen wieder ein halbes Dutzend Stimmen und Stimmchen durcheinander und augenblicklich ward es am Hafenkai etwas leer; nur die am Ufer beschäftigten Werkleute, die Seiler und Faßbinder, als sie ihr Handwerkszeug zusammengelegt hatten und nach Hause gingen, warfen beim Vorübergehen noch einige fragende Blicke auf das fremde Schiff, das wie bei Tage ruhig an seinen Tauen lag und dessen Bewohner sich weder um die Ungeduld der Damen, noch um die allgemeine Neugierde, noch um sonst etwas in Berncastel zu kümmern schienen.

Selten nur hatte die Gaststube zu den Heiligen drei Königen so vielen Zuspruch von Gästen gehabt, als an diesem Tage, und der kühlen Schoppen wurden von Durstigen und Nichtdurstigen heute eine ganz ungeheure Zahl geleert. Und das war ja nach dem Vorgegangenen auch sehr erklärlich. Der ganze Tag war von Anfang an ein unruhiger und alle kleinstädtischen Leidenschaften aufstachelnder gewesen, man hatte viele nothwendigen Arbeiten rücksichtslos liegen lassen und sich mehr als gewöhnlich im heißen Freien aufgehalten, um nach dem neusten Ereigniß zu forschen und darüber hin und her zu reden; der ganze Tag war also eigentlich ein ›angerissener‹, ein ›Bummeltag‹, und was konnte man nun Besseres thun, als ihn gründlich der allgemeinen Betrachtung und dem geistigen und leiblichen Genusse weihen?

In kleinen Städten, die so weit abseits von allem Verkehr liegen wie Berncastel, und wo es der Zerstreungen so wenige giebt, ist es ja sehr natürlich, das die plötzliche Ankunft eines unbekanntenen und räthselhaften Fahrzeuges, wie es die Moselnixe war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht und alle Interessen in Anspruch nimmt, und da ist es ja wieder eine gern besuchte Gaststube, in die man sich am liebsten verfügt, um von den verschiedenen Einkehrenden die neusten Nachrichten über einen solchen Vorfall einzuziehen und zugleich seine eigene Meinung zum Besten zu geben.

So war denn der gute Herr Gassen heute ein sehr in stark in Anspruch genommener Mann und außer seinen

alltäglichen Stammgästen, die über den außergewöhnlichen Zuspruch gerade nicht besonders erbaut waren und sich im Ganzen still verhielten, kamen schon am Vormittag, dann am Nachmittag noch viele andere, seltener erscheinende Gäste, die sich heute verpflichtet fühlten, einen guten Tropfen über das gewöhnliche Maaß zu trinken. Am lebhaftesten aber ging es am Abend in dem allbeliebten Gastzimmer zu, und so groß die Räumlichkeit desselben war und so viele Tische und Stühle darin Platz hatten, an diesem Abend faßte es kaum die immer mehr wachsende Zahl der Gäste, die sämmtlich eine Munterkeit und Redefertigkeit an den Teg legten, wie sie selbst in diesem weinseligen Städtchen nur selten gefunden ward.

Es war um die sechste Abendstunde, als einige dreißig Gäste um die drei großen Tische des Gastzimmers saßen. Niemand spielte heute im Nebenzimmer auf dem Billard sein beliebtes Kegelspiel; der Wirth hatte mit seinen Kindern alle Hände voll zu thun, den Durst der Anwesenden zu befriedigen, und alle Drei kamen alle Augenblicke mit einem frischgefüllten Flaschenkorbe aus dem Keller, um die vielbegehrten kalten Schoppen rechts und links zu vertheilen. Dabei war des Schwatzens, Streitens und Beserwissens kein Ende. Jeder wollte mehr wissen, mehr gesehen, mehr gehört haben als alles Uebrigen. Aber dabei war es merkwürdig, daß jedesmal, wenn irgend Jemand die Stimme laut erhob, um seine unmaßgebliche Meinung zu verkünden, die Andern plötzlich schwiegen,

um genauer zu hören, was gesagt wurde, denn allmählig war die Neugierde auf größtmöglichen Grad gestiegen und jeden Augenblick noch im Wachsen begriffen, je mehr sich die Ansichten von einander entfernten und je abenteuerlicher die Mittheilungen ›höchst wahrscheinlicher‹ Fabeln waren.

»Ja,« schrie Einer, der eine wahre Stentorstimme besaß und schon mehrmals das Wort genommen, »so viel kann man sagen und das ist gewiß wahr: eine sehr feine Kirche muß der unsichtbare Herr in dieser – dieser Moselnixe führen, denn was man ihm auftischte, roch ungeheuer appetitlich, so daß Einem ordentlich das Wasser im Munde dabei zusammenlief. Und Geld muß der Mann auch im Ueberfluß haben, denn umsonst ist das Alles doch nicht zu beschaffen. – Herr Wirth, ich bitte mir noch einen Schoppen aus!«

Es entstand einen Augenblick lang eine Pause, dann aber lachte plötzlich Alles laut auf, und ein kleiner Mann mit sehr rother Nase sagte leise zu seinem Nachbar, einem dicken Mann mit noch viel rötherer Nase:

»Das war eine kluge Bemerkung, Herr Secretair, nicht wahr? Weiß der Teufel, wo der Glasermeister seine Allerweltsweisheit her hat, aber daß man für Nichts auch Nichts haben kann, weiß mein Junge schon, der erst seit einem Jahr in die Schule geht.«

Der dicke Mann mit der viel rötheren Nase nickte gravitatisch, fühlte sich aber alsbald ebenfalls zu einem kleinen Vortrage aufgelegt und rief, da eben eine heiseren Stimme etwas ganz Unverständliches vorbrachte, mit

würdevoller Miene und indem er, um sich mehr bemerkbar zu machen, aufstand und sein Glas in die Höhe hob:

»Erlauben Sie meine Herrn! Ich habe Ihnen vielleicht etwas ganz Neues mitzuthemen.«

»Still!« tönte es von verschiedenen Seiten, »still! Der Herr Secretair will uns etwas ganz Neues mittheilen, und er ist ja heute auf dem Rathhaus gewesen. Hört, hört!«

»Ja,« fuhr der Secretair fort, dem es jetzt erst einfiel, daß er eigentlich auch keine feste Bürgschaft für seine Neuigkeit habe, »es ist das nur so eine Meinung, die mir Jemand äußerte, als wir am Wasser standen – ich weiß nicht gleich, wer es war, aber sie läßt sich hören. Er meinte nämlich, die Matrosen und Diener, die an Bord des fremden Schiffes wären, schienen Franzosen zu sein, das sähe man schon an ihren krausen schwarzen Haaren und braunen Augen, und so müßte der Herr wohl euch ein Franzose sein, der sich in Metz oder Thionville oder Pont á Mousson diese Yacht hat bauen es lassen, um einen Ausflug in das deutsche Land zu machen und sich unsere schönen Berge anzusehen. – Hm! Gassen, gebt mir doch noch einen neuen Schoppen!«

»Was, ein Franzose?« schrie die Stentorstimme von vorher wieder. »O, das wäre ja abscheulich, j denn es könnte a leicht ein Spion sein, der mit seinem Schiff nach dem Ehrenbreitstein will, worauf die Herren da drüben schon lange einen Haken haben. Nein, meine Herren, das wäre abscheulich, und ich – und ich –«

»Nun, was wollen Sie denn?« fragte ein stiller keiner Mann ihm gegenüber, der seine Brille auf Stirn der trug

und so klug und schlau nach allen Seiten spähte, als ob er mit vier Augen in die Welt sähe.

»Was ich will?« schrie der vorige wieder. »Nichts will ich, Herr Administrator, gar nichts, ich gebe nur meiner Entrüstung über eine solche französische Spionerie den natürlichen Ausdruck.«

»Meine Herren,« nahm da ein hagerer Mann mit einer sehr spitzen Nase aber ungemein sanftem Lächeln das Wort, nachdem er sich eben durch Leerung seines Glases zu der folgenden Rede gestärkt, »erlauben Sie auch mir, der ich nur ein Schulmeister bin, ein paar Worte zu äußern, obgleich ich durchaus nicht behaupten will, daß meine Meinung schwerer als die dem anderen Herren wiegt. Aber sehen Sie, daß der Besitzer des Schiffes ein Franzose ist, glaube ich aus verschiedenen Gründen nicht. Einmal – glaube ich es nicht, weil es zu erbärmlich wäre, auf so öffentliche Weise in unserem Lande zu spionieren, und so dumm sind die Franzosen nicht, wenn sie sich auch heutzutage als sehr närrische Leute geben. Wenn sie aber spionieren wollten, so kommen sie gewiß nicht gleich in Massen ins Land, sondern reisen ganz sachte und unbemerkt hin und her. Dann aber, und das ist das Hauptsächlichste, was ich Ihnen zu erzählen mir erlauben wollte, sagte mir Jemand, den ich hier nicht in unserem Kreise sehe, der aber ein kluger und umsichtiger Mann ist, daß er einen Schiffer gesprochen habe, der mit einem Matrosen auf jenem Schiffe sich unterhalten hat –«

»Still doch!« schrie es wieder von mehreren Seiten her und alle Köpfe drehten sich dem Redenden zu, »jetzt kommt ja die Hauptsache – Herr Gassen, darf ich noch um einen Schoppen bitten? – Ich bitte auch um einen, und ich auch!« tönte es von verschiedenen Seiten.

»Aber meine Herrn,« donnerte wieder die Stentorstimme von vorher, »so lassen Sie doch den Schulmeister aussprechen. Er allein hat das Wort. – Was wollten Sie sagen, Herr Schulmeister? Was hat der Schiffer erzählt, der den Matrosen gefragt hat?«

Der Schulmeister räusperte sich, blies den Rauch seiner Cigarre weit von sich, reckte den dünnen Hals etwas höher empor und sagte mit seiner feinen klaren Stimme:

»Ich habe nicht gesagt, Herr Glasermeister, daß er den Matrosen gefragt hat, nein, sondern derselbe hat es ihm aus freien Stücken gesagt. Man muß in allen solchen hochwichtigen Sachen immer hübsch logisch zu Werke gehen.«

»Aber zum Teufel, was hat er denn gesagt, so reden Sie doch und gehen Sie nicht wie die Katze um den Brei herum. Logik hin, Logik her, davon verstehen wir ja Alle nichts. Sie sehen ja, wie wir auf ihren Bericht gespannt sind!« rief eine schmetternde Stimme von der Schwelle des Billardzimmers her.

Der Schulmeister nahm einen Schluck Wein und sagte dann, als eine allgemeine Stille eintrat, mit seiner logischen Miene: »Er sagte, daß der Besitzer des Schiffes ein vornehmer Mann aus Deutschland sei, der die Mosel bereise, um sich irgend eine alte schön gelegene Ruine

auszusuchen und sie zu einem modernen Schloß auszubauen. Vielleicht hat er auf die Landshut sein Auge geworfen.«

»Oho!« rief wieder die Stentorstimme. »Die Landshut? Das wollen wir uns doch verbitten, das geben wir nicht zu, nein, bei Leibe nicht. Diese Ruine wollen wir für uns behalten, sie ist unser und schmückt unser Thal viel schöner, als es das herrlichste moderne Schloß thun könnte. Aber das Uebrige läßt sich hören, meine Herrn, nicht wahr? Ja, ja, ein Deutscher wird er am Ende wohl sein. – Aber wie denn, wer hat mir denn meinen Schoppen ausgetrunken?« Und er sah nach beiden Seiten auf seine Nachbarn hin, denen er ganz seltsame vorwurfsvolle Blicke zuwarf.

»Ach was,« sagte der ihm zur rechten Hand Sitzende, Sie sind es ja selbst gewesen und in Ihrem Eifer bemerken Sie nicht, daß Sie das Glas fortwährend am Munde haben.«

»So,« sagte der Glasermeister. »Nun, das kann wohl sein, in der Hitze des Gefechts vergißt man das. Aber weiß es der liebe Gott, die Schoppen werden alle Tage kleiner und selbst in den Heiligen drei Königen, wo sie doch sonst durch die Gnade Peter Gassens größer als überall waren, kriechen sie immer mehr zusammen. – Ich bitte mir noch einen neuen, aber recht großen aus, Herr Gassen!«

In diesem Augenblick wurde die Thür nach dem Flur fast gewaltsam ausgerissen und ein kleiner corpulenter Mann stürzte ganz athemlos wie eine Windsbraut in die

Stube. Es war der bekannte Schornsteinfegermeister des Orts, ein sehr wohlhabender Mann. Er hatte ein ungeheuer rothes Gesicht und trug eine entsetzlich breite und tief herabhängende Halsbinde, hinter der er seinen dennoch sichtbaren Kopf zu verstecken suchte. Daher klang auch seine Stimme schwach und heiser, wie sie bei dergleichen Gebrechen in der Regel ist, und man verstand im ersten Augenblick kaum, was er sagte oder vielmehr was er mit Anstrengung aller seiner Kräfte in die von Tabaksrauch und Weindunst überfüllte hineinschrie.

»Da bin ich!« rief der kleine Mann, »und ich kann Ihnen Allen etwas ganz Neues erzählen.«

»Lauter! Lauter! ertönte es von allen Seiten. »Stellen Sie sich hierher, Herr Gericke!«

Der kleine Mann stellte sich mitten in das Zimmer, drehte sich bald nach diesem, bald nach jenem Tische herum und krächte dann seine neuste Neuigkeit heraus, während alle Anwesenden ihm mit der größten Spannung entgegenglotzten:

»So eben komme ich von dem Schiff, und ich habe fast den ganzen Abend davor gestanden und es mir angesehen. Da kam, eben wie ich gehen wollte, mein Nachbar, der Gerber, und fragte mich: »Na, Gericke, was wollen Sie denn noch hier? Sind Sie auch aus Neugierde gekommen?«

»Ja wohl,« sagte ich, »das bin ich, und Sie gewiß auch?«

»O nein,« sagte der Mann, »das bin ich just nicht, denn wenn man weiß, was man wissen will, braucht man sich darum keine Mühe mehr zu geben.«

»So,« sagte ich, »wissen Sie denn, wer der Herr von dem Schiffe ist?«

»Nun, wenn ich es nicht wüßte,« sagte er, »so würde ich ja gar nicht so sprechen.«

»Na, wer ist er denn?« fragte ich.

Man hätte in diesem Augenblick in dem übervollen Zimmer eine Stecknadel zur Erde fallen hören können, so regungslos saßen und standen Alle und schauten mit einer Spannung ohne Gleichen auf den augenblicklich schweigenden Mann.

»Aber so redet doch!« brüllte der Glasermeister mit seiner auf's Höchste gesteigerten Stentorstimme.

»Ja, ja doch, lassen Sie mich doch nur erst zu Athem kommen,« krächte der Schornsteinfegermeister, indem er sich mit einem blauen Kattuntuch die triefende Stirn trocknete. »So, und nun hören Sie, was der Gerber sagte. »Der Besitzer des Schiffs,« sagte er, »ist entdeckt. Es ist ein sehr hübscher aber halb verrückter Engländer, wie es deren ungeheuer viele giebt. Er hat sich diese Yacht am Niederrhein bauen lassen und fährt mit seiner Geliebten – ja, straf' mich Gott, er hat eine solche bei sich in dem Schiff, und sie soll wunderschön sein – immer die Mosel und den Rhein auf und ab, um sich zu amüsiren, dabei das schönste Luftbad von der Welt sei zu nehmen und eine Flasche nach der anderen von unserm Weine zu trinken. He, ist das nicht interessant?«

»Sehr interessant! – Ein Engländer? Mit seiner Geliebten! Ha, ja, das ist sehr interessant, aber verrückt muß der Kerl doch sein!« rief der Glasermeister mit seiner Stentorstimme.

»Ach was!« das glaube ich nicht!« rief ein Anderer. »Ich auch nicht!« ein Dritter, und dann vermischten sich alle Stimmen so innig miteinander, daß man die Meinung eines Einzelnen gar nicht mehr stehen konnte. Viele aber hatte die neue Meldung, daß ein wunderschönes Mädchen an Bord der Moselnixe sei, sehr stark ergriffen, und ihre Neugierde, sie auch zu sehen war von Neuem riesengroß emporgewachsen. Sie tranken rasch ihre Schoppen aus, bezahlten und verließen dann die Gaststube, um sich noch einmal nach der Mosel zu begeben und ihr Glück zu versuchen, ob sie nicht wenigstens eine Falte von dem Kleide der schönen Geliebten des verrückten Engländers erhaschen könnten.



Der Wirth hatte bei allen diesen seltsamen Reden, so oft er Zeit dazu gehabt, am vordersten, der Thür zunaächst gelegenen Tischende gesessen, aufmerksam den vorgebrachten Worten sein Ohr geschenkt und dabei nach seiner Gewohnheit mit den Fingern der rechten Hand leise auf den Tisch getrommelt, was jedesmal um so lauter und rascher geschah, wenn er der Meinung des eben Redenden nicht seinen Beifall schenken konnte und seinem inneren Widerspruch doch irgend einen

Ausdruck geben mußte. Er selbst aber hatte dabei kein Wort gesprochen und nur bisweilen durch ein gravitatisches Kopfschütteln seine abweichende Ansicht erkennen lassen. Als nun aber der letzte Redner seinen Witz zum Besten gegeben, hatte er sich nicht länger als ganz stummer Zuhörer verhalten können und halblaut vor sich hingebrommt:

»Der dumme Kerl! Na ja, er hat einen Kropf und da ist es kein Wunder, daß ihm aller Verstand in der Kehle stecken bleibt. Hm! Woher soll denn der Gerber, der allem Lebendigen das Fell über die Ohren ziehen möchte, wissen, daß der Besitzer dieses Schiffes ein verrückter Engländer ist? Nein, nein, die Sache hängt ganz anders zusammen und wenn ich den Leuten sagen wollte, was ich mir über diese niedliche Nixe denke, so würden sie ihre Augen noch viel weiter aufreißen und ihre Mäuler halten, die nie so viel ungewaschenes Zeug gesprochen haben wie heute.«

So waren Peter Gassens Gedanken über diesen Abend beschaffen; was er sich aber noch weiter dachte, verrieth er mit keiner Sylbe, selbst seiner Tochter Traudchen nicht, der er sonst Alles mitzutheilen pflegte, was sein Herz bedrückte oder seinen Geist in Anspruch nahm. Endlich aber wurde ihm die so bunt zusammengewürfelte Gesellschaft und ihre Unterhaltung doch etwas zu bunt und so sah er es nicht ungern, als die Plätze sich allmählig leerten und seine Stube wieder freier wurde, denn um die Zeit des Abendessens, die jetzt herangekommen war, gingen auch heute die plaudersüchtigen Bürger nach Hause,

um die letzten Abendstunden ihrer Familie zu schenken und auch der das eben Vernommene anzuvertrauen.

Als nun die Gaststube ganz leer geworden war, riß der auf Alles achtsame Wirth zuerst alle Thüren und Fenster auf, um den dicken Tabaksrauch hinaus und frische Luft hereinzulassen, denn von dem ersteren war der gute Mann, der selbst nicht rauchte, durchaus kein Freund. Dann, als er wieder frei athmen konnte, setzte er sich mit seinen Kindern und einigen gegen Abend angekommenen Reisenden zu Tisch, blieb aber zwei Stunden lang seltsam still, sprach selbst mit Traudchen nur wenige Worte und stand endlich, als habe er einen plötzlichen Entschluß gefaßt, auf, nahm seinen Hut und sagte, er müsse nach einem so albernen Abend noch etwas in's Freie gehen, um sich die Beine zu vertreten und zu sehen, wie groß der Mond sei und ob es recht hübsch kühl geworden wäre.

So verließ er denn sein Haus; als er aber die kleine Gasse, die zur Mosel führte hinabgeschritten war, stand er still, sah weder nach dem schon ziemlich angewachsenen Monde empor, noch bekümmerte er sich um die angenehme Abendkühle, sondern blickte nur scharf nach dem Winterhafen hinüber.

Der Kai davor war jetzt endlich menschenleer geworden und die Neugierde der Stadtbewohner schien also für heute erschöpft zu sein. So schritt denn Herr Gassen ganz allein und ungestört an den Wasserrand, fand aber alsbald, daß die Moselnixe nicht mehr an ihrer alten Stelle dicht am Lande, sondern etwas weiter davon entfernt

mitten im Hafenbecken lag, wahrscheinlich um in dieser Lage weniger der Beobachtung ausgesetzt zu sein und ihre Bewohner die an Bord nothwendigen Verrichtungen ungestörter ausüben zu lassen.

Langsam und höchst bedächtig schritt nun der Wirth der Heiligen drei Könige am Ufer auf und ab und schaute mit ernsten Blicken nach dem niedlichen Schiffe hinüber. Es lag, vom Munde klar beschienen, unter dem schönen Sternenhimmel, der sich in prachtvoller Glorie über dem ganzen Thal wölbte, friedlich und still da und nahm sich bei der hellen Beleuchtung aller seiner Fenster fast noch hübscher und einladender als bei Tage aus. Aber diese Fenster waren auch jetzt so fest wie am Tage durch dichte Vorhänge geschlossen und selbst Peter Gassens Luchsaugen konnten nicht die geringste Oeffnung oder nur einen kleinen Spalt darin entdecken, durch den sie in das geheimnißvolle Innere hätten dringen können. Oben auf dem Flaggentopp des Mastes hing eine große und sehr hell brennende Laterne und eben so auf dem Buge und am Steuerrade eine. Auf dem Oberdeck der Vordercajüte aber saß die Mannschaft des Schiffes und Peter Gassen zählte mehr als ein Dutzend Köpfe, die unter dem noch immer ausgespannten Sonnenzelte nach und nach sichtbar wurden, und bisweilen drang von den darunter Versammelten ein leises Gemurmeln zu ihm herüber, als ob sie sich lebhaft unterhielten, wobei sie gemüthlich ihre Pfeifen rauchten.

Auf alles Dies richtete Peter Gassen seine ganze Aufmerksamkeit und gerade die Pfeifen aus weißem Thon,

auf die er schon bei einzelnen Schiffsbewohnern am Tage sein Augenmerk gerichtet, schienen ihm bei seiner jetzigen Betrachtung nicht ohne Bedeutung, vielmehr ein sehr charakteristischer Beweis für die Richtigkeit seines geheimen Gedankens zu sein. So lächelte er denn still vor sich hin, nickte mehrmals vergnügt mit dem Kopfe und murmelte etwas vor sich hin, was er nur sich allein und sonst Niemandem sagen mochte.

Als er aber wohl eine halbe Stunde auf seinem Beobachtungsposten gestanden, drehte er sich plötzlich vom Schiff fort und sagte zu sich:

»Ach, wie der Mensch doch ualle die Thorheiten selbst begeht, die er so gern an Anderen bekrittelt! Da habe ich mich im Stillen heute über meine neugierigen Mitbürger lustig gemacht und nun ertappe ich mich darauf, selbst ein recht Neugieriger zu sein. Haha, ja, das bin ich fürwahr, aber ich habe doch wahrhaftig mehr Grund, es zu sein, als alle Uebrigen, und schwatze nicht den baarsten Unsinn so kühn in die Luft. Hm! Na, wir werden es ja erleben, wer Recht behält, sie oder ich, denn wenn mich nicht Alles täuscht, dann – dann –na, ich will lieber gar nicht mehr darüber nachdenken, sonst könnte es mir doch noch passieren, daß mir meine Einbildung über die Lippen schlüpft und ich am Ende eben solchen Unsinn schwatze, wie alle Uebrigen.«

Indessen das passirte dem immer überlegt handelnden Mann diesmal nicht, er schwieg beharrlich, und in Wahrheit, der Lohn dafür sollte ihn zeitig genug treffen, denn

er hatte sich in der That nicht in dem eben unausgesprochenen Gedanken getäuscht und gerade er sollte der Erste sein, der etwas Näheres über das Schiff und seine Bewohner erfuhr, obgleich ihm der Zweck desselben und der Grund seiner Anwesenheit hier am Orte noch einen ganzen Tag lang verborgen blieb. Und wie es immer oder sehr häufig im Leben geschieht, so geschah es auch hier: Die Art und Weise, wie er eine gewisse Aufklärung über das vor ihm liegende Räthsel erhielt, sollte auf eine ganz andere Weise erfolgen, als er es erwartet hatte, und ihm dabei so angenehm und erfreulich sein, als ihm der heutige Tag in der peinlichen Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, recht unbehaglich und lästig gewesen war.

»Ich will mir das Ding noch einmal morgen früh ansehen,« sagte er zu sich, als er wieder nach Hause ging, »und dann wollen wir einen kleinen Versuch machen, zu erfahren, ob meine Vermuthung richtig ist oder nicht. Und das, ja, das soll der letzte Gedanke sein, den ich heute auf diese seltsame Geschichte verwende, denn nun habe ich das Grübeln darüber endlich satt.«

Aber ach! als Peter Gassen seinen eben gefaßten Vorsatz am nächsten Morgen ausführen wollte und schon um sechs Uhr nach der Mosel ging, da stand er eben so verduzt, wie viele Andere vor ihm und nach ihm am Winterhafen und schaute sich in ganz eigenthümlicher Verstimmung das leere Wasserbecken an, denn die niedliche Moselnixe war aus demselben verschwunden und

nirgends, weder stromauf- noch abwärts war die geringste Spur von ihr aufzufinden. Sie war also eben so geheimnißvoll abgesegelt wie sie herangeschwommen war; die allgemeine Begierde, zu erfahren, wer die Besitzer und was der Zweck des so plötzlich erschienenen Schiffes gewesen, war in keinerlei Weise befriedigt und tiefes Bedauern darüber war an diesem Tage auf allen Gesichtern Derer zu lesen, die sich auf die endliche Lösung des großen Räthsels die größte Hoffnung gemacht hatten.

VIERTES CAPITEL. EINE UNVERMUTHETE EINLADUNG.

Es war acht Uhr Morgens und Peter Gassen, noch immer etwas verdrießlich, daß ihm sein kühner Plan vom Abend vorher schon vor Beginn der Ausführung im wahren Sinne des Worts zu Wasser geworden, saß mit seiner Tochter in dem wieder mit frischer Luft erfüllten Gastzimmer und brockte sich, wie er es liebte, sein Milchbrod in die große altväterische Kaffeetasse, um alsbald den ›selbstgebackenen‹ Kuchen mit bestem Appetite zu verspeisen. Eben hatte er den Löffel zum letzten Mal in den Mund gesteckt und noch war er im Kauen des süßesten Bissens begriffen, da trat in die offenstehende Thür ein junger Mensch in einer blauen Blouse, der bescheiden seinen Hut in der linken und einen etwas dicken Brief in der rechten Hand hielt.

Der junge Mensch, dem man auf den ersten Blick den ländlichen Winzer aus der Nachbarschaft ansah, obgleich Peter Gassen sich nicht erinnerte, ihn jemals gesehen zu haben, warf einen etwas scheuen Blick in der Gaststube

umher, dann trat er an den noch immer sitzenden Hausherrn heran und sagte mit lächelndem Gesicht:

»Gott grüß! Seid Ihr vielleicht der Wirthsherr zu den Heiligen drei Königen, Herr?«

»Ja, der bin ich, wes wollt Ihr von mir?« fragte der Angeredete und stand ruhig von seinem Stuhle auf, um dem etwas entfernt von ihm stehen gebliebenen Boten näher zu treten. »Ich bringe Euch einen Brief und hier ist er.«

Petee Gassen nahm ihm den Brief ab und schaute verwundert auf die Adresse hin, die in der That seinen Namen trug, aber von einer ihm unbekanntem Hand geschrieben war.

»Von wem ist der Brief?« fragte er kurz.

»Das werdet Ihr wohl erfahren, Herr, wenn Ihr ihn lesset, denn ich weiß es selber nicht.«

»Wer hat ihn Euch denn gegeben und wo ist er in Eure Hand gelangt?«

Der junge Bauer lächelte verschmitzt und versetzte sogleich: »Wahrscheinlich hat ihn derselbe Herr geschrieben, der ihn mir gegeben hat und es ist in Mülheim geschehen, von wo ich so eben den weiten Gang hierher gemacht habe.«

»Von Mülheim?« fragte Peter Gassen sehr erstaunt. »Wer hat mir denn von dort aus einen Brief zu schreiben und noch dazu mit so feiner und manierlicher Handschrift? Hm! Das ist ja sonderbar. Doch gut – wollt Ihr auf Antwort warten?«

»Nein, ich soll nicht darauf warten, ist mir ausdrücklich gesagt. Die Antwort würden Sie ihm persönlich bringen,« sagte mir der Herr, der ihn in mir gab.«

»Ich persönlich die Antwort bringen? Nach Mülheim? Na, das geht ja wahrhaftig über den Spaß. Aber es ist gut. Ihr könnt wieder gehen. Und bestellt dem Herrn, der Euch den Brief gegeben hat einen Gruß.«

»Wenn ich ihn treffe, gern, aber ich glaube es nicht, denn der Herr war ein zugereister Fremder und ist gleich wieder abmarschirt, sobald er mir den Brief und einen blanken Thaler dazu als Botenlohn eingehändigt hatte.«

Nach diesen Worten verließ der jugendliche Bote das Zimmer und das Haus und trat unverweilt seinen etwas weiten Rückmarsch an. Peter Gassen aber blieb erstaunt, den Brief in der Hand, eine Weile vor seiner Tochter stehen, die eben so wenig wie der Vater wußte, was derselbe zu bedeuten hatte und doch gleich ihm auf seinen Inhalt sichtlich gespannt war.

»So macht ihn doch auf und lies ihn,« ermunterte sie ihn.

»Ja doch, ja! Natürlich werde ich ihn lesen. – Aber zum Teufel, wo ist denn meine Brille geblieben?«

Die Brille, ohne die der etwas weitsichtige Gelehrte der Heiligen drei Könige einmal nicht lesen konnte, war, wie das auch anderen Leuten bei rasch zu erledigenden Geschäften geschieht, merkwürdiger Weise aus dem Gesichtskreis des alten Herrn gerathen und erst seiner scharfsichtigen Tochter gelang es nach einiger Zeit und

eifrigem Suchen den Deserteur unter einem Haufen Zeitungen zu finden, in denen der Vater vorher einige Seiten gelesen hatte. Jetzt aber nahm er sie eilig aus den Händen Traudchens, setzte sie kunstgerecht auf die Nase und erbrach den Brief.

Das Erste, was er sah, als nun der Inhalt vor ihm lag, war ein zweiter wohlverschlossener Brief, der die Adresse vom Rector des Cueser Hospitals trug. Immer erstaunter blickte der Empfänger auch auf diesen hin und sagte mit etwas kurz gewordenem Athem und indem er sich auf einen Stuhl am Kaffeetisch niederließ:

»Auch der Rector hat einen? Das ist ja noch seltsamer als vorher. Und warum schickt man ihn denn nicht direct an den Herrn? Hm!«

Aber da fing er an zu lesen und von Zeile zu Zeile nahm sein Erstaunen zu, bis er, als er damit zu Ende gekommen, mit einem Gesicht so voller Verwunderung und Ueberraschung dem sichtbar auch eine kaum verhehlte Freude beigemischt war, seine Tochter ansah, daß diese ihr erstes schreckhaftes Gefühl rasch überwand und in der höchsten Spannung ausrief:

»Nun so sprich doch, Vater, was steht denn in dem Brief?«

Aber der gute Mann schüttelte nur den Kopf, sprach kein Wort und fing den nicht gar langen Brief, der keine Ortsangabe, wo er geschrieben war, enthielt, noch einmal von vorn zu lesen an. Daß er aber zu seiner Verwunderung vollkommen berechtigt war, werden auch wir begreifen, wenn wir den Inhalt kennen, und dieser lautete:

»Werther Herr! Ich irre mich gewiß nicht, wenn ich im Vertrauen auf Ihre mir bekannt gewordene Herzengüte annehme, daß Sie meine erste Bitte, die ich mir Ihnen auszusprechen erlaube: den einliegenden Brief an den Herrn Rector im Hospital zu Cues *persönlich* befördern zu wollen, so bald wie möglich erfüllen werden und dann, wenn derselbe ihn gelesen hat, auch meine zweite Bitte erfüllen und das thun, was ich Ihnen Beiden zuzumuthen die Dreistigkeit besitze. Sie haben mir und meinem Freunde Jan van der Straaten einige Tage Gastfreundschaft erwiesen und wir möchten uns Ihnen dafür nach unseren schwachen Kräften erkenntlich erweisen.

»Besuchen Sie Beide uns also noch heute Morgen in unserer jetzigen Wohnung. Leider kann ich Ihnen nicht ganz genau den Ort angeben, wo unser Haus steht, da ich in Bezug auf die Localitäten der hiesigen Gegend nicht hinreichend bewandert bin. Wenn Sie aber unserer Bitte Gehör schenken, so werden Sie uns unzweifelhaft auf dem Wege treffen, den Sie einschlagen müssen, um zu uns zu gelangen. Fahren Sie also heute Morgen spätestens um zehn Uhr in Ihrem Wagen in Begleitung des Herrn Rectors in der Richtung nach Mülheim, also auf der rechten Seite der Mosel stromaufwärts. In der Nähe dieses Städtchens werden Sie an einer dazu geeigneten Stelle mich und meinen Freund Ihrer harrend finden, um Sie alsbald – in unser Haus zu führen. Ein gutes Frühstück wird Sie Beide erwarten und wenn wir auch bis jetzt keinen Berncastler Doctor in unserm Keller haben, so soll der Wein, den wir Ihnen, dem Kenner eines guten

Gewächses, vorzusetzen in der Lage sind, doch hoffentlich Ihren Beifall finden.

»Dies schreibt Ihnen ein Mann, der vorgestern noch das Vergnügen hatte, Ihr Gast zu sein und den Sie und der Herr Rector unter dem Namen ›Philipp‹ kennen gelernt haben, der es sich aber zur besonderen Ehre schätzt, heute Ihr und des Herrn Rectors, dem ich mich wie Ihnen verpflichtet fühle, aufmerksamer Wirth zu sein.«

Unterzeichnet war dieser sonderbare Brief mit dem einfachen Namen Philipp.

Des Vaters Verwunderung theilte sich augenblicklich der Tochter mit, als er dieser endlich denselben vorgelesen hatte, und Beide sehen sich eine Weile stumm und mit lebhaft gerötheten Gesichtern an. Da aber kehrte Leben und Thatkraft in dem alten Herrn zurück und indem er von seinem Stuhle hastig empor sprang, rief er:

»Traudchen, was sagst Du dazu? Ist das nicht eine ganz seltsame Geschichte?«

»Ja,« erwiderte die Tochter nach kurzem Besinnen, »seltsam ist sie gewiß, aber ich begreife sie dennoch und an Deiner Stelle würde ich keinen Augenblick zögern, dem lebenswürdigen Herrn gefällig zu sein. Er giebt sich Dir ja als aufmerksamer Wirth zu erkennen und ladet Dich und den Herrn Rector sehr freundlich zu Gaste ein. Also beeile Dich und mache Dich zu der kleinen Reise fertig. Es ist jetzt erst acht Uhr und um Zehn könnt Ihr

Beide schon unterwegs sein, wie es ja so bestimmt in dem Briefe gesagt ist und gewünscht wird.«

»Hm, ja, da hast Du einmal ganz meine Meinung ausgesprochen, obgleich ich über verschiedene Punkte noch mein kleines Bedenken habe.«

Und er ging nachsinnend einige Male im Zimmer hin und her, sprach aber sein kleines Bedenken mit keiner weiteren Sylbe aus.

»Was ist denn da noch zu bedenken?« fragte Traudchen nun, die immer schnell gefaßt war und dem Vater stets in jeder Weise sich hülfreich erwies. »Du wirst sehr höflich zu einem guten Frühstück eingeladen und ist das nicht ein erfreuliches Ereigniß, welches Dein einförmiges Leben einmal recht angenehm unterbricht?«

»Ja Traudchen, das ist es, so nehme ich es auch auf, aber – etwas sonderbar ist es doch. Also dieser Herr – Philipp nennt er sich – der ladet mich und den Rector zu Gaste – in sein Haus, und kein Mensch, er selbst nicht einmal, weiß, wo dieses Haus liegt! Wenn das nicht eine ganz neue Art von Narrenstreich ist, so weiß ich es nicht, aber, weißt Du was? Gehen werde ich doch.«

»Nun natürlich wirst Du gehen und nun komm rasch; ich werde Dir Alles in Deinem Zimmer zurechtlegen, was Du zu dieser Visite gebrauchst.«

So waren denn der Worte genug gewechselt und Peter und Tochter stiegen hastig in des obere Stockwerk hinauf, wo das Wohnzimmer des Ersteren lag. Traudchen nahm flugs aus den Kasten und Schränken ein frisches Hemd, eine neue schwarzseidene Weste und den besten

Rock hervor, und dann ließ sie den alten Herrn allein, um ihm Zeit zum Ankleiden zu gewähren und ihm unterdessen seinen neuen Filzhut auszubürsten und die Handschuhe zurechtzulegen, eine Vorsorge, die durchaus nicht überflüssig war, denn Peter Gassen zeigte sich bei solchen Gelegenheiten oft etwas zerstreut und vergeßlich, was er in der Regel erst bemerkte, wenn er schon im Wagen saß und das Zurückgelassene nicht mehr ersetzen konnte.

Schneller als diesmal aber hatte sich der rüstige Wirth noch niemals in die Kleider geworfen und als er nach einer Viertelstunde wieder in das untere Gastzimmer trat, wo er seine Tochter fand, die unterdeß dem Kutscher das Anspannen des Landauers befohlen, wurde noch einmal zum dem prüfenden Blick Traudchens gemustert, die noch seine Cravatte zurechtzupfte, welche in der Eile etwas schief angelegt war und die eine Seite des Hemdkragens nur halb zum Vorschein kommen ließ.

»Na,« sagte der Alte schmunzelnd, »da bin ich ja schon fertig, Traudchen, ist das nicht rasch gegangen? Und nun sage mir, sehe ich nicht ganz manierlich aus?«

»Vollkommen, Vater, und Du kannst Dich jetzt in jede Gesellschaft begeben. Doch nun beeile Dich, daß Du zu dem Rector hinüberkommst damit Ihr die rechte Zeit nicht versäumt. Der Wagen soll Euch an der Fährbrücke schon erwarten, wenn Ihr hier landet, darauf kannst Du Dich verlassen.«

»Wohlan, so gehe ich denn und nehme die Beine in die Hand. Adieu, Mädchen, halte gut Haus und sage dem Peter, daß er die Wirthschaft nicht verläßt, bis ich wieder

da bin, was ja hoffentlich nicht bis zum Abend dauern wird.«

»Uebereile Dich nicht bei Deinem Besuch,« rief sie ihm noch nach, »und vergnüge Dich recht. Wir wollen schon ordentlich Haus halten. Du kannst auch die Beiden Herren recht freundlich von mir grüßen.«

»Das soll geschehen, ja, ja, und nun leb' wohl!«

Nach diesen Worten nahm der alte Herr, wie er gesagt, die Beine in die Hand, das heißt er lief mehr als er ging, die Gasse nach der Mosel hinab, und da die Fähre unglücklicher Weise gerade am jenseitigen Ufer war, sprang er in den ersten besten Nachen und befahl einem daneben stehenden Schiffer, ihn so schnell wie möglich über die Mosel zu setzen.



Der Rector von Cues, der erst vor kurzer Zeit aus dem Garten herausgekommen war, wo er sich ein halbes Stündchen am Wachsthum seiner Pflanzen und Blumen erfreut, saß im Arbeitszimmer vor dem Schreibtisch, als er eine etwas ungestüme Hand an die Thür seines vorderen Wohnzimmers pochen hörte. Auf dem Sessel sitzen bleibend, rief er mit seiner hellen Stimme ein laut tönendes Herein! und als er dann nach einer Weile einen hastigen Schritt hinter sich vernahm, drehte er sich um und schaute dem so eilig Eintretenden nicht ganz ohne Verwunderung entgegen, da er sich die Hast desselben recht sogleich erklären konnte. Aber fast erschrocken sprang er

vom Stuhl auf, als er den ihm rasch Nahenden erkannt und auf seinem erhitzten Gesicht deutlich die Spuren einer großen Erregung gelesen hatte.

»Wie? Sie sind es, Gassen?« rief er ihm zu. »Und Sie haben es heute so eilig? Aber mein Gott, wie sehen Sie denn aus? Ist Ihnen etwas Bedeutsames begegnet oder haben Sie vielleicht schon so früh einige Schoppen getrunken, was doch sonst nicht in Ihrer Gewohnheit liegt?«

»Ei was Schoppen!« eiferte der Wirth aus den Heiligen drei Königen. »Ich habe nicht daran gedacht, Herr Rector, und mir hat heute etwas ganz Anderes den Kopf roth und wüst gemacht. Na, Sie werden ihn auch noch kriegen; warten Sie nur, bis ich Ihnen erzählt habe, was mir begegnet ist und nun auch Ihnen begegnen soll.«

Und nun berichtete er dem immer mehr verwundert aufschauenden Geistlichen, was geschehen, und gab ihm den Brief, den er bis dahin in seiner Brusttasche verborgen gehalten hatte. »Da,« sagte er zuletzt, »nun lesen Sie selbst und dann sagen Sie mir, ob ich nicht Grund habe, so hastig bei Ihnen einzutreten und Ihre Ruhe zu stören.«

Der Geistliche nahm schweigend den Brief in Empfang, erbrach ihn, stellte sich damit an ein Fenster und beugte sein friedfertiges Gesicht über die Zeilen, die er langsam und bedächtig las, wobei sein Besuch ohne Unterlaß seine Miene beobachtete, ziemlich überzeugt, daß der verehrte Herr nun auch gleich ihm Feuer und Flamme werden würde. Allein darin hatte er sich denn doch etwas getäuscht. Der Rector war ein besonnener und alles an ihn Herantretende immer sehr ruhig erfassender Mann,

und das bewies er auch diesmal. Nur leuchtete sein klares braunes Auge etwas lebhafter auf, als er den Brief gelesen hatte, ihn dann wieder zusammenfaltete und so in seiner Hand erhielt.

»Ja,« sagte er nun in seiner liebevollen und stillen Weise, »Sie haben Recht, der Herr ladet mich in der That ein, mit Ihnen um zehn Uhr heute Morgen die kleine Spazierfahrt zu machen, und er bittet sogar sehr dringend um meine Begleitung, da er, wie er sagt, meines Rathes und meiner Hülfe in einer ernstern Angelegenheit bedürfe. Also was thun wir?«

Die letzte Frage überhörend und nur die vorhergehenden Worte auffassend, fuhr Peter Gassen wieder heftig in die Höhe und rief: »Wie? Ihres Rathes und Ihrer Hülfe bedarf er? Das ist ja wieder ganz was Neues und davon hat er mir kein Wort geschrieben.«

Der Geistliche entfaltete den Brief noch einmal und überflog ihn wiederum. »Ja,« sagte er sanft, »so steht es hier. Und, lieber Freund, wenn man Jemandem rathen und helfen kann, der in irgend einer Noth sich befindet, so ist wohl jedes Besinnen, ob man will oder nicht, überflüssig. Hier hört eben die Wahl auf und es beginnt die Pflicht. Doch nun sagen Sie mir und diesen Punkt möchte ich zuerst mit Ihnen besprechen, wer ist dieser Herr eigentlich? Denn das hat er mir neulich nicht gesagt und ich habe nicht den Anruf in mir gefühlt, ihn danach besonders zu fragen, oder gar in ihn zu dringen, da ich wohl bemerkte, daß trotz seines höchst liebenswürdigen Wesens eine gewisse Zurückhaltung darüber gegen mich

beobachtete und, wie es schien, nicht gern wissen lassen wollte, wer er eigentlich war und was ihn in unsere Stadt geführt.«

»Ja, ja, das ist es gerade,« rief der lebhaftige Wirth aus, »und darüber habe ich so meine eigenen Gedanken. Und nun ist Gottlob! endlich der Zeitpunkt gekommen, wo ich diese meine Gedanken, die ich schon gestern hatte, an den rechten Mann bringen kann. Ja, Herr Rector, gesagt muß es einmal sein und Sie sind der Erste, dem ich mich über diesen seltsamen Herrn und seine Verhältnisse eröffnen will. Und nun denken Sie einmal zuerst an das niedliche Schiffchen, das gestern bei uns drüben im Winterhafen lag und heute Morgen wieder spurlos verschwunden ist. Nach meiner Ansicht hängt das Schiffchen mit dem Herrn, der zuerst eine Nacht bei Ihnen zugebracht und dann mit seinem Freunde einige Tage bei mir gewohnt hat, sehr nahe zusammen. Ah, ja, jetzt machen Sie große Augen, aber ich habe mir gleich vom ersten Augenblick an gedacht, daß diese beiden Herren aus Holland gekommen und das Schiff von Coblenz her auf der Mosel hergebracht, daß sie also die Herren desselben und sämtliche Leute an Bord ihre Untergebenen und auch Holländer vom reinsten Wasser sind. Und das haben mir zuguterletzt noch mehr die kleinen weißen Thonpfeifen verrathen, aus denen die Matrosen rauchten, gerade wie die Schiffer es thun, die aus den Niederlanden kommen und bisweilen bei uns anlegen. Na ja, das habe ich mir gedacht und nun will ich Ihnen noch etwas ganz Anderes sagen, was mir die Anwesenheit dieser Herren bei uns

in Berncastel noch viel bedeutsamer erscheinen läßt und zum Theil erklärt. Und Sie werden mir beistimmen, wenn Sie nur einen Augenblick darüber nachdenken wollen.«

»Was mag das sein?« fragte der Rector, dessen friedfertige Miene allmählig auch die Spuren innerer Spannung und menschlicher Neugierde anzunehmen begannen. Peter Gassen nickte triumphirend und fuhr dann in seinen Aufschlüssen mit erneuter Lebhaftigkeit fort.

»Ja,« sagte er, »ich bleibe bei meinem ersten Gedanken stehen, und wenn ich auch noch keine stichhaltigen Beweise für die Richtigkeit desselben an den Fingern herzhählen kann, so kann ich doch nicht umhin, zu glauben, daß *meine* Lösung des allgemeinen Räthsels nicht allzu weit von der Wahrheit abweicht. Ich habe mir gedacht, daß diese Herren nicht ihretwegen allein, etwa zu einer Lustpartie oder zu einem kaufmännischen Geschäft, sondern eines Anderen wegen hierhergekommen sind. Und dieser Andere ist kein Anderer als der alte Holländer vom Nußhof, dessen Herkommen, Wesen und Verhalten uns Allen von Anfang an auch ein Räthsel war. Daß diese Herren nun, der Herr Philipp, wie er sich nennt, und sein Freund, der Herr van der Straaten als Holländer, wenn sie das wirklich sind, mit dem alten Holländer in irgend einem Verhältniß oder einer Beziehung stehen, das will mir nicht aus dem Kopf, denn warum hätte dieser Herr Philipp bei mir und nachher auch bei meiner Tochter so viel nach dem alten van der Myers geforscht und sich nach allen möglichen Kleinigkeiten erkundigt, die gerade diesen Mann und seine Familie betreffen, he?«

Ueber des Rectors bisher noch immer verhältnißmäßig ruhiges Gesicht ergoß sich jetzt ein lebhafter Schimmer innerer Erregung. »Ja,« sagte er nun, »darin können Sie vielleicht Recht haben, lieber Freund, denn mir fällt eben ein, daß der junge Mann auch mich wiederholt nach dem alten Herrn ausgefragt und, als ich ihm auf einem Spaziergange dessen Gut und Haus zeigte, dasselbe mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit und persönlichem Interesse betrachtet hat.«

»Aha, sehen Sie wohl, ich dachte es ja, daß Sie mich begreifen und mir beistimmen würden. Was für ein Verhältniß nun zwischen diesen beiden Herren und dem alten Holländer stattfindet, ob sie gute Freunde sind oder nicht, das kann ich natürlich nicht wissen und das geht mich ja auch nichts an; doch wenn mich nicht Alles täuscht, werden wir darüber noch heute Näheres erfahren, denn ich glaube ganz gewiß, daß diese Herren uns nur deshalb zu sich eingeladen haben, um noch einmal das Gespräch auf den alten Holländer zu bringen und uns Alles abzufragen, was wir ihnen über denselben berichten können.«

Der Geistliche erregte bedenklich das Haupt und blickte sinnend aus dem Fenster über die Mosel und nach dem Nußhof hin. »Mag sein,« sagte er endlich, »daß Sie auch darin Recht haben, aber ich kann beim besten Willen nichts Anderes und mehr über ihn mittheilen, als was ich dem freundlichen jungen Manne schon einmal gesagt.«

»Ich auch nicht!« rief Peter Gassen rasch. »Aber darauf kommt es ja auch vor der Hand gar nicht an. Wir werden bald genug erfahren, um was es sich handelt und die Frage ist nur die, ob Sie geneigt sind, mich zu der festgesetzten Stunde nach Mülheim zu begleiten?«

Der Rector sah nach der Uhr und sagte dann lächelnd: »Was Sie für ein Mann sind, wenn es gilt, dergleichen Combinationen auszugrübeln, ich hätte das mein Lebtag nicht gedacht und es würde mir auch niemals einfallen, über die Leute, die mir im Leben aufstoßen, solche Betrachtungen anzustellen. Aber ob ich Sie begleiten will, lieber Freund? Nun natürlich werde ich es thun, das halte ich sogar für meine Pflicht, da mein Rath und meine Hülfe in Anspruch genommen sind. Es ist jetzt fünfzehn Minuten über neun Uhr und um Zehn sollen wir abfahren. Gut, da habe ich noch Zeit genug, mich ein wenig zu putzen. Also wohlan, haben Sie Ihren Wagen bereit?«

»O der!« rief Peter Gassen erfreut, daß es nun wirklich an das geheimnißvolle Werk ging. »Der wird gleich drüben an der Landestelle sein, denn ich habe ihn schon bestellt. Und es wird eine ganz hübsche Spazierfahrt bei dem schönen Wetter sein, Herr Rector, und wir werden auch gewiß ein appetitliches Frühstück erhalten, wie es in dem Briefe verheißen ist, und so etwas ist doch auch nicht zu verachten.«

Der Geistliche lachte leise auf und nickte mit dem Kopf. »Nun ja sagte er, »die Spazierfahrt lasse ich mir gefallen und das Frühstück hinterher am Ende auch. Doch nun verweilen Sie im Nebenzimmer ein Weilchen, ich

will mich rasch fertig machen und dann kann es mit Gott nach Mülheim gehen.« –

Der Wirth zu den Heiligen drei Königen verließ das Studirzimmer des Geistlichen und begab sich in das vordere Zimmer, unausgesetzt am Fenster stehend, um nach seinem Wagen auszuschaun. Der Rector aber brauchte lange nicht so viel Zeit zu seiner Toilette, wie Jener, denn in seinem langen schwarzen Priesterrock war er immer ziemlich besuchsmäßig gekleidet, und so band er nur einen reinen Hemdkragen unter seine Cravatte, nahm ein Paar neuer Handschuhe, ein frisches Taschentuch und griff dann nach Hut und Stock.

»So,« sagte er, nach einigen Minuten schon aus seinem Zimmer hervortretend, »ich bin fertig, mein Freund. Ist Ihr Wagen da?«

»Ja wohl, so eben ist er gekommen und da steht er an der bestimmten Stelle. Eben schlägt es halb Zehn.«

Der Geistliche schellte und fast augenblicklich trat sein Diener ein. »Ich fahre nach Mülheim,« sagte er zu ihm, »und wenn ich um Mittagszeit nicht zurück bin, soll man mit dem Essen nicht auf mich warten. Gott behüte Euch und das Haus. Lebt wohl!« –

Als die beiden Männer vor das äußere Thor des Hospitals traten, wollte sich die Fähre auf der Mosel eben in Bewegung setzen. Sobald der Fährmann aber den geistlichen Herrn und seinen Begleiter darauf zukommen sah, wartete er noch einen Augenblick und so kamen die beiden Männer schnell genug über den Strom. Als Fritz, der Kutscher, sie in der Fähre erblickte, stieg er vom Bock

und öffnete den Schlag. Sogleich stiegen sie ein und flugs liefen die Pferde davon, nachdem der Kutscher noch den Befehl erhalten, die Straße nach Mülheim einzuschlagen. Als der Wegen aber bald darauf den Nußhof erreicht hatte, spähte sowohl der Geistliche wie sein Begleiter etwas neugierig und mit gespannten Mienen durch das Gitter und da gewahrten sie die beiden jungen Damen, die im Garten auf- und abspazierten und eben dem Gitter ganz nahe gekommen waren. Beide Vorüberfahrende grüßten höflich und der Gruß ward freundlich erwidert, dann aber blickten sie sich mit einiger Bedeutung an und Peter Gassen sagte:

»Der Teufel auch! Ja, hübsch sind sie alle Beide und wenn die Herren Holländer wirklich ihre Augen auf sie geworfen hätten und wir uns den Kuppelpelz verdienen sollten, so würde ich mich darüber gar nicht wundern. Meinen Sie nicht auch, Herr Rector?«

Dieser zuckte die Achseln, lächelte matt und erwiderte: »Ich weiß nur, denn ich sehe es ja, daß die beiden Damen sehr schön, nicht blos hübsch sind, lieber Freund. Alles Andere aber geht mich nichts an, und ich überlasse es Gott, ihnen das Beste zu geben, was er für sie aufbewahrt hat.«

»Nun ja, das überlasse ich ihm auch,« versetzte Peter Gassen, »und es könnte wahrhaftig kein Mensch etwas Besseres thun. Aber Sie sind ein geistlicher Herr und ich nur ein simpler Sterblicher, und der hat seine eigenen Gedanken, wenn er so hübsche Gesichter sieht, wie diese sind. – Na, fährt sich mein Landauer nicht gut?«

Wenn schon ein Spaziergang an der Mosel entlang bei gutem Wetter und gerade in so herrlicher Gegend etwas sehr Angenehmes und Anmuthiges ist, so ist es eine Spazierfahrt noch viel mehr, wenn man das Glück hat, so bequem zu sitzen, wie die beiden Männer jetzt saßen und namentlich, wenn man ein so appetitliches Frühstück vor Augen hat, wie es ihnen heute verheißen war. So genossen sie denn das Erstere schon jetzt im vollsten Maße, das Andere stellte sich wenigstens der Eine von ihnen sehr behaglich vor und Beider Augen flogen bald rechts bald links über die grünen Weinberge, den lieblichen Strom und die gegenüberliegenden zahlreichen Ortschaften hin, was Alles im goldenen Strahl der Morgensonne glitzerte und glühte, die ihre Hitze noch mäßigte, zumal ein frischer Wind von Osten her durch das Thal strich. Indessen sprachen Beide anfangs nicht viel, ein Jeder von ihnen mochte so Manches zu bedenken haben, was er nicht laut werden lassen wollte und was ihm nicht alle Tage zu bedenken geboten ward, und erst als sie den weinreichen Ort Lieser zur Rechten jenseits des Stromes liegen sahen, unterbrach der Wirth der Heiligen drei Könige das Schweigen und sagte zu seinem Begleiter:

»Es ist wahrhaftig gut, Herr Rector, daß man uns zu einem Frühstück eingeladen hat, denn beim Himmel, jetzt in der frischen Morgenluft merke ich erst, daß ich in der Eile ganz vergessen habe, irgend einen standhaften Bissen oder gar einen Schluck Wein zu mir zu nehmen, und

ich fühle mit einem Mal einen Appetit, als ob ich zwei ganze Tage gefastet hätte, ja!«

Der Rector wandte sich zu ihm und erwiderte mit seinem wohlwollenden Lächeln: »Nun ja, ich glaube es wohl, daß Sie dergleichen fühlen, sind Sie doch immer mit einem guten Appetit gesegnet; aber diesmal geht es mir beinahe wie Ihnen. Also Sie meinen, wir werden nicht ein Haus, wie es in dem Briefe stand, sondern in das niedliche Schiffchen zu Gaste geladen sein?«

»Ja,« sagte Peter Gassen und dehnte seine breite Brust durch einen tiefen Athemzug aus, »das meine ich, und mit jedem Augenblick wird mir dieser Gedanke klarer und klarer, als ob ihn mir irgend eine höhere Macht gegeben hätte. Wie das Alles aber zusammenhängt, das weiß ich freilich nicht und ich mag auch nicht länger darüber grübeln, das Rechte finde ich doch auf keinen Fall.«

»Nein, das muß man auch nicht,« entgegnete der Rector ernst. »Was uns bescheert ist von Oben, das kommt gewiß, und des Menschen Gedanken sind nie so weise und folgerecht, wie diese Führung von Oben. Lassen Sie uns jetzt also lieber nicht mehr über das uns Bevorstehende sprechen, denn wer kann wissen, wozu man uns nach Mülheim beschieden hat und was für eine Neuigkeit wir daselbst erfahren werden.«

In diesem Augenblick war man an eine Stelle des Weges gekommen, die dem Dorfe Liefer gerade gegenüber lag und in weiterer Ferne tauchten schon auf der rechten Uferseite vor dem Wagen der Thurm und die Häuser von Mülheim auf. Die Braunen aus den Heiligen

drei Königen, darin gut genährt wie alles übrige Lebendige, liefen überaus schnell und hatten in einer kurzen halben Stunde schon eine weite Strecke Weges zurückgelegt. Da, als die beiden Männer eben schweigend nebeneinander saßen und träumerisch oder nachdenklich vor sich hinblickten, drehte sich der Kutscher plötzlich auf seinem Sitze um, deutete mit der Peitsche nach dem Wasser hin und rief:

»Da ist es, da!«

»Was ist denn da?« fragte sein Herr, fast erschrocken aus seiner Träumerei auffahrend.

»Das Schiff, Herr! Die Moselhexe, die gestern bei uns im Winterhafen lag.«

»*Moselhexe?*« fragte sein Herr ganz erstaunt. »*Moselnixe* heißt sie und ja, beim Himmel, da drüben, fast am jenseitigen Ufer, außerhalb des Fahrwassers liegt sie ruhig in einem ganz hübschen Hafen vor Anker.«

»Nun, Hexe oder Nixe, ist denn das nicht einerlei?« brummte der Kutscher.

»Nein, Fritz,« sagte der Rector belehrend, »das ist nicht einerlei und ein anderes Mal will ich Dir den Unterschied erklären. – Aber sehen Sie doch, Gassen, wer steht denn da vor uns gerade mitten auf dem Wege?«

Beide Männer schauten aufmerksam in die Ferne vor sich hin und Peter Gassen's Luchsaugen hatten bald die sie bereits erwartenden Herren erkannt. Die beiden jungen Freunde hatten ihre Zusage redlich gehalten und waren ihren Gästen schon bis hierher entgegengekommen. Sie standen an der Landstraße im Schatten eines großen

Apfelbaumes, traten jedoch, als der Wagen ihnen rasch näherkam, in das helle Sonnenlicht heraus und nun erkannte auch der Rector den jungen Mann, der sich ihm in jener Nacht auf dem Hundsrück so freundlich erwiesen und den er darauf in seinem Hospital so gastlich beherbergt hatte.

Die beiden Fahrenden, da sie sich jetzt der endlichen Lösung des geheimnißvollen Räthsels so nahe wußten, wurden plötzlich sehr ernst und ihre Mienen nahmen den Ausdruck gespanntester Erwartung an. Als sie aber der lächelnden Gesichter der jungen Holländer ansichtig wurden und darauf für's Erste nur herzliche Freude gewahrten, erheiterten sich auch ihre Mienen wieder und sie sahen dem Zusammentreffen nun mit sichtlichem Wohlgefallen entgegen.

Als der Wagen hielt, traten die jungen Männer an den Schlag, begrüßten die Ankommenden freundlichst und boten ihnen zum Willkommen die Hand.

»Guten Morgen, Herr Rector, guten Morgen, Herr Gasen!« redete sie Herr Philipp mit gewinnender Herzlichkeit an. »Ich heiße Sie Beide von ganzer Seele willkommen und danke Ihnen, daß Sie meiner Bitte so pünktlich gefolgt sind, und hier, Heer Rector, stelle ich Ihnen meinen Ihnen noch unbekanntem Freund, Jan van der Straaten aus Rotterdam vor, und dies, mein lieber Jan, ist der vortreffliche Mann, der Rector von Cues, von dem ich Dir schon so manches Gute gesagt.«

Sobald die Fahrenden ausgestiegen waren, entgegnete der Rector einige Worte und schüttelte dem Fremden

die Hand, die dieser ihm schon entgegenstreckte; aber Peter Gassen hatte augenblicklich das Wort Rotterdam aufgefaßt und sogleich entfuhr ihm der etwas verwunderte Ausruf: »Ah, aus Rotterdam! Also Sie sind wirklich Holländer, meine Herrn, was Sie mir Beide bisher verschwiegen haben?«

»Ja, das sind wir,« sagte nun der ältere Freund, »und Sie müssen uns schon verzeihen, daß wir Sie so lange über unsre Herkunft in Ungewißheit gelassen haben. Allein daran waren die Verhältnisse schuld, die uns hierhergeführt; von jetzt an jedoch hat das Incognito in jeder Beziehung ein Ende und Sie werden bald Alles erfahren, was zu wissen Ihnen von einigem Interesse sein kann. Doch davon später. Folgen Sie uns jetzt nur, damit wir Sie bald unter Dach und Fach führen können. Unser Haus liegt nicht gar weit entfernt von hier und wir haben nur nach wenige Schritte zu machen, bis wir dahin gelangt sind.«

Man war während dieses kurzen Gesprächs auf der Landstraße langsam fortgeschritten und der Wagen hinterher gefahren, und so war man eben dem im Flusse vor Anker liegenden Schiffe gegenüber angekommen, als Peter Gassen, der seine Augen und Ohren auf Alles richtete, zu seinem heutigen Wirth sagte:

»Sie sprechen eben von Ihrem Hause, meine Herrn, in welches Sie uns so freundlich eingeladen haben, aber wo heben Sie sich denn so rasch ein solches Haus gebaut?«

»O,« erwiderte der junge Holländer lächelnd, »das war schon lange fertig und ist jetzt nur auf meinen

Wunsch mir so schnell gefolgt, denn, wie Sie dort sehen, ist es etwas beweglicher als ander Häuser und wechselt seinen Ankerplat häufiger, als Ihre Heiligen drei Könige es thun.«

»Ah,« rief Peter Gassen, riß beide Augen weit auf nickte dann dem Rector verständlich zu, »also das Schiff dort ist wirklich *Ihr* Wohnhaus? O, ich habe es gestern gleich vermuthet und auch heute dem Herrn Rector gesagt.«

»Das haben wir uns wohl gedacht und es eigentlich so gewollt, um Sie auf den heutigen Tag vorzubereiten,« entgegnete Jan van der Straaten mit vergnügtem Gesicht, »aber nun lassen Sie uns in unser Boot steigen, das da unten hinter dem großen Weidenbaume liegt.«

»Ja, ja,« rief Peter Gassen wieder, »aber wo lasse ich meinen Wagen?«

»Lassen Sie ihn nach Mühlheim fahren,« entgegnete der ältere Freund, dessen Gesicht unverkennbar das Gepräge der Freude, wiewohl auch das einer tiefen und ersten Empfindung trug, »und bestellen Sie ihn zu einer bestimmten Zeit wieder hierher, da die Moselnixe heute, so lange Sie an Bord sind, ihren Ankerplatz nicht mehr wechselt.«

»Ach ja, das will ich recht gern, aber wann?«

»Nun, das ist ja sehr einfach,« nahm Jan van der Straaten wieder das Wort. »Sind Sie Beide in Ihrer Zeit sehr beschränkt?«

»Nein,« sagte Peter Gassen und der Rector schüttelte sanft den Kopf.

»Nun gut. Jetzt ist es halb elf Uhr. Von Elf bis Zwölf frühstücken wir, und von Zwölf bis Zwei *sprechen* wir, so können Sie um drei Uhr, wenn Sie nicht länger bleiben wollen, wieder nach Hause fahren. Ist Ihnen das recht?«

Peter Gassen sah den Rector fragend an, dieser nickte beifällig und so erhielt der Kutscher den Befehl, gegen drei Uhr wieder zur Stelle zu sein, worauf der Wagen sogleich nach Mülheim weiter fuhr.

FÜNFTES CAPITEL. AN BORD DER MOSELNIXE.

Die vier Männer schritten einen kleinen Rasenabhang hinab, der von der Landstraße nach dem Moselufer führte und da sahen die Berncastler Herren das kleine niedliche Boot liegen, welches sie schon am vorigen Tage neben der Moselnixe im Winterhafen ihrer Stadt gesehen. Zwei Matrosen, in ihrem sommerlichen Dienstanzug, saßen mit hochgehobenen Riemen darin und es war gerade so groß, daß außer ihnen noch die vier Herren auf zwei schmalen Bänken Platz finden konnten. Kaum waren Alle eingestiegen, so senkten sich die Riemen in's Wasser und setzten das leichte Fahrzeug in pfeilschnelle Bewegung nach dem Schiffe hin, das am jenseitigen Ufer zwischen zwei großen Kribben¹ ruhig vor seinen ausgeworfenen

¹Langgestreckte und schmale Steindämme, die etwa drei Fuß über den Wasserspiegel hervorragen und, zur Regulirung des Strombettes dienend, an beiden Ufern der ganzen Mosel entlang laufen, etwas gegen den Strom gerichtet sind und bald einen größeren bald einen kleineren Wasserraumenne zwischen sich lassen. Anmerkung des Verfassers.

Ankern lag. Schon von Weitem sah man vom Boote aus mehrere Matrosen auf der Steuerbordgalerie des Schiffes stehen, die den Heranfahrenden zugekehrt war, und bemerkte, wie sie eben die kleine Fallreepstreppe niederließen, um die Herren bequem an Bord steigen zu lassen.

Jan van der Straaten war der Erste, der auf die kleine Treppe sprang und zunächst dem Geistlichen beim Aussteigen behülflich war; ihm folgte der zweite Gast und dann Herr Philipp, worauf die beiden Matrosen das Boot an die Backbordseite ruderten und daselbst in gewohnter Weise befestigten, damit es vom Strome nicht gegen das größere Schiff gedrängt würde. Die beiden Männer aus Berncastel, die jetzt kein Wort zu sprechen Zeit fanden, denn dazu war ihre Spannung und die Begierde, alles ihnen Gebotene genau zu betrachten, zu groß, waren gleich beim ersten Blick auf ihre nächste Umgebung erstaunt, an Bord dieses holländischen Lustschiffes Alles und Jedes in noch viel igrößerer Sauberkeit und Eleganz zu finden als sie es sich vorgestellt. Sie wurden zunächst auf das ebene, unmittelbar unter dem Sonnenzelt gelegene Hinterdeck geführt und hier verbeugten sich vor ihnen mehrere Diener, die in der Nähe einer kleinen, mit Damast gedeckten Tafel standen, die glänzend und

fast prunkvoll mit dem schönsten japanesischen Porzellan und farbigen Römergläsern besetzt war, eine Anordnung, die inmitten der in Gruppen ringsherum aufgestellten Blumentöpfe und Blattgewächse einen eben so zierlichen wie behaglichen Anblick gewährte. Trotz der Breite dieser Tafel, vor deren Couverts schon Sessel von feinem Rohrgeflecht standen, blieb doch noch genügender Raum, auf dem langen Deck bequem hin und her zu spazieren, und vor den Gewächsen waren höchst elegante Rohrbänke aufgestellt, auf denen man sich während der Fahrt niederlassen und, ohne selbst gesehen zu werden, die ganze Umgegend in größter Gemüthsruhe betrachten konnte.

Die beiden Bewohner dieses reizenden Schiffes ließen ihren Gästen hinreichend Zeit, sich jede Einzelheit mit Muße zu beschauen; als sie aber auf diesem Deck damit zu Stande gekommen waren und ihrer Bewunderung genügenden Ausdruck gegeben, wandte sich Herr Philipp, der hier der eigentliche Gebieter zu sein schien, an die beiden wieder ganz stumm gewordenen Herren und sagte mit seiner denselben schon bekannten Freundlichkeit:

»In einer Viertelstunde werden wir speisen, meine Herren, oder vielmehr ein kleines Gabelfrühstück einnehmen, bis dahin aber wollen wir Ihnen, wenn es Ihnen genehm ist, unser kleines Haus zeigen, das vielleicht einiges Interesse für Sie haben dürfte. Nach Tische erst werden wir Ihnen erklären, warum wir Sie baten, heute unsere Gäste zu sein, worin auch der Grund eingeschlossen sein wird, warum wir überhaupt hierher gekommen sind.

Es ist dies eine etwas ernste Angelegenheit, wie Sie sich überzeugen werden, und auch Sie dürften vielleicht einige Mühe und Unbequemlichkeit davon haben; allein wir hegten zu Ihnen Beiden das Vertrauen, daß Sie uns, die wir hier ganz fremd sind, in unserer Angelegenheit mit Ihrem Rath und Ihrer Hülfe beistehen würden, und hoffentlich haben wir uns darin nicht getäuscht. Für jetzt indessen wollen wir noch nicht – von Geschäften sprechen und uns noch einem kurzen Genusse hingeben Bitte also, folgen Sie mir und nehmen Sie zuerst die innere Einrichtung unsers beweglichen Hauses in Augenschein, das Sie bis jetzt nur von außen kennen.«

Der Rector zeigte bei diesen Worten, wie gewöhnlich, ein ernstes und würdevolles, wiewohl ruhiges Gesicht, Peter Gassen aber sah ziemlich betreten aus, denn seine früheren Gedanken nahmen ihn wieder ganz in Beschlag und obgleich er sich die größte Mühe gab, zu errathen, was man in diesem höchst seltsamen Falle von ihm verlangen könnte, so war er doch nicht im Geringsten im Stande, der geheimnißvollen Sache auf den Grund zu sehen. Natürlich jedoch folgte er wie sein Begleiter gern der Aufforderung ihres Wirthes und so stieg man in der Nähe des Steuerrades auf einer kleinen Treppe in die untere Cajüte hinab, deren Flügelthüren, die inwendig mit schön polirtem Holze und Goldverzierungen ausgelegt waren, schon offen standen. Als sie nun aber in ein geräumiges und ungemein prachtvoll ausgestattetes Gemach traten, in dem Alles und Jedes den feinsten Geschmack, einen leicht erkennbaren Reichthum und eine

auf der Stelle anheimelnde Bequemlichkeit verrieth, erheiterten sich die ernstesten Gesichter der beiden Gäste wieder und sie betrachteten sich jedes Einzelne mit sichtbarer Verwunderung und Freude und so genau wie möglich.

»Dies ist unser Wohnzimmer,« erklärte ihr Wirth, »und hier halten wir uns bei ungünstigem Wetter auf oder wenn wir zu arbeiten haben, denn arbeiten müssen wir Geschäftsmänner auch auf der Reise, da wir ja nicht blos unserem Vergnügen nachgehen.«

Die beiden Gäste blickten sich in dem reich geschmückten Raum behaglich und mit erneutem Staunen um, denn sie fanden Alles hier vorhanden und ihrer Meinung nach noch viel mehr, was ein reicher Mann in seinem Wohngemach am Lande gern um sich versammelt sieht. Ein wunderschönes Pianino fiel ihnen zuerst auf, dessen Aeußeres aus Ebenholz zu bestehen schien und mit Goldverzierungen und Perlmutter reich ausgelegt war. Die Möbel zum Sitzen waren mit kirschrothem Sammet überzogen; an den Wänden zwischen den Fenstern, die auch jetzt durch kostbar gestickte Tüllvorhänge und Lambrequins geschlossen waren, hingen herrliche landschaftliche Oelgemälde, auf mehreren Tischen, alle mit rothen Sammetteppichen bedeckt, lagen verschiedene Bücher und Albums und in einem zierlichen Bücher-schrank von japanischer Arbeit standen dergleichen noch viel mehr. In die nach vorn führenden Thürflügel waren zwei große hellstrahlende Spiegel eingelassen und der

Fußboden war mit kostbaren persischen Teppichen belegt.

Als die Berncastler Herren Alles in Augenschein genommen, öffnete Lucas, der seinem Herrn auf Schritt und Tritt folgte, die Spiegelthür und nun trat man in ein einfacheres und doch höchst elegant sich darstellendes Gemach, in dem alle Möbel aus antik geschnitztem Eichenholz bestanden, die Sessel und Sophas mit braunen weichen Lederpolstern überzogen waren und an den Wänden Frucht- und Jagdstücke hingen, die die Bestimmung desselben schon durch die dargestellten Gegenstände andeuteten.

»Dies ist unser Speisezimmer,« erklärte der Wirth, »aber wir benutzen es nur, wenn die Witterung uns den Aufenthalt auf dem Oberdeck nicht gestattet, denn oben ist es in der Regel viel luftiger und frischer und man genießt bei der Tafel zugleich den Anblick der Ufer und das Treiben der Menschen, an denen man sich auf der Fahrt vorüberbewegt.«

Als auch dieses einladende Zimmer genügend betrachtet, öffnete Lucas das dritte und letzte Gemach der hinteren Cajüte und man trat in einen Raum ein, den man auf der Stelle als das Schlafcabinet der beiden Freunde erkannte. In die Schiffswände waren zwei prachtvolle Betten und Toilettentische eingelassen, auf denen die Utensilien aus japanischem Porzellan bestanden und alles zum Ankleiden nothwendige Material im Ueberfluß enthalten war; hinter einem drehbaren Spiegel zeigten

sich Kleiderschränke, und hinter verschiedenen, ebenfalls beweglichen Gemälden die schöne weibliche Portraits aus der griechischen Mythologie darstellten, andere zum täglichen Gebrauch nothwendige Gegenstände.

Die Vorhänge der Betten und Fenster bestanden aus grünem Seidendamast und hier fast noch mehr als in den beiden anderen Räumen erhielt man den Eindruck, daß die Schiffseigenthümer sehr reiche Leute sein müßten, was auf die einfachen Männer aus Berncastel eine sichtbare Wirkung übte, da sie eine so kostbare Einrichtung noch nie vor Augen gehabt hatten.

»Jetzt sind wir an das Ende unserer Schiffswohnung gelangt,« erläuterte Herr Philipp, »und nun betreten wir die Cabinen unserer Diener und der das Schiff leitenden Matrosen. Folgen Sie mir gefälligst.«

Lucas öffnete die hinterste Thür und man trat nun in den freien Raum hinaus, der den Mast und das zum Segeln nothwendige Material enthielt. Als man diesen durchschritten, wurde eine Thür zu einer kleinen Cabine geöffnet, die ganz nach Schifferweise eingerichtet war und die etwas enge Wohnung der Diener der beiden Herren enthielt. Auf beiden Seiten erhoben sich je zwei Lagerstellen übereinander und in die Schiffswände dazwischen waren die nöthigen Schränke für Kleider und sonstige Bedürfnisse eingelassen. Alles aber verrieth eine seltene Sauberkeit und selbst hier waren auf dem Boden braune Teppiche von Cokusnußfasern ausgebreitet, die jeden Schritt unhörbar machten.

Aus dieser engen Behausung gelangte man in die nicht viel größere Küche und fand den weißgekleideten Koch nebst einem Gehülften darin thätig, um den Gästen des leckere Mahl anzurichten. Höflich begrüßte der Beherrscher dieses mit Düften aller Art erfüllten Raumes die Herren, indem er seine blendend weiße Mütze abnahm und dienstergeben auf seinen Herrn schaute, der ihm einen freundlichen Gruß zunickte und im Vorübergehen leise zu ihm die Worte sprach:

»In zehn Minuten, Heinz. Wir sind gleich fertig!«

Der Rector von Cues blickte sich in dieser ihm etwas gleichgültigeren Räumlichkeit nur oberflächlich um, nicht so sein Begleiter aus den Heiligen drei Königen, der sein Auge an dem ringsumher aufgestellten Geräth mit wahrer Wirthsfreude labte. Denn Alles was er sah strahlte von Eleganz und Reinlichkeit und die blank geputzten Casserolen, Töpfe und sonstigen Geschirre lächelten ihn so behäbig an, daß sein rundes Vollmondsgesicht den ganzen Glanz zurückstrahlte, den es hier vor sich ausgebreitet sah.

»Kommen Sie weiter,« mahnte Herr Philipp, »jetzt erreichen wir den letzten geschlossenen Raum, die Cabine für unsere Matrosen, die, wenn sie hier auch etwas eng wohnen, doch recht gern einmal das Leben auf dem Salzwasser mit dem auf einem Binnenstrom vertauscht haben.«

Man trat darin ein und fand die innere Einrichtung fast ebenso wie in der Cabine der Diener, nur daß der Raum ein bei Weitem größerer war. Man zählte acht, von denen

vier oberhalb der unteren angebracht und die sämmtlich mit roth und weißgewürfeltem Linnen überzogen und mit rothen wollenen Decken belegt waren. Auch dies Gemach stand im Augenblick leer, denn die Mannschaft befand sich auf dem oberen Vorderdeck, mit dem Anfertigen von Netzen beschäftigt, und nur der Steuermann, wie man nachher sah, hatte sich in das kleine Boot gesetzt, wo er, seine kurze holländische Pfeife rauchend, sich die Zeit mit Angeln vertrieb.

»Jetzt haben Sie Alles gesehen, was ich Ihnen zeigen kann, nahm der junge Wirth wieder das Wort. »Die unteren Schiffsräume zu besuchen, können wir uns ersparen und so wollen wir uns auf unser Hauptdeck zurückbegeben, um endlich an unser Frühstück zu gehen. Bitte, kommen Sie!«

Kopfschüttelnd, noch auf Dies und Jenes einen hastigen Blick werfend Alles, bestaunend und doch sich auf das verheißene Mahl unendlich freuend, folgte Peter Gasen schweigend dem Rufe, aber auch der Rector war ganz stumm geworden. Mit seinen Gedanken über das Geschehene vollauf beschäftigt, trat er dem voranschreitenden Schiffsherrn nach, der mit stillem Behagen sehr wohl den günstigen Eindruck bemerkte, den seine Gäste von der Einrichtung der fabelhaften Moselnixe empfangen hatten.

»So,« sagte der Erstere, »jetzt gieb das Glockenzeichen, Lucas, daß man anrichten kann, und unterdessen, meine Herren, blicken Sie sich etwas nach Außen um und

untersuchen Sie, ob wir hier nicht einen ganz hübschen Ankerplatz gewählt haben.«

Und in der That, was man hier, durch die Lücken der so reichlich aufgestellten Gewächse hindurchblickend, von der umliegenden Gegend sah war wohl dazu angethan, ein die Natur liebendes Gemüth mit Behagen und Freude zu füllen. Stromaufwärts zur Rechten sah man den mächtigen Brauneberg am Horizont auftauchen dessen breiter Rücken von oben bis unten mit dichten grünen Rebenpflanzungen bedeckt war. Davor lagen die romantischen Oertchen Novian und Maring, zwischen denen sich der kleine Lieserfluß anmuthig in die ihn willig aufnehmende Mosel hineinschlängelte. Stromabwärts tauchte das ebenfalls weinreiche Lieser auf und weiterhin sah man den Cueser Thurm sich erheben, während auf der weiten ebenen Strecke der hier einst großen Bogen beschreitenden Mosel Ortschaften, Häuser und grüne Fluren mit einander abwechselten, aus denen die smaragdgrüne junge Saat und die reichen Obstgärten mit ihrem üppigen Blätterschmuck anmuthig hervortraten. Am jenseitigen Ufer dagegen sah man aufwärts am Flusse den Thurm und die Häuser von Mülheim sich in den Wellen spiegeln und dann Weinberg auf Weinberg folgen, bis in weiterer Ferne stromabwärts die grauen Ruinen der Landshut sichtbar wurden, über denen sich der Burgkopf mit seinen gewaltigen Laubwaldungen erhob an dessen Fuß nur an einzelnen, am Horizonte auftauchenden weißen Mauern erkenntlich, sich die Stadt Berncastel mit ihren Weinbergen anschloß. Ueber Allem aber wölbte sich der

klarste Himmel mit seinem entzückenden Azurblau und die Sonne strahlte so gütig über Berg, Thal und den ruhig dahinströmenden Fluß, daß man nur mit Wonne im Herzen auf das weinreiche Ganze schauen konnte, das hier so bequem und überschaulich dem bewundernden Auge geboten wurde.

Philipp führte den Rector und Jan van der Straaten den Wirth der Heiligen drei Könige zu Tisch, und sobald sie saßen, traten außer Lucas, der allein seinem Herrn aufwartete, noch drei andere Diener heran, so daß also jeder Speisende seinen eigenen hinter sich hatte. Waren die Gäste nun aber schon über das bisher Geschehene verwundert gewesen, so sollte der Eine von ihnen durch das nun aufgetischte Mahl beinahe bezaubert werden, denn Peter Gassen ging hier ein ganz anderes Licht über die Kochkunst und die Bedienung bei Tisch auf, obwohl er doch gewiß bei sich zu Hause an schmackhaftes Essen und pünktliche Bedienung gewöhnt war.

»Ach,« sagte er wiederholt im Stillen zu sich, »die Leute hier in der Moselnixe – o, sie heißt mit vollem Recht so – verstehen es noch besser als meine Köchin aus Düsseldorf, die ich so theuer bezahlen muß, wie nur ein vornehmer und reicher Herr seinen Koch bezahlt. Ach, was die luxuriöse Welt doch jetzt zu Wasser und zu Lande leistet! Man ist eben beinahe zu alt geworden, um mit ihren Leistungen und Erfordernissen gleichen Schritt zu halten. Aber bei meinen Heiligen drei Königen, besser kann

man an keiner fürstlichen Tafel speisen und ich wünschte, mein Traudchen bekäme nur eine blasse Idee davon. Bah!«

Indessen wollen wir uns nicht länger als nöthig ist, bei diesem Frühstück aufhalten und nur erwähnen, daß die Weine, obwohl kein Berncastler Doctor zum Vorschein kam den vorgeführten Speisen entsprachen, denn der edlen Pisporter Auslese folgte der köstliche echte Josephshöfer, und den Schluß machte der hochfeine Zeltinger Schloßberger, dessen Wohlgeschmack und Feuer dem guten Wirth aus Berncastel fast die Zunge gelöst hätte, wenn er nicht zu bemerken geglaubt, daß, je weiter das Mahl vorschritt, der ältere junge Holländer immer ernster, stiller und bedächtiger wurde, was der Rectors unwillkürlich nachahmte, indem er mit bescheidenster Genügsamkeit von allem Schönen nur Weniges genoß und seinem Begleiter darin von ganzem Herzen den Löwenantheil überließ. Ja, Peter Gassen suchte seine durch das lange Fasten am Morgen gesunkenen Kräfte genug zu stärken, und er bewies auch heute, daß er nicht allein das ihm von Gott gegebene Gut zu würdigen verstehe, sondern daß er von der gütigen Natur auch mit Organen begabt sei, die vollauf im Stande waren, das so reich Gebotene zu bewältigen. Im Ganzen schmeckte es Allen vortrefflich; der größte Reiz aber schien bei den Gästen in der Neuheit der Sache und darin zu liegen, daß man so gemüthlich auf dem räthselhaften Schiffe saß und mitten in der freien Gottesnatur zu speisen und zu trinken Gelegenheit hatte, wie sie nur selten einem Reisenden

geboten wird, namentlich wenn man die Liebenswürdigkeit der beiden Wirthe dabei in Anschlag brachte, die mit unnachahmlicher Aufmerksamkeit und Herzlichkeit ihre Gäste zum Genuß von Speise und Trank anfeuerten, wobei jede Ruhmredigkeit weit ablag, als ob sie als reiche Holländer den bescheidenen Deutschen hätten zeigen wollen, was ihre Heimath in Bereitung von leiblichen Genüssen leisten könne.

Bei Tische zeigte sich, wie auch sonst, Jan van der Straaten als der redseligste und unterhaltendste, während sein Freund nur Weniges und meist mit dem Rector sprach, und zwar über Dinge, die dem Geistlichen zunächst am Herzen lagen, seinen so schönen Beruf betrafen und sich auf die innere und äußere Gestaltung des Hospitals bezogen, dessen oberster Verwalter er ja war. Peter Gassen dagegen unterhielt sich lebhaft mit dem heiteren Jan, und der Stoff, den Beide verhandelten, betraf zumeist den edlen Stoff, den sie der Reihe nach aus weißen, grünen und rothen Römern tranken, und darin war Peter Gassen Meister, wie kein Anderer, und seine kernigen Kraftausdrücke und die musikalischen Eigenschaften, die er den verschiedenen Weinsorten beilegte, ließen, die Anwesenden oft in ein heiteres Gelächter ausbrechen, was ja die Würze eines jeden guten Mahles ist und den Wirthen wie den Gästen stets als Zeichen allgemeiner Befriedigung gilt.

Kurz vor zwölf Uhr aber war man endlich mit dem solennen Frühstück zu Ende gekommen und Herr Philipp war es, der das Zeichen zum Aufhub der Tafel gab. Man

wechselte einige freundliche Worte und wandelte dann unter dem Sonnenzelt und zwischen den Blumen auf und nieder, während die rührigen Diener wie im Fluge die Tafel abräumten, die Tische auseinander zogen und wieder an ihre gewöhnlichen Plätze stellten. Als sie aber nach einigen Minuten damit zu Stande gekommen und sich wieder entfernt hatten, gab der alte Holländer seinem Freunde einen Wink und dieser verstand ihn sogleich.

So ließ er denn durch Lucas holländischen Liqueur und hochfeine Cigarren bringen, aber nur der Rector und Jan zündeten sich eine davon an, da Peter Gassen kein Raucher war und Herr Philipp wohl die sonst so beliebte Cigarre ablehnte, weil er sich bereits ganz anderen und ernsteren Gedanken hingeeben hatte. In der That war der junge Mann, besonders in der letzten Viertelstunde, mit jeder Minute schweigsamer und bedächtiger geworden, und man merkte ihm an, daß er jetzt Willens sei, an das ernste Geschäft zu gehen, zu dem er die beiden Herren aus Berncastel zu sich eingeladen hatte. Als man nun im behaglichen Hin- und Hergehen begriffen war, blieb er plötzlich stehen und sagte mit einer Miene, die eine nicht geringe Bewegung seines Innern verrieth:

»Meine Herren! Jetzt haben wir den ersten Theil unseres heutigen Beisammenseins vollendet und gehen zum zweiten über, da wir Sie ja nicht allein gebeten haben, unsere Gäste bei Tische zu sein, sondern auch mit uns eine wichtige Berathung zu pflegen. Nun denn, so wollen wir keine Minute länger damit zögern, denn ich brenne vor Verlangen, mich endlich von einer Last zu befreien,

die schon lange schwer aus meinem Herzen liegt. Herr Rector, darf ich Sie bitten, mir nach dem unteren Zimmer zu folgen? Mein Freund wird dafür Herrn Gassen oben unterhalten und ihm seine Bitte vortragen, da dieselbe einen ganz anderen Gegenstand betrifft als der ist, über den ich mit Ihnen zu verhandeln habe. So folgen Sie mir denn gefälligst, ich bitte noch einmal darum.«

Der Rector, der den Redenden, während er sprach, fest angesehen und ihm mit großer Aufmerksamkeit zugehört verbeugte sich zustimmend, und so schritten die beiden Männer wieder die kleine Treppe hinab und waren bald in dem reizenden Wohnzimmer der Cajüte verschwunden, dessen Thüren sich unmittelbar hinter ihnen fest schlossen. Jan van der Straaten dagegen lud Peter Gassen ein, sich neben ihn auf eine bequeme Bank zu setzen und indem er ruhig seine fein duftende Cigarre fortrauchte, sagte er mit heiterem Antlitz zu dem Wirth, der nach dem vortrefflichen Mahl ganz vergnügt geworden war, jetzt aber wiederum mit großer Begierde lauschte, was sich ihm nun endlich offenbaren würde:

»Mein lieber Herr Gassen! Die Unterhaltung, die wir Beide jetzt zu führen haben, wird ungleich leichter und kürzer sein als die, welche mein Freund mit dem Herrn Rector so eben beginnt. Denn ich beabsichtige nicht, Ihnen einen so ernststen Vortrag zu halten, wie Philipp es bei Jenem thut, da Sie ja nachher während Ihrer Heimfahrt genügend Zeit haben werden, von Ihrem Begleiter

zu erfahren, was er vernommen hat, zu welcher Mittheilung derselbe ausdrücklich von meinem Freunde autorisirt werden wird.

»Mit einem Wort,« fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während sein Zuhörer sich mäuschenstill verhielt und nur mit seinen blauen Augen erwartungsvoll auf der Miene des Sprechenden ruhte, »ich habe für jetzt nur eine kleine Bitte an Sie zu richten, die bald gesprochen und deren Erfüllung mir hoffentlich eben so von Ihnen zugesagt werden wird, da ich Sie ja als eines jederzeit gefälligen Mann kennen gelernt habe. Mein Freund und ich haben nämlich Gründe, die Sie nachher ausführlicher erfahren werden, uns in der Gegend Berncastel noch eine Weile aufzuhalten und wir werden uns sogar noch heute am späteren Abend in der Nähe Ihrer Stadt vor Anker legen, da wir nur aus dem einzigen Grunde hierher gegangen sind, um Ihren Besuch zu erwarten, der dort unten dicht vor Berncastel eine bei Weitem größere Aufmerksamkeit erregt haben würde als hier, und eben diese uns störende Aufmerksamkeit und Neugierde Ihrer lieben Mitbürger wollten wir womöglich vermeiden. Gestern früh legten wir uns absichtlich in Ihrem Hafen vor Anker, um gerade Sie auf uns aufmerksam zu machen, in der Hoffnung, daß Sie mit Ihrem uns wohlbekanntem Scharfblick die Bewohner der Yacht errathen und durch deren Anwesenheit auf unsere heutige Einladung vorbereitet würden. Das ist ja nun auch, wie wir vorher von Ihnen gehört, eingetroffen und unsre kleine wohlüberlegte List hat uns den schönsten Erfolg gebracht.

»So gehe ich denn also zu einer Bitte über, die ich gerade an Sie richte, weil Sie uns der geeignete Mann erscheinen, dieselbe zu erfüllen. Wir haben im Ganzen fünfzehn Personen an Bord und für diese bedürfen wir, so lange wir hier kreuzen und unsere bedeutungsvolle Aufgabe zu lösen versuchen, einer reichlichen Beköstigung an frischem Fleisch, Brod, Gemüse, Bier und Wein, und überhaupt alles Dessen, was zur Ernährung unserer an ein kräftiges Essen gewohnten Leute gehört. Da richte ich nun ganz offenherzig an Sie die Frage: würden Sie wohl die Güte haben, uns Ihren Rath zu ertheilen, wie dergleichen Bedürfnisse hier in einem uns ganz fremden Lande am besten zu beschaffen seiten?«

Peter Gassen hatte von Wort zu Wort die Ohren schärfer gespitzt und wir müssen es offen bekennen, er hatte eigentlich etwas ganz Anderes und eine ihm über die Anwesenheit der Yacht einen klareren Aufschluß gebende Mittheilung erwartet. Jetzt aber, da er diese ihm sehr einfache und leicht zu beantwortende Frage vernahm, die ja nur etwas für ihn sehr Gewöhnliches und Alltägliches betraf, holte er erleichtert Athem, räusperte sich und sagte mit seinem gutmüthigen Lächeln:

»O mein Herr, wenn Sie weiter nichts von mir wollen, so ist das allerdings sehr leicht und bald abgemacht. Ihre Bitte berührt ja durchweg mein Fach als Wirth eines so großen Hotels und ich bin ganz gewiß derjenige Mann in Berncastel, der Ihnen mit den verlangten Bedürfnissen am besten dienen kann. Wenn Sie aber, wie Sie sagen, ganz in die Nähe von Berncastel kommen, so

ist die Sache ja noch viel leichter auszuführen. Senden Sie mir nur jeden Abend durch Ihren Koch oder irgend einen anderen zuverlässigen Boten eine Liste von dem, was Sie am nächsten Tage gebrauchen, und am Morgen können Sie dann Ihr Boot an die Fährstelle senden und das von mir Beschaffte in wenigen Minuten an Bord haben. Nur möchte ich rathen, daß Ihr Bote jeden Abend zu einer bestimmten Zeit in mein Haus kommt, damit er mich selbst daheim findet und mit mir reden kann, und sodann lassen Sie Ihr Boot schon Morgens um fünf Uhr landen, damit die Neugierde der lieben Berncastler nicht von Neuem aufgestachelt wird, was mir persönlich gerade etwas lästig werden könnte, da meine Gaststube sonst von Fragern nicht leer würde, wie es schon gestern geschehen ist, wo sie noch nicht einmal wußten, daß ich mit Ihnen in irgend einer Verbindung stehe.«

»Haha!« lachte Jan van der Straaten heiter auf, »nichts leichter als das, sage auch ich. Gut, den Boten mit der Liste sollen Sie jeden Abend um sechs Uhr haben und das Boot soll Morgens Punkt Fünf an der bezeichneten Landestelle sein. Das ist also abgemacht. Aber was sagen Sie dazu, wenn ich Sie noch frage, ob ich auch schon morgen auf ein paar Dutzend Flaschen von Ihrem besten Wein rechnen darf, die ich mit meinem Freunde in angenehmer Erinnerung an Ihr gastliches Haus und an Ihre freundliche Aufnahme zu leeren gedenke?«

»Hoho, Sie meinen den Doctor, nicht wahr? Nun, ich dachte mir wohl, daß Sie Etwas davon auch in die Moseelnixe einhissen möchten, und ich stehe nicht an, Ihnen

zu erklären, daß so viel Dutzend Flaschen, wie Sie Beide vertilgen können, jeden Augenblick für Sie bereit liegen sollen, und zwar so herrlich verpackt, daß Sie damit bis nach Amerika segeln könnten.«

»Nun, so weit werden wir in unserer kleinen Yacht nicht gehen, lieber Herr,« erwiderte Jan van der Straaten lächelnd, »aber wer weiß, ob wir nicht bald noch andere Gäste auf der Nixe zu erwarten haben und für die möchte ich unbedingt das Beste bewahren, was Sie in Ihrem Keller besitzen.«

»Mein Wort mehr davon, die Sache ist abgethan!« rief Peter Gassen fröhlich aus. »Kann ich Ihnen sonst noch mit Etwas dienen?«

Der junge Holländer sann einen Augenblick nach, dann lachte er herzlich auf und sagte mit der scherzhaftesten Miene: »O ja! Würde ich Sie sehr belästigen, wenn ich Sie bäte, mit mir zur Bestegelung unseres neusten Uebereinkommens noch eine Flasche vom edelsten Moselsaft zu leeren, denn unser kurzes Geschäft ist hiermit zu Ende und wir werden wohl noch eine Stunde zu warten haben, bis die anderen Herren da unten mit dem ihrigen fertig sind.«

Peter Gassen spitzte die Lippen auf eine sehr charakteristische Weise und versetzte nach kurzem Besinnen: Ob Sie mich damit sehr belästigen würden, fragen Sie? O, Herr van der Straaten, das ist eine sehr überflüssige

Frage, nehmen Sie mir es nicht übel. Wann wäre ich, Peter Gassen, der Wirth der Heiligen drei Könige, je belästigt worden, wenn man mir eine Flasche edlen Rebensaftes zu trinken angeboten hätte! Zwar habe ich das Menschenmögliche vorher schon geleistet, aber sehen Sie – in meinem stattlichen Leib ist noch Raum genug für das Uebermenschliche, und so zögern Sie keinen Augenblick, mir den Genuß zu verschaffen, auf ein gutes Gelingen Ihres mir leider noch unbekanntes Vorhabens hier in diesem schwebenden Blumengarten mit Ihnen anzustoßen.«

Jan van der Straaten nickte ihm beifällig zu, rief Lucas herbei und gab ihm einen Auftrag. Bald darauf wurde eine in dreifaches rothes Seidenpapier gewickelte Flasche und zwei feine weiße Gläser gebracht und auf einen Tisch gestellt, vor dem die beiden Männer bereits Platz genommen hatten. Peter Gassen befühlte die so sorgsam behütete Flasche rasch von oben bis unten, etwa wie ein Arzt einem Kranken den Puls fühlt, und sagte dann mit einem scharfen Aufblick in das Gesicht des ihn lächelnd betrachtenden Holländers:

»Schade, Herr von der Straaten, sie kommt aus einem zu warmen Bett und hat wohl meine, aber nicht *die* Temperatur, die ein edler Moselaner von Gottes und Rechtswegen haben muß. Gebieten Sie über kein Eis in Ihrem Nixenreich?«

Lucas, der noch in der Nähe stand und nur auf den Augenblick wartete, wo ihm die Flasche zu entkorken

befohlen werden würde, sprang flugs davon und in wenigen Minuten stand ein silberner Eiskühler, ganz mit zer schlagenem Eise gefüllt, auf dem Tisch.

»So,« rief der Gast und ergriff die Flasche schon mit kundiger Hand, um sie von ihrer Hülle zu befreien, hastig einen Blick auf ihr Etikett zu werfen und sie dann in das kalte Element einzuwühlen, »so, jetzt gedulden wir uns nur noch ein Weilchen und bald wird der richtige Moment gekommen sein, auch Ihren besten Scharzhofberger zu probiren.«

Bald darauf saßen die beiden Männer vor der geöffneten Flasche und der Wirth der Heiligen drei Könige gab sein qualificirtes Gutachten dahin ab, daß dieser Wein zwar eigentlich kein vollblütiger Moselaner und noch weniger ein gelehrter heilkräftiger Doctor, immerhin aber ein vortrefflicher Tropfen sei, wie er nur in der besten Gesellschaft und zum besten Zweck getrunken werden könne. –

Während sie nun aber auf das Gelingen des noch unbekanntes Vorhabens wiederholt die Gläser aneinander klingen lassen, wollen wir uns in die Cajüte begeben, um wenigstens zum Theil dem Vortrage beizuwohnen, der von Seiten des Holländers dem guten Rector gehalten wurde.

Der Erstere war seinem Gaste mit ruhigem Schritt in das reizende Wohngemach voraugetreten und hatte ihm dann einen der bequemsten Sessel dargeboten worauf er sich auf einem ähnlichen ihm gegenüber niederließ. Sein schönes edles Gesicht, das die letzte halbe Stunde schon

so ernst geblickt, nahm dabei einen seltsam feierlichen Ausdruck an, so daß dem Rector, als ob er bereits fühle, daß er etwas Bedeutsames hören würde, die Cigarre ausging und er mit von Augenblick zu Augenblick sich steigender Aufmerksamkeit den Worten lauschte, die der wackere junge Mann anfangs mit sichtbarer Befangenheit sprach, die aber bald einer männlichen Entschlossenheit wich, je mehr er die Wirkung seiner Rede auf den Geistlichen im steten Wachsen begriffen sah.

»Mein lieber Herr Rector!« begann er mit sanfter Stimme zu sprechen, »wundern Sie sich nicht allzu sehr, daß ich so seltsam mit Ihnen verfare, aber ich befinde mich in einer eigenthümlichen Lage und meine Verlegenheit ist nicht gering, wie ich mich aus derselben befreien und das mir vorgesteckte Ziel erreichen soll. Die Sache, welche ich hier auszuführen habe, ist sehr ernst und bedeutsam, wenn sie Ihnen auch anfangs in einem andern Lichte erschienen sein sollte, da wir sie mit einem freundschaftlichen Mahle eingeleitet haben.

»Zuerst nun muß ich Ihnen erklären, warum ich Sie zum Mitwisser und Berater einer geheimnißvollen Familientragödie zu machen gedenke, gerade Sie, der als katholischer Priester doch mir, dem reformirten Niederländer, ferner als jeder Andere zu stehen scheint. Allein da muß ich Ihnen sagen, daß ich auf den zufälligen Unterschied der Confessionen gar kein besonderes Gewicht lege und daß mir ein wackerer edler Mann, mag er sich zu einer Religion bekennen, zu welcher er will, immer gleich achtungswerth und würdig erscheint, wenn er die

Gebote Gottes und somit auch seine Pflichten gegen die ihn umgebende Menschheit erfüllt. Sie aber insbesondere haben mir gleich vom ersten Augenblick an, wo ich Sie in jener Nacht auf dem Hundsrück traf und sah, ein großes Vertrauen gefaßt, ja ich habe schon am Tage darauf, nachdem Sie sich mir so gastlich erwiesen, eine bestimmte und mich selbst erhebende Zuneigung zu Ihnen gefaßt, die mir vielleicht unbegreiflich wäre, wenn nicht der Ausdruck warmer Herzlichkeit auf Ihren Mienen, und der mich sympathisch berührende Klang Ihrer Stimme, mit einem Wort, Ihre ganze Erscheinung eine genügende Erklärung dafür böte. So habe ich denn, der ich von meiner frühesten Jugend an der über uns waltenden Vorsehung stets einen großen, mächtigen Einfluß auf unsere Erlebnisse und Handlungen eingeräumt, geglaubt, daß diese Vorsehung selbst Sie in jener Nacht zur Erleichterung meiner schwierigen Lage mir in den Weg geführt hat, und daraus ist nach längerer Ueberlegung allmählig die feste Zuversicht in mir entstanden, daß Sie mir helfen könnten und würden, um das Ziel zu erreichen, welches das Schicksal mir hier vor Augen gestellt. Erlauben Sie mir also nun, daß ich mich Ihnen rückhaltslos eröffne und Sie in das traurige Verhältniß blicken lasse, das mich hierhergeführt?«

Der Rector, der mit würdevoller Aufmerksamkeit diesem Eingange der Rede des jungen Holländers gelauscht, neigte auf die lebenswürdigste Weise sein edles Haupt und sagte dann mit seiner sanften immer zum Herzen der Menschen dringenden Stimme:

»Ich glaube Sie zu verstehen, mein junger Freund, und wenigstens weiß ich das Vertrauen zu schätzen, welches Sie in mich zu setzen mir die Ehre erweisen. Auch begreife ich Ihr Wohlwollen gegen mich und ich gestehe Ihnen offen, daß auch Ihre Erscheinung und Ihr ganzes Wesen höchst wohlthätig auf mich eingewirkt haben. Was nun aber die Verschiedenheit unseres religiösen Standpunktes anbelangt, so kommt derselbe bei redlichen Männern, die etwas Gutes zu vollbringen geneigt sind, ja nie in Betracht, ein jeder Brave dient Gott und erfüllt seine Gebote gegen ihn, die Menschen und sich auf eine eigene Weise, und so reden Sie frei von der Seele weg und seien Sie überzeugt, daß Alles, was Sie mir sagen und anvertrauen werden, einen lauten Widerhall in meinem, dem Menschenwohle geweihten Herzen finden wird.«

»Wohl, so habe es mir auch gedacht,« fuhr der junge Mann mit sichtbarer Erleichterung fort, »und so will ich meine Enthüllungen damit beginnen daß ich Ihnen meinen wahren Namen und Stand nenne, damit Sie endlich wissen, wen und was Sie in mir vor sich haben. Ich heiße Philipp van der Myers und bin der Chef eines Großhauses in Rotterdam, das seine Handelsbeziehungen über alle Länder und Meere erstreckt. Jan van der Straaten aber, mein bester und wahrhaft edler Freund, ist seit einigen Monaten mein Compagnon in diesem Geschäft, seit unserer Jugend durch mannigfache Schicksalsbände mit mir verbunden und steht mir auch hier als wackerer Freund zur Seite, ohne dessen Verstand ich wahrscheinlich noch

nicht in der Lage wäre, Ihnen dieses jetzt auf diesem kleinen Schiff erzählen zu können.«

»Wie?« rief der Rector erstaunt, da der junge Mann einen Augenblick schwieg und ihn voller Erwartung forschend ansah, »*van der Myers* heißen Sie? Ah, dann sind Sie am Ende gar mit dem alten Herrn auf dem Nußhof verwandt, den wir den alten Holländer nennen, ohne daß wir, außer in seinem Namen, irgend einen sicheren Anhalt in Betreff seines Herkommens hatten, und nach dem Sie mich schon mehrmals gefragt haben?«

Ueber Philipp van der Myers Gesicht flog ein leichter Schimmer freudiger Röthe und er sagte, lächelnd mit dem Kopfe nickend, sogleich:

»Ja wohl, Herr Rector, ich bin sogar sehr nahe mit diesem alten Herrn verwandt, denn er war der jüngere Bruder meines Vaters, der erst vor kurzem gestorben ist; und obgleich die beiden Brüder, nur von väterlicher Seite Brüder, also Halbbrüder waren, so ist das doch für meinen Vater und mich nie von der geringsten Bedeutung gewesen und wir Beide haben ihn trotz seiner Abneigung gegen uns stets so hoch gehalten und so lieb gehabt, als ob er von väterlicher und mütterlicher Seite her der Bruder meines Vaters gewesen wäre. Und nun erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Geschichte des armen Mannes erzähle, den man hier den alten Holländer nennt, und aus dieser Geschichte wird sich klar ergeben, zu welchem Zweck ich hierhergekommen und Ihren Rath und Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen genöthigt bin.«

Und nun erzählte er ihm ausführlich eine im Allgemeinen zwar sehr einfache, aber für die einzelnen Beteiligten doch verhängnißvolle Familiengeschichte, die wir hier noch nicht wiederholen wollen, da wir sie bald aus einem anderen Munde erfahren werden. Die Erzählung nahm fast eine Stunde Zeit weg, und daß sie dem Rector sehr interessant erschien, bezeugte nur zu sein allmählig sich mehr und mehr röthendes Gesicht und der Ausdruck seiner Miene, die in der That durch ihre Erregung eine große und innige Theilnahme des Herzens verrieth. Als der Erzähler aber mit seinem Vortrage zu Ende gekommen war, athmete sein Zuhörer tief auf, seine Augen hefteten sich auf den Boden, und er schien lange und ernstlich über das eben Vernommene nachzudenken.

»Ja,« sagte er endlich, »jetzt sehe ich deutlich ein, wie ernst und schwierig Ihre Lage diesem alten Herrn gegenüber ist, und zugleich sind mir auch alle Räthsel über den seltsamen Mann gelöst, den ich von ganzem Herzen bedaure und dem ich gerne eine Hülfe angedeihen lassen möchte, wenn es nur irgend in meiner Macht läge, was jedoch, so weit ich es von meinem Standpunkt aus beurtheilen kann, durchaus nicht der Fall ist.«

»O vielleicht doch,« erwiderte Philipp van der Myers mit einem hoffnungsvollen Lächeln, »wenn Sie mir nur einigermaßen rathen und sagen wollen, ob der Plan, den wir bei ihm verfolgen und den ich Ihnen sogleich enthüllen will, auch Ihren Beifall hat. So viel erkennen Sie wenigstens, daß ich in der besten Absicht mit meinem Freunde hierhergekommen bin, und auch das sehen Sie

gewiß ein, daß mein guter Oheim noch nicht das Geringste von *meiner* Anwesenheit erfahren noch weniger mich sehen darf, denn er würde mich auf der Stelle wiedererkennen, da Sie ja nun wissen, daß ich ihn vor andert-halb Jahren in London aufsuchte, wohin ich absichtlich gereist war, um mit ihm in Verbindung zu treten, nachdem wir zufällig und nach Aufwendung vieler Mühe erfahren, daß er mit seiner Tochter eine Reise dahin unternommen, um gewisse Geldverhältnisse in Betreff seiner Niederlassung in der Capstadt endgültig zu ordnen. Ja, dahin ging ich und ohne alle Ahnung, was mir in London begegnen würde, trat ich durch Vermittelung einiger Freunde mit ihm in Verkehr, und es gelang mir, ohne daß er vor der Hand wußte, wer ich war, seine Freundschaft zu gewinnen, nach der ich natürlich mit großem Eifer strebte. Wir kamen allmählig häufiger und zuletzt alle Tage zusammen und so lernte ich auch seine reizende Tochter kennen und lieben, obgleich wir nur kurze Zeit unsere Bekanntschaft pflegen konnten. Denn, sobald ich in dem Glauben, das Vertrauen des seltsamen Mannes vollständig erworben zu haben, mit meinem wahren Namen und in der Eigenschaft eines so nahen Verwandten vor ihn trat, geschah das von mir am wenigsten Erwartete und Gewünschte: seine mir bisher bewiesene Freundschaft schlug in bitterm Groll gegen mich um; er trug die verhängnißvolle und ungerechte Feindschaft, die er so viele Jahre gegen meinen Vater, auf mich den an seinen Leiden gewiß Unschuldigen, über und entzog sich

durch schleunige Abreise von London allen meinen fernern Bemühungen, ihn von seinem Irrthum in Bezug auf die Handlungsweise meines Vaters zu überzeugen. Nun aber, Herr Rector, haben sich unsere Verhältnisse mit einem Mal durch Gottes Rathschluß ganz anders gestaltet. Mein Vater, um den ich diesen Trauerflor noch am Arm trage, ist unerwartet und plötzlich gestorben und ich bin sein rechtmäßiger Erbe und Nachfolger, also auch der Chef des großen Welthandlungshauses geworden. Wie ich aber einmal bin, denke und handle, kann ich diese Erbschaft nicht mit gutem Gewissen antreten, bevor ich den unseligen Streit der beiden Brüder nicht endlich geschlichtet habe, bevor ich Jacob van der Myers nicht von seinem Irrthum und der Unschuld meines eigenen Vaters überzeugt und ihm schließlich das von Gottes- und Rechtswegen ihm zustehende Erbtheil, das er vor langen Jahren durch den unbeugsamen Willen und Eigensinn seines Vaters eingebüßt, zugestellt habe, wobei ich freilich nicht läugnen will, daß die Liebe zu seiner Tochter Sarah einen bedeutenden Einfluß auf meine jetzige Handlungsweise geübt und meinen Entschluß, den Versuch, ihn mit seiner Familie auszusöhnen, noch einmal ernstlich zu wagen, zu einer raschen und entschiedenen That befeuert hat.

»Die Frage ist jetzt nur die,« fuhr der Erzähler mit lebhafterer Bewegung fort, da er den Rector sinnend und anscheinend in großer Beklommenheit vor sich niederblicken sah, »was soll ich thun? Und diese Frage lege ich an Ihr menschlich fühlendes Herz, da Sie ja gewiß

ein Menschenkenner sind und wahrscheinlich schon oft Leuten gegenüber gestanden halten, die sich in ähnlicher schwieriger Lebenslage befanden. Mein Oheim ist zwar, nach Allem, was wir von ihm wissen, ein herzenguter, stiller und in vielen Beziehungen sogar sanfter Mann, aber in seinem stählernen Charakter waltet der alte hartnäckige, entschiedene, überzeugungstreue Holländer vor, der nie von einem einmal gefaßten Vorsatz abweicht und sich durch keine Ueberredung von dem einmal in's Auge gefaßten Ziele abbringen läßt. Auch mag das in so früher Jugend ihm widerfahrene Unrecht auf ihn eingewirkt und ihn zäh, unnachgiebig und und starr gemacht haben, seine Vorurtheile mögen sein richtiges Urtheil gefangen halten und sein Herz vor weicheren Regungen verschließen; allein ich will es doch noch einmal versuchen, ob die Thür dieses seines Herzens nicht zu öffnen und seine richtige Ueberzeugung von dem wahren Sachverhalt nicht zu wecken ist, und so geht nun meine Bitte an Sie dahin, mir zu rathen, was ich in dem vorliegenden Fall thue und ob ich, wie ich selbst am liebsten möchte, frank und frei mit offenem Visir vor ihn hintreten, wogegen sich aber mein Freund Jan entschieden ausgesprochen hat, oder ob ich auf sanftere Weise mich zuerst seiner Empfindungen bemächtigen und so allmählig und langsam mir seine Achtung und Liebe erwerben soll. Also wozu rathen Sie?«

Der Rector, dessen Gesichtsfarbe immer röther und dessen Miene immer befangener geworden war, schaute lange sinnend vor sich nieder, endlich aber schlug er

das Auge mit einem Anflug feierlicher Erhebung wieder zu dem jungen Mann aus und sagte mit seiner warmen Herzensstimme:

»Ich muß gestehen, mein junger Freund, daß der Rath, den Sie in dieser Angelegenheit von mir begehren, mich sehr in Verlegenheit setzt. Wollte ich meiner ersten Eingebung folgen, so würde ich sagen: ja, gehen Sie zu ihm und reden Sie ein männliches und zugleich sanftes Wort mit ihm; allein bei näherer Betrachtung der unglücklichen Sachlage sage ich mir wieder, daß ein solcher Schritt, so würdig und edel er mir erscheint, doch vielleicht weniger sicher und rasch zu einem erwünschten Ziele führen dürfte, als der zuletzt von Ihnen angedeutete. Einen Starrsinn, wie er uns hier in dem schwer geprüften Jacob van der Myers vorliegt, der so lange Jahre in seinem Geiste gewuchert und in seinen Vorstellungen von den ihn umgebenden Verhältnissen so fest eingewurzelt ist, bricht man nicht so leicht. Er glaubt eben, in seinem unantastbaren Recht zu sein, und – ehrlich gestanden – nach meiner Meinung ist er es auch zum großen Theil, denn er muß während der langen Jahre der Isolirung von seiner Familie und der Trennung von der europäischen Welt furchtbar gelitten haben, und wenn er nun einen heftigen Groll gegen Diejenigen hegt, die er für seine Widersacher und die Besitzer Dessen hält, was er einst von Gottes und Rechts wegen als ein Eigenthum beanspruchen konnte, so kann man ihm, dem Enterbten und zugleich tief Gedeemüthigten, das im Grunde nicht

verdenken. Schonung wenigstens muß man ihm in jedem Falle und in der mildesten Form gedeihen lassen, denn die hat er durch sein so viele Jahres hindurch still getragenes Leid redlich verdient. So viel nur will ich Ihnen in diesem Augenblicke sagen, mein junger Freund, um Ihnen aber einen durchgreifenden und richtig zum Ziele führenden Rath zu geben, fühle ich mich viel zu schwach, noch viel weniger aber bin ich zu einer thatkräftigeren Hülfe geeignet. So viel ich überhaupt sehe, hilft der Mensch hier nichts, hier muß vielmehr Gott allein helfen und wenn nicht des starren Mannes Herz zur Milde und Nachgiebigkeit stimmt, so sehe ich ringsum, wohin ich auch blicken mag, keine, nein, gar keine radicale Hülfe. So suchen Sie denn, was Sie mit Ihrem wackeren Freunde ausführlich berathen haben und wozu auch ich bescheidenlich rathen möchte, zunächst, wie Sie sagen, auf die Empfindungen des armen Mannes zu wirken und allmählig und sanft sein Herz milder zu stimmen, und haben Sie dieses erreicht, so ist schon ein wichtiger Schritt gethan und der Letzte, ja das Letzte – ich weiß freilich nicht wie? – wird dann vielleicht Gott thun, der ja schon so Manchem in noch größerer Noth geholfen hat.«

»Nun,« erwiderte Philipp van der Myers, beifällig mit dem Kopfe nickend, »das ist allerdings schon *ein* Rath, der mich in meinen weiteren Unternehmungen stützt und mir Hoffnung einflößt, daß dieselben gelingen werden, und weiter wollte ich ja auch vor der Hand von Ihnen nichts. Und so wollen wir denn unverweilt zu dem

Versuche schreiten, den ich in Gemeinschaft mit meinem Freunde nach langer Ueberlegung für den besten gehalten habe, um zum vorgesteckten Ziele zu gelangen. Glücklicher Weise steht uns bei diesem Beginnen ein Mittel zu Gebote, welches in der That und unter den besonderen obwaltenden Umständen ein starkes ist, und von dem wir uns da es eben am meisten auf die Empfindung eines Menschen berechnet ist, eine große Wirkung versprechen. Ich weiß nämlich bestimmt, daß mein armer jetzt in der Fremde lebender Oheim eine namenlos große Sehnsucht nach seiner Heimath hegt, wenn er sich darüber auch nur selten gegen seine Angehörigen, in der letzten Zeit aber doch gegen seine Nichte Johanna ausgesprochen hat, die wir ihm so geschickt in die Hände gespielt haben, einmal um ihn allmählig auf mein abermaliges Erscheinen vorzubereiten und dann, um durch sie alles das über den Oheim zu erfahren, was uns bisher verborgen geblieben war, da er sich ja vollständig von seiner Familie losgelöst hatte um ohne uns eine Spur seiner Existenz zu hinterlassen, in die Fremde gezogen war. Von jener Sehnsucht nach seiner Heimath nun, so berichtete Johanna wiederholt ihrem Bräutigam, wird der arme Mann heimlich fast verzehrt und am lautesten und verständlichsten spricht er sie Abends in seiner Musik aus, der er, wie wir Alle durch unsere Verwandte erfahren, von Kindesbeinen an mit wahrer Leidenschaft ergeben gewesen ist. Aber damit Sie nun auch wissen, auf welche Weise wir diese Sehnsucht nach seiner Heimath zu einer alles verzehrenden Flamme anzufachen gedenken,

um damit die lange verschlossene Pforte seines Herzens zu öffnen und schließlich siegreich darin einzuziehen, so will ich Ihnen auch in Kürze den Plan enthüllen, den wir uns entworfen haben und an dessen Ausführung wir nun unverweilt gehen wollen.«

Und nun theilte er dem Rector mit, was wir demnächst in der ferneren Entwicklung unserer Erzählung mit eigenen Augen vorgehen sehen werden.

Als er auch damit fertig war, blickte der Rector befriedigter als vorher auf und nickte beifällig mit dem Kopf dazu. »Ja,« sagte er, »dem stimme ich mit ganzem Herzen bei; das ist ein guter Plan und er führt auf einem sanften Wege an das Ziel. Das heißt, er *kann* dahin führen und es *kann* auf diese Weise wagen, das starre Herz des einsamen Mannes zu erweichen: ob es gelingen *wird*, weiß Gott allein, und wenn meine Gebete zu ihm irgend im Stande sind, Ihnen Gewährung Ihrer Wünsche zu erflehen, so rein ich sie aus tiefstem Herzensgrunde zu ihm emporsenden, und damit glaube ich Ihnen meinen besten Rath zur Erfüllung Ihrer Wünsche ausgesprochen zu haben.«

»Ich danke Ihnen herzlich,« erwiderte der junge Mann, dem wackeren Geistlichen warm die Hand drückend, »und so sind wir denn mit unserer Unterhaltung zu Ende gekommen und können uns wieder zu den anderen Herren begeben. Nur das Eine sagen Sie mir noch: darf ich darauf rechnen, daß Sie mich noch öfter auf meinem Schiffe besuchen, wenn wir uns erst an die Stelle begeben haben, die ich Ihnen vorher angedeutet?«

»Ja, darauf dürfen Sie bestimmt rechnen,« erwiderte der Rector; »ich verspreche es Ihnen, Sie so oft zu besuchen, wie Sie es verlangen werden und so oft dieser Besuch Ihnen ersprießlich erscheinen sollte.«

»So danke ich Ihnen noch einmal von ganzem Herzen. Und nun kommen Sie, die Zeit ist rasch verlaufen und ich sehe eben, daß der Wagen Ihres Begleiters schon dort drüben am Ufer hält.«

Die beiden Männer traten mit erhitzten Gesichtern aus der Cajüte und vor die Augen der schon lange auf sie wartenden Freunde.

»Unser Wagen ist da, Herr Rector,« empfing ihn Peter Gassen, der nicht ohne Verwunderung die innere Erregung auf dem Antlitz des Geistlichen bemerkte. »Müssen wir ihn noch lange auf uns warten lassen oder sind Sie geneigt, bald mit mir aufzubrechen?«

»Ich bin jeden Augenblick zur Abfahrt bereit, mein Lieber,« erwiderte der Rector und nickte Jan van der Straaten, der ihn scharf in's Auge gefaßt, vertraulich und verständlich zu. Wir sind vollkommen fertig mit unserer Unterhaltung und meine Pflichten rufen mich ernstlich wieder nach Hause.«

»So wollen wir Sie nicht länger aufhalten,« sagte Philipp van der Myers und reichte erst dem Rector und dann Peter Gassen die Hand. »Nehmen Sie Beide noch einmal meinen herzlichsten Dank entgegen und das Uebrige – nun, das überlassen wir Gott.«

»Ja,« entgegnete der Geistliche, »das überlassen wir ihm, und nun? Ah, da legt ja schon das Boot an die Treppe an.«

Jan, da er sah daß die Herren unverweilt ihre Rückfahrt beginnen wollten, hatte das dieselben erwartende Boot schon herbeibeordert. Er reichte ihnen nun auch die Hand und geleitete erst den Rector und dann den Begleiter desselben hinein. Als Beide fest auf ihren kleinen Bänken saßen, rief er den Ruderern in holländischer Sprache zu:

»Vorwärts und bringt die Herren gesund hinüber!« Dann begrüßte man sich noch einmal mit Schwenken der Hüte und gleich darauf flog das leichte Boot wie ein Pfeil über den glatten Spiegel der Mosel, um die Bewohner Berncastels in wenigen Minuten wieder an das feste Land zu bringen.

SECHSTES CAPITEL. DER MOSELNIXE MORGENGRUSS.

Als Peter Gassen neben dem Rector im rasch dahinrollenden Wagen saß und nun erwartete, daß derselbe sogleich zu sprechen beginnen und ihm die von dem jungen Holländer vernommene Geschichte mittheilen würde, hatte er sich sehr getäuscht, und ganz verwundert blickte er auf den würdigen Mann hin, den er zum ersten Mal nicht recht begreifen konnte, da er eine Haltung und Miene an ihm bemerkte wie derselbe sie ihm noch nie gezeigt. Er, der sonst immer so lebhaft gewesen, hier rechts und dort links geblickt, bald über Dies, bald über Jenes

seine Meinung geäußert, saß jetzt ganz in sich versunken da, starrte wie bewußtlos in's Leere hin und verharrte dabei in einem so hartnäckigen Schweigen, daß Peter Gassen, der vor Neugierde brannte, endlich noch dichter an seine Seite rückte und dreist die Frage aussprach:

»Herr Rector, was ist Ihnen denn? Sie sehen nicht nur ganz merkwürdig echauffirt aus, sondern Sie scheinen mir auch sehr ernstlich über irgend Etwas nachzudenken. Hören Sie also mit Ihrem Grübeln auf und lassen Sie mich endlich erfahren, was der Herr Holländer gesagt, der Ihnen doch gewiß das ganze Geheimniß enthüllt hat, auf das wir schon so lange neugierig und gespannt gewesen sind.«

Der Rector, bei diesen Worten wie aus einem Traume erwachend, sah den Sprechenden groß an. »Ja so,« sagte er nach einigem Besinnen, »verzeihen Sie, aber ich war in der That etwas in Gedanken versunken. Was wollen Sie denn eigentlich wissen?«

Peter Gassen erstaunte immer mehr über dies seltsame Gebahren des sonst so klar zu durchschauenden Mannes. »Was ich wissen will?« fragte er kleinlaut. »Nun, was Ihnen der junge Holländer erzählt hat und was sich ohne Zweifel auf das Verhältniß zwischen ihm und dem alten Holländer bezieht.«

Jetzt nahm des Rectors Miene einen Ausdruck der Verwunderung an und er versetzte mit einiger Lebhaftigkeit: »Wie denn? Hat Herr van der Straaten Ihnen denn nicht erzählt, was für eine Bewandniß es mit dem alten Holländer hat?«

»Kein Wort,« erwiderte der Wirth, aus einem Staunen in's andere fallend. Zwischen uns hat es sich blos um eine tägliche Verproviantirung des Schiffes gehandelt und daß er mir jeden Abend einen Boten mit der Liste des Erforderlichen, und jeden Morgen um fünf Uhr das Boot schicken wolle, um den von mir gekauften Proviant einzuschiffen. Dagegen hat mir der Herr gesagt, daß Sie autorisirt wären, mir Alles mitzutheilen, was Sie von dem andern Herrn gehört.«

»Ah ja, das ist richtig, mein Liebe-r,« erwiderte der Geistliche kopfschüttelnd, und ich werde das auch gewissenhaft erfüllen, allein jetzt und hier« – und er deutete dabei mit der Hand auf den dicht vor ihnen stehenden Kutscher – »und in meiner besonderen, nicht zur Mittheilung geneigten Stimmung ist mir das gar nicht möglich. Kommen Sie lieber heute Abend, wenn Sie Ihren Boten abgefertigt haben, ein Stündchen zu mir in's Hospital. Dann sollen Sie Alles erfahren, was ich weiß, und wir wollen in ungestörter Ruhe ein Mehreres darüber reden.«

Peter Gassen, in der Befriedigung seiner Neugierde so unerwartet abermals getäuscht, pfiß leise vor sich hin und man sah ihm an, daß diese Vertröstung auf den Abend ihm nicht ganz recht war; dennoch hatte er zu viel Respect vor dem Geistlichen, um dessen so bestimmt ausgesprochenem Willen entgegenzutreten und so fügte er sich als bescheidener Mann in das ihm aufgedrungene Schweigen und gab sich nun auch seinen eigenen Gedanken hin, die sich über die Maßen lebhaft mit allem Dem

beschäftigten, was er an diesem ihm wunderbar vorkommenden Tage erlebt.

So saßen die beiden Männer in ungewöhnlich schweigsamer Stimmung auf dem ganzen Wege neben einander, während sie auf der Hinfahrt doch so redselig gewesen waren, und nur einmal noch wechselten sie einige Worte und zwar erst dicht vor der Stadt, als sie am Nußhof vorüber gekommen waren. Als der Wagen nämlich vor dem Gitter desselben angelangt, beugte sich der Rector weit vor, um in den niedlichen Blumengarten hineinzusehen, und da der Zufall es wollte, daß der Besitzer mit seinen Damen gerade dicht am Gitter stand und auf die Mosel hinausschaute, so zog der Rector mit einer Ehrerbietung den Hut und grüßte mit einem so freundlichen Gesicht, wie er es hier wohl noch nie gethan, was seinen Begleiter ehemals in die größte Verwunderung setzte.

»Nun,« sagte er, »Sie grüßen den alten Herrn heute ja mit einer ganz auffälligen Achtsamkeit. Haben Sie denn so Bedeutsames von ihm gehört, was Sie für ihn so eingenommen hat?«

»Ach ja,« seufzte der Geistliche auf, »und was ich von ihm gehört, hat mir eine große Achtung vor dem eisenfesten Charakter und ein tiefes Mitleid mit den Schicksalen dieses Mannes eingeflößt. Er ist ein Unglücklicher, lieber Gassen, wie mir noch keiner in meinem Leben vorgekommen, und denen dürfen wir ja wohl unsere Sympathie entgegenbringen. Nicht wahr? – Doch still, da sind wir ja an der Stadt. Lassen Sie den Wagen vor der Fähre halten.

Sie will eben abgehen und ich habe Eile, nach Hause zu kommen. Also ich sehe Sie heute noch?»

Peter Gassen nickte mit einer sehr energischen Kopfbewegung. »So sicher wie Drei mal Drei Neun ist, Herr Rector,« sagte er; »ich bleibe ganz gewiß nicht aus, es müßte denn die Mosel sich in einen glühenden Strom verwandeln, der mich nicht hinüberließe.«

Stärker konnte der gute Mann sein brennendes Verlangen, das ihm noch Verborgene zu erfahren, nicht ausdrücken und der Geistliche lächelte zum ersten Mal wieder heiter dabei auf. Als nun aber der Wagen hielt, drückte er dem Wirthe seinen Dank aus, gab ihm die Hand und begab sich schleunigst auf die Fähre, die in wenigen Minuten ihren kurzen Weg antrat. –

Als Peter Gassen mit seinem Landauer in den winkligen Hof der Heiligen drei Könige einfuhr, kam ihm wie gewöhnlich seine Tochter entgegengesprungen und begrüßte ihn in alter herzlicher Weise.

»Guten Abend, Vater,« sagte sie, während er langsam ausstieg und schon in's Haus schritt, ohne fast seine Tochter zu achten. »Nun, Du bist ja sehr lange ausgeblieben. Hast Du Dich amüsirt?

»O ja, sehr!« antwortete der Alte einsylbig, aber sonst sprach er kein Wort.

Jetzt merkte Traudchen, daß wohl nicht Alles in Richtigkeit sein müsse, denn von einem so lange dauernden Frühstück pflegte der dadurch meist gut gelaunte Vater selten in solcher Stimmung zurückzukehren. Allein sie

wußte auch aus alter Erfahrung, daß eine solche Einsylbigkeit bei dem im Ganzen gegen sie mittheilsamen Mann nicht lange anhalten würde und so hielt sie sich weislich still und beobachtete ihn nur in allem seinem Thun und Treiben, was ihr allerdings etwas seltsam vorkam. Denn nicht allein blieb er in seinen Besuchskleidern, die er sonst immer gleich abzulegen pflegte, sondern er bekümmerte sich auch sehr wenig um sein eigenes Geschäft, dasselbe durchaus der Sorgfalt seiner Kinder überlassend. Sodann ging er unruhig im ganzen Hause hin und her, treppauf und ab, und überall, wo er ging und stand, pfiff er leise vor sich hin, was bei ihm stets eine innere gemüthliche Aufregung, wenn nicht gar einen kleinen im Ausbrechen begriffenen Sturm andeutete.

Da aber unterdeß die Zeit herangekommen war, als wo er gern seinen ersten Abendschoppen trank, denn mittlerweile war es schon längst fünf Uhr geworden, brachte Traudchen ihm unaufgefordert einen aus dem kühlen Keller herauf; als sie ihn aber vor den gerade auf einem Stuhle sitzenden Vater hinstellte, sah er sie kopfschüttelnd und mit ernstem Gesicht an, sagte jedoch ziemlich mild und fast weich:

»Ich will keinen Wein, Traudchen, ich habe heute genug und zwar recht guten getrunken. Gieb mir lieber einen Krug Apollinarisbrunnen und dann bekümmere Dich weiter nicht um mich. Ich erwarte um sechs Uhr einen Boten von dem Herrn, bei dem ich gewesen bin, und dann muß ich noch zum Rector hinüber. Abends spät aber, wenn noch Zeit dazu da ist und ich nicht zu müde

bin, sollst Du mehr erfahren, als Du erwartest. Jetzt aber laß mich in Ruhe.«

Traudchen holte still das verlangte Wasser und goß dem sichtbar verstimzten Vater ein Glas davon ein, der das kühlende und immer so lustig perlende Getränk mit großem Behagen zu sich nahm. Dann aber erinnerte sie sich in der That nicht mehr um ihn, sondern ging ihren mannigfachen Geschäften in der Haushaltung nach. –

Punkt sechs Uhr, und die Stadtuhr hatte ihre dumpf hallenden Schläge noch nicht ausgesummt, trat schon der heute zum ersten Mal erwartete Bote von der Moselnixe in die Heiligen drei Könige ein und es war diesmal Lucas selber, der von Mühlheim her mit einem Wagen nach der Stadt gefahren war, um die für den nächsten Tag nothwendig werdenden Nahrungsmittel für die zahlreiche Mannschaft des Schiffes zu bestellen. Er brachte einen freundlichen Gruß von seinem Herrn berichtete, daß am nächsten Morgen Punkt fünf Uhr das kleine Boot am Fährufer anlegen würde um die auf der mitgebrachten Liste verzeichneten Dinge an Bord zu holen.

Peter Gassen warf nur einen raschen Blick auf das ihm dargereichte Papier, das eine ziemliche Anzahl der verschiedenartigsten Lebensbedürfnisse enthielt. Dann nickte er dem Boten gravitatisch zu, sagte, daß Alles besorgt werden würde und verließ mit diesem zugleich wieder das Haus.

Als sie noch eine Weile beieinander vor der Thür stehen blieben, fragte der Wirth: »Kehren Sie wieder nach Mülheim zurück?«

»Nein, mein Herr, ich erwarte meinen Herrn an einer andern Stelle und werde mir bis dahin einmal Ihre Stadt und deren Umgebung betrachten. Leben Sie wohl!«

»Der Mann sieht sehr manierlich für einen Diener aus,« brummte Peter Gassen vor sich hin, als Lucas fortgegangen war, »und spricht ein ganz gutes Deutsch, und doch ist er ein vollblütiger Holländer, was man ihm an der Nase ansieht. Na, ein guter Herr muß auch gute Diener haben und daß der sie hat, wundert mich gar nicht.« –

Mit diesen Worten schlug er den Weg in die Stadt ein, um bei seinem Fleischer, seinem Bäcker, und verschiedenen anderen Kaufleuten vorzusprechen und die ihm zugekommenen Aufträge schleunigst auszuführen. Als er aber mit allen nach Wunsch in einer halben Stunde fertig geworden war, wandte er sich wieder zur Mosel zurück, um mit der Fähre überzusetzen und endlich vom Rector zu erfahren, was dieser ihm versprochen und wonach er von Stunde zu Stunde mehr mit wahrhaft brennendem Eifer verlangte. –

Zwei Stunden später kam er wieder vom Hospital zurück, aber so rasch er vorher sein Haus verlassen hatte, so langsam trat er jetzt in dasselbe ein, und diesmal, das sah Traudchen auf den ersten Blick, befand er sich in einer ganz anderen Stimmung als vorher, obgleich er sich auch jetzt noch sehr still verhielt und fast mit Niemandem ein Wort sprach. Auch sein Gesichtsausdruck war ein ganz anderer geworden. Die Spannung, die Erwartung, die Neugierde, die ihn vorher geplagt, waren vollständig daraus verschwunden und dafür lag ein weicher,

fast wehmüthiger Zug um seine Augen, um seinen Mund, und das ganze Gesicht blickte mit einem Ernst umher wie man ihn selten an dem stattlichen Manne wahrgenommen.

Nachdem er sich zuerst in sein Zimmer begeben und statt der Sonntagskleider die alltäglichen angelegt, stieg er in die Wirthschaftsräume des Hinterhauses hinab und erkundigte sich, ob der Fleischer und verschiedene Leute die von ihm gemachten Bestellungen ausgeführt hätten.

»Ja wohl,« sagte seine Tochter, die ihn eben hier aufgefunden hatte, »es ist viel Fleisch, Geflügel, Butter und Allerlei, auch ein Faß Bier vom Brauer geschickt. Aber was sollen wir denn damit, Vater? Wir sind ja mit Allem reichlich versorgt und das Bier – wer soll denn das bei uns trinken, wo jeder sein gehöriges Maaß Wein erhält?«

Jetzt sah der Vater die Tochter mit einem langen freundlichen Blick an und zum ersten Mal lächelte er wieder an diesem Abend.

»Traudchen,« sagte er leise, so daß es keine der in der Wirthschaftsstube hantirenden Mägde hören konnte, »wundere Dich darüber nicht, denn es giebt noch viel mehr Dinge in der Welt, die der Verwunderung werth sind. Sieh, alle diese Sachen sind nicht für uns, sondern – für einen Anderen bestimmt, und sie werden morgen früh um fünf Uhr und so jeden Tag, bis auf Weiteres, abgeholt werden. Laß also Alles hübsch ordentlich in den kühlen Keller legen. Und nun komm!«

Und während sie nun nach der Gaststube neben einander die Treppe hinausgingen fuhr der Vater also zu reden fort:

»Sieh, Traudchen, ich wollte Dir eigentlich heute Abend erzählen, wo ich gewesen bin, was ich gesehen und gehört habe, aber, Kind, ich kann es wahrhaftig noch nicht, denn ich muß erst eine Nacht ausschlafen und mir Alles im Geiste zurecht legen. Morgen jedoch sollst Du es ganz gewiß erfahren, wenn wir zusammen den Kaffee trinken und ungestört sind, und heute will ich Dir nur so viel sagen: ich habe Alles in Allem einen recht heißen und wundersamen Tag verlebt. Aber so angenehm und erfreulich Manches war, was ich genoß, so möchte ich doch nicht alle Tage meines Lebens so verbringen, auch wenn ich umsonst so lecker speisen und so gut trinken könnte, wie es mir heute zu Theil geworden ist. Nein, nein, es hat mir auch Manches sehr wehe gethan und thut mir sogar noch weh. – Aber noch Eins, Kind. Wenn Du einmal wieder dem alten Holländer da draußen, auf dem Nußhof, Du weißt, oder seiner schönen Tochter begegnest, dann mache den Leuten einen recht tiefen Knix, denn – sie verdienen es, und nun genug!« –

Am nächsten Morgen um fünf Uhr aber war Peter Gasen schon wieder auf den Beinen und geschäftlich gekleidet. Als er nur einen Blick in die Gaststube geworfen, die schon am späten Abend vorher gereinigt war, konnte er seiner Begierde nicht widerstehen, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob das verheißene Boot pünktlich sein würde. So ging er denn, während noch kein

Mensch im Freien auf der Straße und am Flusse sichtbar war, nach der Mosel hinab, und siehe da, eben legte das schmucke Boot an, in dem sich drei Matrosen befanden, die er schon am Tage vorher am Bord der Moselnixe gesehen zu haben sich erinnerte. Sie erkannten auch ihn gleich wieder, und einer der Drei, der ziemlich gut Deutsch sprach, bat ihn, ihnen den Weg nach den Heiligen drei Königen zu zeigen.

»Kommt,« erwiderte er mit würdevoller Miene, »Ihr habt Euch gerade an den rechten Mann gewandt, und ich bin selber der Wirth, den Ihr sucht. Eure Sachen sind vorhanden und Ihr könnt sie auf der Stelle in Empfang nehmen.«

Und so schritt er mit ihnen nach seinem Hause zurück und in wenigen Minuten waren alle für die Moselnixe bestimmten Gegenstände in das Boot geschafft, eine mit dem besten Berncastler Doctorwein gefüllte Kiste eingerechnet, die der Küper noch am späten Abend packen müssen. Kaum aber war Alles in dem Boot verstaut, so stiegen auch die Matrosen ein, griffen zu ihren Riemen und in kurzer Zeit strich das Boot, von keinem Neugierigen belästigt, stromaufwärts dahin, um wieder zu seinem Schiff zu gelangen, dessen Koch es schon voller Sehnsucht erwartete.

Was nun aber die Moselnixe selbst betrifft, so lag sie an diesem Morgen nicht mehr an ihrem gestrigen Ankerplatz, sondern war schon weit von demselben entfernt und der Stadt Berncastel viel näher gerückt. Denn als am Abend vorher die Dämmerung hereingesunken

war und während die beiden holländischen Freunde auf linken Ufer zu Fuß nach Berncastel gewandert waren, wozu sie wohl aus inneren und äußeren Gründen eine besondere Neigung verspüren mochten, lichtete das Schiff seine Anker und ließ sich langsam vom Strome der Stadt zu treiben. Als es aber vor dem Nußhof angekommen war, brachten es die geschickten Matrosen wiederum zwischen zwei große, in den Strom hineinragende Kribben, die an einer unbewohnten Stelle des linken Ufers unmittelbar vor dem Leinpfade und dem Hause des alten Holländers gerade gegenüber lagen. Hier warf man abermals Anker aus und befestigte zur größeren Sicherheit das Schiff außerdem mit Tauen an den in die Kribben eingelassenen Ringen, so daß es nun so geschützt wie im schönsten Hafen lag und auf diese Weise endlich an den Ort gelangt war, von dem aus die beschlossenen und gegen den Nußhof gerichteten Unternehmungen ohne Zögern beginnen konnten.



In welcher Spannung und unruhigen Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, die beiden Mädchen im Nußhof die zwei letzten Tage verlebt hatten, davon hatte der alte Holländer, wie man ihn ja nannte, und der sein friedfertiges Stilleben diesen beiden Tagen ohne jegliche Störung fortgesetzt, nicht die mindeste Ahnung. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend des ersten Tages hatten Sarah und ihre Cousine den Fluß mit der schärfsten

Achtsamkeit im Auge behalten und jedes darauf hinfahrende oder gezogene Schiff mit hoffnungsvollem Herzklopfen in Betracht gezogen. Johanna vor Allem wußte ja, daß die Moselnixe kam, was sie ihr selbst brachte und auch dem Oheim bringen sollte, aber all ihr Hoffen war an diesem ersten und dem fast ganz zu Ende gegangenen zweiten Tage vergeblich gewesen, denn weder hatten sie das ersehnte Schiff während seiner in der Nacht durch Zugpferde bewerkstelligten Fahrt stromaufwärts nach Mülheim bemerkt, noch hatten sie überhaupt erfahren, daß es einen ganzen Tag im Winterhafen zu Berncastel vor Anker gelegen, da Niemand aus der Stadt den Nußhof an diesen beiden Tagen betreten hatte und die darauf wohnenden Dienstleute in ihrer Abgeschlossenheit von aller Welt mit keinem anderen Menschen in Verkehr getreten waren.

Wie sehr aber auch Sarah vor dem nun unausbleiblich Kommenden zagen mochte, da sie ja von allem Vorgehenden durch Johanna genau unterrichtet war, so überwog doch bei dieser die Freude die von Zeit zu Zeit sich bemerklich machende Sorge bei Weitem, denn auch das wußte sie, daß nun, sobald erst das Schiff seine ihm im Voraus bestimmte Stellung dem Nußhof gegenüber eingenommen, Jan van der Straaten jede Gelegenheit wahrnehmen würde, sich ihr persönlich zu nahen, um das, was er ihr bisher nur durch längere oder kürzere Briefe gemeldet, endlich durch mündliche Mittheilung zu erklären und somit die Pein, in der Sarah noch immer schwebte, durch seine ermuthigende Gegenwart zu vermindern.

So suchte sie denn auch die schüchterne und zagende Sarah mit ihrem Muthe zu erfüllen und sie sparte gewiß keine Ueberredungskunst, um ihren Zweck bei derselben zu erreichen; endlich war es ihr auch gelungen, das unruhig schlagende Herz des lieben Mädchens zu besänftigen und mit neuer Hoffnung zu erfüllen, wobei sie nicht müde wurde, ihr die Unternehmungskraft, das Geschick und den festen Willen ihres Geliebten, so wie des Freundes desselben, mit den glänzendsten Farben zu schildern. So bemühten sich denn Beide im Laufe dieser beiden schweren Tage nur, dem Vater in den Stunden ihres Zusammenseins mit ihm liebevoll und freundlich entgegenzukommen, um ihn für den verhängnißvollen Augenblick, dem er unbewußt entgegen ging, weich und empfänglich zu stimmen, und auch das gelang ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem Schmeicheln, denn selten hatte man Jacob van der Myers so wohlgemuth und zufrieden wie gerade in den letzten beiden Tagen gefunden.

Da aber geschah endlich das längst Erwartete und doch Gefürchtete, und der Augenblick seines Eintreffens sollte die ganze Spannung und Unruhe der beiden Mädchen mit einem Schlage von Neuem hervorrufen. Johanna, die die Ankunft der Moselnixe schon am vorigen Tage mit ziemlicher Sicherheit erwartet und vorhergesagt, konnte ich freilich nicht wissen, daß die beiden jungen Männer sich noch in verschiedenen Richtungen des Bestandes zweier anderer Männer zu versichern suchten, aber nun erwartete sie an dem zuletzt von uns geschilderten Tage das Schiff ganz bestimmt, und diesmal sollte sie

sich in der That nicht wieder getäuscht haben, obgleich die Ankunft der Moselnixe zu einer Stunde erfolgte, in der sie kaum noch darauf gerechnet hatte. Den ganzen Tag war sie fast nicht aus dem Garten gekommen, und selbst wenn sie, wie zum Beispiel beim Mittagstisch, im Zimmer bleiben mußte, hatte sie sich doch stets so gesetzt oder gestellt, daß sie den Fluß mit ihren scharfen Augen beobachten konnte. Allein auch bis zum Abendessen dieses Tages, das man im Freien eingenommen, da es ein überaus heißer und windstillter Tag gewesen, hatte sie nichts bemerkt, was sie beruhigte und befriedigte, und erst kurz vor Einbruch der Nacht, nachdem sie nur eine Stunde lang im Zimmer ihrer musikalischen Pflicht gegen den Hausherrn genügt, und als sie schon, von Sarah begleitet, ihr Balkonzimmer aufgesucht, während der Onkel noch bei heruntergelassenen Fenstervorhängen an seinem Schreibtisch beschäftigt war, sollte der Augenblick gekommen sein, den sie so lange mit der größten Sehnsucht erwartet hatte.

Beide Mädchen hatten eben das obere Zimmer erreicht und waren auf den kleinen Balkon hinausgetreten, um noch einmal und zum letzten Mal an diesem Tage die weithin überschaubare Mosel mit ihren Augen abzusuchen, als Johanna plötzlich in ihrer Rede abbrach und wie gebannt nach der Stelle des Flusses hinblickte, die dem Hause, welches sie bewohnte, gerade gegenüber lag. Es war eine wunderbar schöne und warme Sommernacht und kein Lüftchen regte sich in der ganzen Natur.

Weit, so weit das Auge reichte, waren am blauen Himmel die prachtvoll funkelnden Sterne ausgestreut, und das dämmernde Licht, welches sie und der noch hinter den Bergen stehende Mond spendeten, war hinreichend, um auch ferner liegende Gegenstände ziemlich deutlich unterscheiden zu können.

Da, wie gesagt, stockten Johanna die Worte, als sie eben sprach; wie in eine Bildsäule verwandelt, blieb unbeweglich auf dem Balkon stehen und deutete mit der erhobenen Hand sprachlos auf die Mosel hin.

»Was ist?« fragte Sarah angstvoll und schmiegte sich fester an die plötzlich so still gewordene Cousine an.

Da stieß diese einen tiefen und langen Seufzer aus, ihre Brust hob sich hoch und sie sagte mit leise, zitternde Stimme:

»Sarah, sie sind da! Da – da liegt das Schiff, ich sehe es ganz klar, obgleich es das verabredete Zeichen, die grüne Laterne am Flaggentopp, noch nicht trägt.«

Sarah folgte mit ihren scharfen Augen der deutenden Hand und da sah auch sie das Schiff drüben vor Anker liegen, das mit seiner lichtbraunen Farbe sich merklich von dem dahinterliegenden dunkelgrünen und tiefer beschatteten Lande abhob. In demselben Augenblick aber, als sie es sah, sahen beide Mädchen noch etwas Anderes, eben das verabredete Signal, denn rasch hob sich am Mast die grüne Laterne empor und gleich darauf fiel ihr heller Schein über den Fluß, sich wie die Sterne am Himmel darin spiegelnd.

»Sie sind es!« jauchzte Johanna noch einmal auf, »aber nun komm in mein Zimmer, damit Dein Vater unsere Stimme nicht hört und auf das Schiff aufmerksam gemacht wird. Ich möchte nicht, daß er es heute noch sieht, obgleich er ja keine Ahnung davon haben kann, was die grüne Laterne darauf bedeutet, da ja oft genug andere Schiffe im Strome vor Anker liegen und eine solche tragen. Nein, mit meinem Willen soll er es heute noch nicht sehen und erst morgen wollen wir früh aufstehen und zu ihm in den Garten gehen, um zu beobachten, welche Wirkung es auf ihn übt, wenn sein Blick zum ersten Mal darauf fällt.«

Ohne zu antworten, das Herz übervoll und in der Brust schlagen fühlend, folgte Sarah der geleitenden Cousine und nun holte diese ein gutes Rohr hervor, schraubte den Nachtspiegel ein und schaute anhaltend hindurch, um wo möglich jede Kleinigkeit auf der Moselnixe wahrzunehmen. Indessen konnte sie nichts und Niemanden darauf erkennen; die Entfernung, denn die Mosel war hier ohne das dazwischen liegende Land allein über vierhundert Fuß breit, war doch zu groß, und nur dann und wann bemerkte sie, wie einen hin und her schwebenden Schatten, eine menschliche Figur sich auf dem vorderen Oberdeck bewegen, da die beiden Freunde, die sich längst wieder auf dem Schiffe eingefunden, auf dem hinteren Deck wohlgeschützt standen und, wie die Mädchen im Nußhof, mit ihren guten Nachtgläsern nach dem Lande und dem einsam gelegenen Hause schauten.

»Siehst Du Etwas?« fragte Sarah mit beklommenem Athem, da Johanna das Glas nach ihrer Ansicht unverantwortlich large vor den Augen behielt.

»Nein, ich sehe nichts Besonderes,« lautete die Antwort nach einer Weile, und das Glas vom Auge absetzend, reichte Johanna es Sarah hin. »Da nimm Du es und betrachte Dir nun auch das reizende kleine Ding, welches die theuersten Menschen in seinem Innern birgt, die wir Beide auf Gottes weiter Erde besitzen.«

Sarah nahm das Glas mit bebender Hand und hielt es vor das Auge, aber ihre innere Bewegung und Unruhe waren zu groß, sie sah noch viel weniger als Johanna und konnte kaum irgend einen Punkt des Schiffes festhalten, da sie sogar das Ganze immer wieder bald verlor, denn ihre Hand zitterte stark. Endlich setzte auch sie es ab, legte es auf einen Tisch und sank auf einen Stuhl, die Hände im Schooß zusammenfaltend und den schönen dunklen Kopf auf die Brust neigend.

Johanna warf einen halb freudigen, halb bedauernden Blick auf die so schweigend und erschüttert Dasitzende, denn ihr gutes Herz, obgleich es insgeheim frohlockte, empfand doch die Angst und Sorge mit, die ihre Cousine verzehrten. Dann kniete sie vor ihr nieder, umfaßte sie innig und legte ihren Kopf sanft an die hochathmende Brust des armen Mädchens, im Augenblick nicht wissend, wie sie den sichtbaren Gefühlssturm im Herzen desselben beschwören solle.

»Sarah,« flüsterte sie endlich mit leisem Schmeicheltön, »senke deinen Kopf nicht so tief, sondern erhebe ihn

lieber und ermanne Dich. Unsere Freunde sind ja endlich gekommen, und nun werden wir bald das gute Erde des herber Arfangs sehen.«

»O mein armer Vater!« seufzte Sarah aus tiefstem Herzen auf.

»Dein *armer* Vater, sagst Du? Preise ihn vielmehr glücklich, Mädchen, daß er bald von seinem Erdjammer erlöst und wieder ein freier, frischer und fröhlicher, von den Seinen geliebter und geschätzter Mann wird, was er, wenigstens nach *seinem* Dafürhalten, so lange nicht gewesen ist. Ja, preise ihn glücklich, denn nun können wir schon die Stunden berechnen, in denen Jan wiederkommen und das große Erlösungswerk an ihm beginnen wird.«

»Ach ja, ich glaube es wohl,« fuhr Sarah schon etwas gefaßter fort, »aber bedenkst Du auch wohl die Aufregung in die er versetzt werden wird, wenn Jan zu ihm tritt und sein schweres Werk an ihm beginnt?«

»Wenn mit der Aufregung wie Du sie fürchtest, eine Freude verbunden ist, wie ich sie im Hintergrunde auftauchen sehe, liebe Sarah, dann braucht man sie wahrhaftig nicht zu fürchten. Verlaß Dich darauf, ich kann es Dir nicht oft genug wiederholen, die beiden Männer werden Mittel bei ihm anwenden, die ihn weniger niederdrücken als erheben, und er selbst wird bald seine Freude über ihr Erscheinen äußern.«

»Wollte Gott, daß Du Recht hast,« schluchzte Sarah, von ihren Gefühlen übermannt, brach in Thränen aus

und fiel der Freundin um den Hals. Diese küßte sie innig und wiederholt und sagte dann mit ihrer sanftesten Stimme:

»Sarah, soll ich die Nacht bei Dir zubringen, um Dich zu trösten, zu ermuntern? Sprich nur ein Wort und ich gehe gleich mit Dir hinab.«

Da stand Sarah vom Stuhle auf, richtete ihre prachtvolle Gestalt fast majestätisch in die Höhe und schaute die Freundin mit ihren flammenden Augen durchdringend an, wobei sie so schön aussah, wie diese sie noch nie gesehen.

»Nein, Johanna,« sagte sie mit edlem Stolz, »Du sollst nicht von mir sagen können, daß ich verzage, wenn Gottes Allmacht mit seiner Hülfe so nahe ist. Sieh, jetzt habe ich den ersten Schreck überwunden, und der Muth und die Hoffnung, die in Deinem Kopf und in Deinem Herzen wohnen, sind auch in die meinigen übergegangen. Nein, bleibe ruhig in Deinem Bett und ich werde mich in das meine legen. Was möchte mein Vater morgen denken, wenn er erführe, daß Du mir diese Nacht Gesellschaft geleistet. Ich bin jetzt gefaßt und, glaube mir, ich werde es morgen noch mehr sein, denn nun da der Kampf wirklich beginnt, vor dessen erstem Ausbruch ich nur gezagt, zage ich nicht mehr. Du wirst mich zu Allem entschlossen an Deiner Seite finden, wenn es gilt, meinem guten Vater beizustehen und ihm zu dem so lange verlorenen Lebensglück wieder zu verhelfen.«

Johanna sah Sarah mit einem triumphirenden Blick innerer Befriedigung an. »So,« sagte sie innig, »so sehe ich

Dich gern und so habe ich Dich gewollt. Nun mag kommen was will, nun sind wir zu Allem gerüstet und jetzt wollen wir schlafen gehen, um einen Tag zu erwarten, wie wir hoffentlich noch keinen schöneren in unserm Leben gesehen haben.«

Sie umfaßte sie noch einmal, drückte sie fest an sich und küßte ihre süßen Lippen. Dann trennten sie sich und Sarah glitt leise die Treppe hinab, um ihren Vater nicht zu stören, der, wie sie von einer wachenden Magd erfuhr, noch immer im Zimmer bei seiner Arbeit saß.



Die kurze Sommernacht war rasch verstrichen und ein herrlicher klarer Morgen darauf gefolgt. Nur die Hitze war schon in frühster Stunde auffallend drückend und kein Tropfen Thau auf die danach schmachtenden Gräser und Blumen gefallen.

Wie er es alle Tage that, trat Jacob van der Myers auch an diesem Morgen um sechs Uhr die Treppe herab und ging in den Garten, um seine Lieblinge zu begrüßen, aber seine Augen flogen bald nach dem Himmel empor, da ihm zuerst die ungewöhnliche Hitze aufgefallen war.

»Na,« sagte er zu sich, nachdem er ringsum den Horizont betrachtet, »das ist ja schon sehr heiß. Und daß kein Thau gefallen, behagt mir gar nicht. Es wird gewiß bald ein Gewitter geben und wir können es gebrauchen; auch die Weinstocke bedürfen des erfrischenden Regens, da ihre Blüthezeit glücklich vorüber ist.«

Gedankenvoll und immer noch von Zeit zu Zeit den Himmel musternd, an dem bis jetzt kein Wölkchen zu sehen, schritt er den breiten Mittelweg des Gartens hinab, bis er an das Gitter an der Landstraße kam und nun erst seine Augen auf den ruhig vorüberrollenden Strom fallen ließ. Aber da schaute er plötzlich verwundert auf, denn in diesem Augenblick hatte auch er zum ersten Mal das friedlich vor Acker liegende Schiff am jenseitigen Ufer erfaßt.

»Was ist das?« sagte er, stillstehend und scharf über die Mosel hinüberschauend. »Das ist kein gewöhnliches Moselschiff, und woher ist es so plötzlich gekommen? Ah, es wird die Nacht benutzt haben und ist stromabwärts gesegelt, denn sein Bug sieht nach Coblenz hin. Wahrscheinlich kommt es von Trier. – Aber wie,« fragte er sich weiter, nachdem er sein mit den verschiedenen Schiffsbauten vertrautes Auge eine Weile darauf hatte ruhen lassen, »ist denn das ein Last- oder überhaupt ein Handel treibendes Schiff? Nein, das ist es gewiß nicht. Und wie denn? Es trägt ja ein breites Gaffelsegel an seinem kurzen Mast, gerade – ha! – wie eine holländische Yacht, und sieht aus – sieht aus wie ein herrschaftliches Kanalboot in – ja, in Rotterdam!«

Und er faßte sich an die mit einem Mal klopfende Stirn, als wolle er die dahinter aufsteigenden regellosen Gedanken ordnen und sich aus dem wachen Traume, in den er so plötzlich verfallen, in die greifbare Wirklichkeit zurückversetzen. Aber seine Augen, sich mehr und

mehr erweiternd, starrten unaufhörlich nach dem jenseitigen Ufer und dem niedlichen Schiffe hinüber, das ihm, je länger er darauf hinblickte, immer reizender und verlockender erschien.

Mit bebender Hand faßte er endlich in seine Tasche und zog den Gartenportenschlüssel hervor, den er stets bei sich trug. Rasch hatte er die Thür geöffnet, ließ sie, was er sonst nie that, hinter sich weit offen stehen und trat, über die Landstraße fortschreitend, auf den grünen Hang, der an das Moselufer hinabführte, um das so plötzlich vor seine Augen gezauberte Schiff aus möglichster Nähe zu betrachten.

Als er aber wieder eine Weile darauf hingeschaut, wandte er sich, einem schnellen Entschlusse folgend, nach dem Hause um, lief in sein Zimmer und holte sein Fernglas herauf, das er, schon während des Ganges nach der Mosel zurück, auseinander zog, um es für sein Auge passend zurechtzustellen. Und so stand er jetzt und schaute durch das Glas nach dem Schiffe hinüber, um jeden einzelnen Gegenstand an seinem Bord, auf seinen Galerien, seinen Decken zu studiren.

»O,« sprach er dann mit leise bebender Stimme, »das ist augenscheinlich mit seinen neuen gestreiften Sonnenzelten, an deren Stengen ich deutlich die zierlichen Quasten wahrnehme, ein herrschaftliches Schiff, indessen was mag es hier zu suchen haben? Ei sieh da, auf dem oberen Hinterdeck liegt ja ein förmlicher Garten mit Blumen und edlen Gewächsen, und ich erkenne sogar eine blühende Granate, Myrthen und einen Orangenbaum,

an dem goldgelbe Früchte hängen. Aber merkwürdig, – kein Mensch ist an Bord zu sehen – und doch, ja, da gehen einige sehr zierlich gekleidete Matrosen hin und her – und wie? Was machen sie denn da? Aha, sie ziehen eine Flagge auf, wie mir scheint.«

Er hatte ganz recht gesehen. An Bord, von wo aus man schon am frühen Morgen den Nußhof so scharf beobachtete, wie jetzt von diesem aus das Schiff, machte sich im etwas tief liegenden Segelwerk zwischen den beiden Cajüten einige Bewegung bemerklich und man war in der That beschäftigt, als ersten Gruß der Moselnixe, eine längst zur Hand gelegte Flagge aufzuziehen.

Der alte Herr am Lande, dessen Inneres schon jetzt, er wußte selbst nicht warum, tief bewegt war, schaute unausgesetzt nach dem auf dem Schiffe sich zutragenden Manöver hin und er bemerkte jedes Einzelne und verstand Alles, was vorging, sehr richtig. Plötzlich aber zuckte er wie in jähem Schreck zusammen, ließ das Glas vom Auge sinken und blickte sich nach seinem Hause und der dasselbe umgebenden Nachbarschaft um, ohne jedoch zu finden, was er daselbst zu suchen schien.

»Was ist denn das?« sprach er in abgerissenen Sätzen und mit kurzem Athem weiter. »Sie ziehen ja die Flagge bald auf, bald nieder, als grüßten sie Jemanden. Wen grüßen sie denn hier? Es ist ja Niemand da als ich – und mich – mich können sie doch nicht grüßen. – Aber halt,« fuhr er nach einer Weile fort, »da ziehen sie sie ganz empor und da – da schwebt sie am Flaggentopp und der leise Morgenwind auf dem Fluß bläst sie schon ein wenig

auf. Doch – was sehe ich? Roth – Weiß – Blau in breiten horizontalen Streifen – o mein Gott, das ist ja die holländische Flagge – und sie grüßt? Wen denn, wen? frage ich.«

In der That, der leichte Wind, der Morgens gewöhnlich über dem Strome und daselbst weit stärker als am Lande wehte, faßte das schwere Tuch der offenbar ganz neuen Flagge und blähte es langsam auf. Die Falten entrollten sich zwar schwerfällig, aber die drei Farben erkannte man deutlich, selbst mit bloßen Augen.«

Jacob van der Myers, der sein Glas schon wieder vor das Auge gehalten hatte, ließ es abermals sinken und starrte, jetzt schon mächtig erschüttert, auf den ihm unerklärlichen Vorgang hin. »Gott, mein Gott,« wiederholten seine Lippen, was ihm im innersten Herzen erklang, »ja, wie Du willst, ich – beuge mich. Es sind wirklich und wahrhaftig Holländer, die mir so nahe liegen, aber was sie hier wollen, das – begreife ich nicht.«

In diesem Augenblick hörte er hinten sich sanfte Stimmen erschallen und rasch drehte er sich um, den bereits erkannten Mädchen bis in den Garten entgegenzugehen.

Langsam und mit höchst bedächtigen Schritten, als hielte eine unbewußt über ihnen waltende Macht ihre Füße zurück, kamen sie näher heran, die ihrerseits auch schon lange von Johanna's Balkonfenster aus das Schiff mit klopfenden Herzen betrachtet hatten. Sarah sah merkwürdig bleich aus, aber mit ihrer inneren Erhebung hatte sie Wort gehalten, ihr Herz war gefaßt, obgleich es noch immer heftig schlug, und sie gab sich die

größte Mühe, dem nichts ahnenden Vater so unbefangen wie möglich entgegenzugehen. Johanna dagegen zeigte heute ein ungewöhnlich geröthetes Gesicht und kaum konnte sie ihre Aufregung so weit bemeistern, daß sie den Antheil, den sie an allem Vorgehenden nahm, nicht durch eine stürmische und auffallende Lebhaftigkeit verrieth. Aber da kam ihr ihr leicht bewegliches Blut zu Hülfe und, ihre Erregung in ein heiteres Gewand kleidend, trat sie, wie zum Scherze geneigt, an den ihr nahe kommenden Onkel heran, der in seiner eigenen Erregung und nicht das geringste Arg gegen die Mädchen hegend, weder die Blässe der Einen, noch die glühenden Wangen der Anderen bemerkte.

»Guten Morgen, lieber Onkel,« sagte Johanna zuerst und küßte den alten Mann leicht auf die Wange, aber dann machte sie Sarah Platz, die mit herzlicher und kaum gemäßigter Innigkeit auf den Vater zueilte, ihn mit ihren Armen umschlang und ihn lebhafter denn gewöhnlich küßte, worauf er jedoch eben so wenig wie auf ihr Aussehn achtete. Denn kaum war diese erste Begrüßung vorüber, so faßte er beider Mädchen Hände und zog sie nach dem Gitter hin, das noch immer offen stand, und trat sogar mit ihnen an das Ufer hinaus, und alles dies mit einer Hast, daß Beide auf der Stelle die erste bedeutende Wirkung der Erscheinung der Moselnixe auf ihn bemerkten.

»Kommt einmal her,« sagte er eilig, »und da seht! Was ist das, Johanna? Sieh es Dir an, Du mußt es genauer und besser kennen als Sarah, nicht wahr?«

Johanna erschrak, denn sie verstand ihn im ersten Augenblick nicht ganz und erröthete so heftig dabei, daß es gut war, daß Jacob van der Myers seine Blicke jetzt nur auf das Schiff gerichtet hielt.

»Kennen soll ich es?« fragte sie fast tonlos. »Wie meinst Du das?«

»Ach so, versteh mich recht,« fuhr er fort. »Ich meine, Du mußt die Art dieser Schiffe kennen und auch die Flagge, die es trägt.«

»Ja sie,« erwiderte Johanna gedehnt indem sie des Schiff schärfer in Augenschein nahm und sich allmählig von ihrem ersten Schreck erholte, »ja, ja. nun verstehe ich, und es sieht gerade so aus wie eine holländische Kanalyacht und die Farben der Flagge – ja, die Farben – sind sie nicht roth, weiß und blau?«

»Nun natürlich sind sie das, siehst Du es nicht, die Du doch sonst Augen wie ein Falke hast? Also was ist das für ein Schiff?«

»Jedenfalls ein holländisches!« brachte Johanna mit Mühe hervor, »und zwar gerade so eins, wie wir sie oft auf unseren Kanälen bei Lustfahrten von reichen Leuten gebrauchen sehen.«

»Aha, siehst Du. Nun, das meine ich auch. Aber eine andere Frage ist die: was hat dies Schiff zu bedeuten? Wie kommt es hierher und zu welchem Zweck? Denn daß es kein gewöhnliches Frachtschiff ist, um an der Mosel Geschäfte zu treiben und Güter herauf und hinunter zu bringen, das läßt sich doch wohl auf den ersten Blick an seiner ganzen äußeren Eleganz erkennen.«

»Ja, das weiß ich nicht,« erwiderte Johanna unbestimmt und etwas zaghaft, und drückte dabei Sarah's Arm, die sich neben sie gestellt, fest an sich, gleichsam dadurch ihre eigene innere Aufregung zu dämpfen und zugleich, um Sarah zur Standhaftigkeit zu ermahnen.

Jacob van der Myers schüttelte den Kopf. »Und merkwürdig, sehr merkwürdig ist es,« fuhr er fort, »daß es eben, wie ich hier an das Ufer trete, die Flagge aufzog und mehrere Male auf und nieder holte, gerade so, als ob es mich grüßen wolle.«

»O, das ist doch wohl nur ein Zufall,« entgegnete Johanna, nun schon beherzter werdend. »Möglich ist es aber auch, daß die Schiffer Dich gesehen und Dir wirklich einen Gruß haben zukommen lassen wollen.«

»Aber wie kämen sie dazu, Kind? Erkläre mir das, da Du doch ein so kluges Mädchen bist.«

»Was ist da viel zu erklären?« versetzte Johanna, nun ganz beherzt und wieder zu ihrer gewöhnlichen Munterkeit zurückkehrend. Es kann ja auch sein, daß dies ein wirkliches holländisches Lustschiff ist, das sich ein reicher Mann hat bauen lassen, um bequem die herrliche Mosel zu befahren, und da ist er auch hierhergekommen und sieht sich Eure schöne Gegend mit der malerischen Ruine der Landshut an.«

»Das ist möglich,« sagte der alte Herr gedehnt. »Ja, so wird es wohl sein, Du hast Recht. Und wenn es so ist, dann brauchen wir uns wahrhaftig nicht weiter darum zu bekümmern oder noch weniger uns die Köpfe darüber zu zerbrechen. So, nun habe ich das Ding lange genug

angeschaut und – und – Ihr könnt uns endlich das Frühstück besorgen.«

Beide Mädchen sprangen leichtfüßig davon, von Herzen froh, daß diese erste und schon lange gefürchtete Scene überstanden und so glücklich abgelaufen war. Als sie aber bald darauf wieder in den Garten traten, den Tisch unter dem Nußbaum und dann eine Magd den Kaffee brachte, sahen sie den Vater sehr still und nachdenklich schon am Tische sitzen und von Zeit zu Zeit immer wieder einen Blick nach dem räthselhaften Schiffe werfen. Auch genoß er sein Frühstück in vollkommenem Schweigen, sah keins von den Mädchen mehr an und als diese ebenfalls schwiegen und sich anzublicken vermieden, stand er plötzlich auf und sagte:

»Hm! Es ist ein sehr heißer Morgen und oben auf den Bergen wird die Gluth noch stärker sein. Aber ich will doch hinauf und sehen, was meine Weinstöcke machen. Sie können jetzt Regen gebrauchen. Guten Morgen, Kinder!«

Keiner war froher, da er ging als diese, denn nun konnten sie sich wieder ungestört ihren Betrachtungen hingeben und ihr immer noch übervolles Herz vor einander ausschütten und sich Muth für das Kommende einsprechen. Der Vater dagegen stieg langsam den steilen Berg hinter dem Hause hinan, doch wie man wohl hätte bemerken können, betrachtete er heute nicht mit der gewöhnlichen Aufmerksamkeit seine Weinstöcke, vielmehr blieb er auf jedem Absatz längere Zeit stehen, wandte sein Gesicht der Mosel zu und blickte nach dem still vor

Anker liegenden Schiffe hinüber, als ob er es nicht genug betrachten könne und ihm eine innere Stimme zuflüsterte, daß es auch für ihn irgend etwas Bedeutsames an seinem Bord beherberge. Auch gab er einmal seinen Gedanken darüber Ausdruck, indem er wieder stillstand, nach dem Ufer drüben schaute und sagte:

»Es mag Alles gut und richtig sein, ja, aber der Flaggengruß, der Flaggengruß, was hatte wohl der zu bedeuten? Wem galt er? Mir oder einem Anderen? – Mir? O nein, wie sollte er! O, so wird er wohl Anderen gegolten haben, die ich freilich nicht gesehen, und so will ich mich denn nicht länger dabei aufhalten. Was nützte es auch? Aber ein holländisches Schiff, eine holländische Flagge, o wie die auf mich gewirkt und mein altes Herz von Neuem im Flammen gesetzt haben! Ja, ja, ja, ich hänge noch immer sehr, sehr, mit tausend Banden an Holland und doch, doch ist es mir für immer verloren. Ach!«

Tief aufseufzend schritt er langsam den ganzen Berg hinan und sogar bis zur seitwärts liegenden Ruine klomm er hinüber, um sich auch da im Schatten des alten, mit Epheu bewachsenen Gemäuers niederzusetzen und das gleichmäßig ruhig liegende Schiff, das ihm mit jedem Augenblick reizender und verlockender erschien und seine Empfindungen wirr durch einander warf, von der Höhe aus zu betrachten. –

Und so blieb das Schiff den ganzen Tag in seinem sicheren Hafen liegen und nichts geschah, was irgend ein Licht auf den Zweck seines Daseins und auf seine Bewohner hätte fallen lassen können. Warum das so war, das

wußte von allen im Nußhof Wohnenden Johanna allein, aber sie ließ sich nichts mehr darüber merken, verharrte den ganzen Tag, wie der Onkel und die Cousine, im tiefsten Schweigen und zeigte nur Jedem, der ihr in den Weg trat oder dem sie irgend einen kleinen Dienst leisten konnte, das freundlichste Gesicht. Im Stillen aber sehnte sie sich unendlich, daß die Stunden des Tages schneller verfließen möchten, denn sie wußte ja, daß der nächste Hauptangriff auf das Herz des bereits genügend aufgeregten Onkels auf den beginnenden Abend verlegt war.

Allein auch dieser aus verschiedenen Ursachen Allen gleich peinliche Tag verging endlich und der Abend kam allmählig heran, auf seinen leisen Schwingen sein Dämmerlicht und seine friedliche Stille herantragend.

Es war die Zeit des Abendessens gekommen und da es noch immer sehr warm und windstill und nichts von einem Gewitter zu bemerken war, so hatte man den Tisch unter dem Nußbaum dazu gewählt. Man wollte sich eben daran niederlassen, die Flasche Wein stand schon an ihrer Stelle vor dem Hausherrn, da geschah endlich was Johanna längst vorausgesehen und mit heimlicher Sehnsucht erwartet, und zwar war es diesmal ihr Onkel, der den neuen Vorgang zuerst bemerkte, da er nur zu häufig das Auge auf das Schiff gerichtet hielt, obgleich er in den letzten Stunden kein Wort mehr darüber gesprochen hatte. Bei dem ersten Blick aber, der ihn belehrte, daß etwas Neues auf dem Schiffe sich begab, hatte er seinen Platz unter dem Nußbaum verlassen und war, von Sarah und Johanna gefolgt, wieder an das Gitter getreten, um nach

der Mosel zu sehen, die vom Licht des heraufdämmern- den Abends noch hell genug beleuchtet war, um jeden Vorgang auf ihr deutlich erkennen zu lassen.

Mit dem Glockenschlage halb neun Uhr nämlich, und das war gerade der Moment, als Jacob van der Myers darauf aufmerksam wurde, kam von der Backbordseite des Schiffes, die dem jenseitigen Ufer zugekehrt lag, das kleine Boot hervor und man erkannte deutlich, daß es von zwei Männern langsam über den Strom gerudert wurde. Und merkwürdig genug für den haarscharfen Beobachter am Lande, nahm es seinen Cours gerade auf den Nußhof zu und als es ihm nahe gekommen sah man an den in seinem Fahrwasser bisweilen aufspritzenden Wellen, daß es ein langes Tau hinter sich herzog.

Endlich war es dicht an's Ufer gelangt und fuhr zwischen die beiden tief in den Strom hineinragenden und ziemlich weit auseinanderstehenden Kribben hinein, die unmittelbar vor dem Nußhof lagen und gewissermaßen die seitlichen Gränzen desselben auch im Flusse bezeichnen. Mit ruhigen aber kräftigen Riemenzügen steuerten die beiden Matrosen auf die vom Hause zur Linken gelegene Kribbe zu und fuhren eine Strecke in den Zwischenraum hinein, bis sie endlich, nach ihrer Meinung weit genug vorgerückt, das Boot anhielten und landeten, worauf ein Mann es verließ, um auf die Kribbe zu steigen. Und jetzt sah man, daß er das mitgebrachte Tau durch den großen eisernen Ring zog, der auf dem Steindamm

in einen festen Block eingeschmiedet war, und gleich darauf machte die Moselnixe eine Bewegung mit ihrem Spiegel, indem sie ihn dem diesseitigen Ufer zukehrte, jedenfalls dem Zuge folgend, den mehrere Männer an Bord dadurch ausübten, daß sie das Tau an sich zogen und so auch mit dem großen Schiffe der Stelle zustrebten wo das kleine Boot bereits lag.

Jacob van der Myers hatte diesem Vorhaben lange Zeit mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugesehen und bald begriffen, um was es sich hier handelte.

»Was ist das?« sagte er laut zu den beiden mit hochklopfenden Herzen neben ihm stehenden Mädchen. »Seht Ihr es wohl?«

»Ja, ich sehe es, was thun sie?« fragte Sarah beklommen.

»Oho,« erwiderte der Vater, »ich begreife es wohl, und wie hübsch und flink sie das machen! Das sind geübte und wohlgeschulte Schiffer, und Aehnliches kann man auf allen großen Strömen sehen, die so heftig wie der Rhein und die Mosel rollen. Sie warpen das große Schiff herüber und da sie keinen Wurfanker auswerfen können, weil der Strom hier zu stark und das Strombett zu felsig und steinig ist, so bedienen sie sich des Ringes auf unserer Kribbe als eines solchen und – seht es doch an – das Schiff kommt, vom Strome gedrängt, ganz von selbst herüber, da das Tau es ja nicht abwärts schwimmen läßt. – Aber mein Gott,« fuhr der alte Herr wieder in größerer Erregung fort, »warum thun sie denn das? Sie wollen

sich doch am Ende nicht gerade vor unsern Nußhof vor Anker legen und die Nacht über hier zubringen?«

»Dürfen sie das nicht?« fragte Johanna mit heimlichem Frohlocken? »Ich dünkte doch, Onkel, das Wasser ist ja Jedermanns Eigenthum und sie verletzen Niemandes Hausrecht damit. Oder gehört vielleicht Dir das Wasser zwischen den vor dem Nußhof liegenden Kribben?«

»Mir? Nein, Kind, mir gehört es nicht und ich bekümmere mich überhaupt nicht darum, wer hier anlegt, was ja jeder nach seinem Belieben thun kann. Der Ring an den Kribben ist ja gerade für dergleichen angebracht. Aber seltsam, höchst seltsam ist es doch, und wahrhaftig, da sind sie –«

Sein Athem stockte, als er dies sprach und mit hochklopfender Brust und auf jeden einzelnen Vorgang achtenden Augen schaute er auf das neue Schauspiel hin.

Das Schiff war allmählig dem, von den Männern an Bord immer kräftig angezogenen Taue gefolgt, und bald fuhr es zwischen die Kribben ein. Sein Spiegel lag schon ganz in dem ruhigen Wasserbecken, etwa zwölf Schritte vom Ufer entfernt, wo die Wassertiefe für seinen flachen Kiel noch genügend war, nur sein Bug sah nach dem Strom; aber schon waren mehrere Matrosen dahin geeilt und stießen ihn mit langen Hakenstangen herum und bald lag auch er ruhig innerhalb der Kribben, die Anker rasselten vorn und hinten nieder und die beiden Männer in dem kleinen Boote befestigten außerdem noch ein vom Buge herabgeworfenes Tau an einen zweiten Ring

auf der nächsten Kribbe, was Alles mit einer Schnelligkeit und Geschicklichkeit geschah, daß man wohl merkte, wie geübt die Schiffer an Bord in solcherlei Vorkehrungen waren.

So lag die Moselnixe denn mit ihrer Steuerbordseite längs dem Ufer so still und friedlich vor dem Nußhof, wie sie noch kurz vorher am jenseitigen Lande gelegen, und die drei sie so genau beobachtenden Menschen im Garten schauten mit ungetheilter Aufmerksamkeit hochklopfenden Herzen darauf hin. Da, plötzlich, als das Schiff kaum vor Anker lag, erhellten sich alle seine Fenster, und die grüne Signallaterne flog wieder am Maste empor, nachdem die Flagge vom Topp eingezogen war. Auch am Buge und am Spiegel wurden zwei helle Weißlichter aufgehißt, um Jedermann auf dem Strome – und am Lande damit ein Zeichen zu geben, daß hier ein Schiff vor Anker liege.

Alles an Bord aber blieb still, kein Mensch regte sich mehr darauf, sobald die Schiffer ihre Arbeit verrichtet hatten und in des Innere des Schiffes zurückgekehrt waren.

Jacob van der Myers stand noch kopfschüttelnd am Gitter und starrte sprachlos auf das Fahrzeug hin, das ihm immer schöner und reizender schien, je mehr er die Eleganz seines Baues und die Regelmäßigkeit aller seiner Bewegungen erkannt hatte. Endlich aber zupfte ihn Johanna am Arm und mit ihrer süßesten Stimme bat sie ihn, in den Garten zurückzukehren, wo die Windlichter in ihren Gläsern schon auf dem Tische brannten und das Mahl aufgetragen war.

Wie aus einem tiefen Traum erwachend, löste sich der alte Herr endlich von dem seltenen Anblick los, und gleichsam mit innerem Widerstreben folgte er langsam den beiden Mädchen, die ihn unter die Arme gefaßt hatten und nach dem Tische im Garten führten.

»Trink ein Glas Wein, ich habe den besten heraufgeholt,« sagte Johanna leise, »das wird Dich wieder erheitern, lieber Onkel.«

Er sah die Redende groß an. »Erheitern, sagst Du?« fragte er. Glaubst Du etwa, daß ich traurig bin? O nein, Kind, ich bin nur erstaunt, verwundert, über das, was ich gesehen und begierig, zu wissen, was es zu bedeuten hat. Aber Du hast Recht, gib den Wein her, mir klebt die Zunge am Gaumen und weißt Du was? Laß lieber gleich noch *eine* Flasche bringen, wir wollen die Flagge dort, wenn gleich sie sie eingezogen haben nach unserer Art begrüßen, denn – mag es sein wie es will – ich bin und bleibe ein Holländer und so sage ich: ›Gott segne mein Vaterland!‹«

Johanna sprang selbst nach dem Hause, eilfertiger denn je; als sie aber nach einer Weile wiederkam, trug sie außer der Flasche noch etwas Anderes unter dem linken Arm, was viel schwerer war.

»Was hast Du denn da?« fragte der alte Herr, und doch sah er schon, was Johanna aus dem Hause geholt. »Ich habe Dein Horn mitgebracht,« erwiderte sie lächelnd. »Wenn Du denn doch Deine und meine Flagge mit einem Glase Deines besten Weines begrüßen willst, so sollst Du es nachher auch mit Deinem Horne thun. Das wird die

Bewohner des Schiffes erfreuen, denn wie Du, bläst doch kein Mensch mehr auf der Welt.«

Der alte Herr nickte lächelnd, aber es war ein sehr wehmüthiges Lächeln, und dann trank er das Glas schnell aus, nachdem er es an denen der Mädchen hatte erklingen lassen, ein Klang, der von den Ohren in der Moselnixe vernommen wurde, denn dort an geeigneten und den Augen der Landbewohner unzugänglichen Plätzen standen zwei wachsame Männer, die mit ihren Nachtgläsern so scharf nach jedem Vorgange am Lande späheten, wie die Bewohner desselben vorher nach den Vorgängen auf dem Schiffe gespäht.

DRITTER BAND.

ERSTES CAPITEL. DER MOSELNIXE ABENDGRUSS.

Ein Abend, so schön und verführerisch, so zum Genuß aller Güter des Lebens verlockend, wie er es nur an den gesegneten Ufern des deutschen Rheines und der Mosel sein kann, war heute über das Berncastler Thal heringesunken. Wonnig warm war die Luft, kein Blatt an den Bäumen bewegte sich bei der herrschenden Windstille und friedliche Ruhe lag auf den schlummernden Bergen, dem stillen Thal und dem geräuschlos dahin rieselnden Fluß. Von der untergegangenen Sonne war der Himmel im Westen noch goldig und purpurn gefärbt und der Widerstrahl davon hauchte über die höchsten Weinberge der rechten Stromseite noch einen sanften rosigen Schimmer, der schön wie Märchenduft aus den altersgrauen Ruinen der kurfürstlichen Landeshut ruhte. Die Ufer gegenüber hüllten sich allmählig schon mehr und mehr in ihren bläulichen Abendschleier ein; zur Linken beschrieb die Mosel ihren gewaltigen Bogen nach Lieser hinüber, zur Rechten aber spiegelten sich die weißen Mauern des Hospitals mit seiner kleinen Kirche in dem dunkelgrün schimmernden Fluß, und weiter hinab sah man nur noch, wie am Horizont verschwimmende Wolkendünste, die weißen Häuser von Graach und dem Josephshof auftauchen. Dann und wann ließ sich von drüben, von links und rechts die durch die Ferne melodisch gedämpfte Stimme eines singenden Schiffers vernehmen. Bisweilen auch ruderte ein Nachen über den rieselnden

Strom und von Zeit zu Zeit hörte man das Rasseln der Ketten der hinüber und herüber fliegenden Fähre, die selbst in später Abendstunde noch ihre Schuldigkeit that.

Allmählig wurde es dunkler und dunkler auf dem Lande wie auf dem Wasser, bis endlich der langsam über die Berge heraufsteigende Mond mit seinem bläulichen Dämmerlicht Beides übergießt. Die Stille ringsum wurde erkenntlicher, das Schweigen feierlicher. Je dunkler es aber wurde, um so heller hoben sich die erleuchteten Cajütenfenster der Moselnixe von ihrer Umgebung ab, Alles jedoch blieb still an Bord, wie es vorher gewesen, und kein Mensch, selbst kein wachhaltender Matrose mehr war darauf zu sehen, als ob sie alle im inneren Raum zu irgend einem Zweck versammelt wären.

Im Garten unter den Nußbäumen hatte man eben das Nachtmahl beendet und das letzte Glas auf das Gedeihen der guten alten Heimath da drüben am Ausgang des Rheins geleert. In gehobener Stimmung, das Herz mit milder und weicher Rührung erfüllt, war Jacob van der Myers von seinem Platze aufgestanden und, von seiner Tochter und Johanna unter die Arme gefaßt, wieder nach dem Gitter hingetreten, wo sie nun in der geöffneten Thür standen und mit Gedanken und Empfindungen, die bei allen Dreien schwer zu schildern, aber wohl nachzufühlen sein möchten, auf das Schiff hinüberblickten, das den alten Herrn heute, nicht beängstigend und beklemmend, wie man wohl befürchtet, sondern überaus innig und wohlthuend an seine unvergeßliche, über Alles geliebte Heimath erinnert hatte.

Da, als sie im tiefsten Schweigen und nur mit rege pochenden Herzen auf das Schiff schauten, wurden sie plötzlich alle Drei auf das Tiefste ergriffen und erschüttert, denn nachdem drei Raketen, eine rothe, eine weiße und eine blaue, mit zischendem Geräusch in die Luft geflogen waren, ließ sich etwas ganz Neues, Unerwartetes, unsäglich Schönes, ja Berauschesendes vernehmen.

Vom oberen Hinterdeck des Schiffes her, welches durch das Tag und Nacht darüber ausgespannte Sonnensegel tief beschattet und durch keine künstliche Beleuchtung wie die darunter gelegene Kajüte erhellt war, ließ sich plötzlich die Stimme eines Instrumentes vernehmen, die, als sie anhub, ganz leise und fast zitternd erklang. Allmähig aber schwoll sie zu einem festeren und volleren Ton an und alsbald erkannten die musikalisch gebildeten Ohren der Zuhörer am Lande, daß es ein Violoncell war, und zwar, wie man von Augenblick zu Augenblick sich mehr überzeugte, von einer Meisterhand gespielt, wie man es selten nur vernimmt. Mochte nun der stille Abend, die feierliche Stimmung der Zuhörer oder die entzückende Umgebung des geheimnißvollen Schiffes dazu beitragen, genug, die Wirkung davon war eine ungemein ergreifende, ja fast bezaubernde. Das Musikstück, welches der Virtuos hören ließ, schien anfangs nur eine freie Phantasie zu sein und aus dem sanften Adagio gingen seine Töne allmähig in eine lebhaftere, rauschendere Weise über, so daß sie mächtig anschwellen und schon jetzt

das schlafende Echo des Berge weckten. Mit einem Male aber schlug diese Weise, die keine besondere Melodie verrathen, in eine solche und bestimmtere um, und als der Spieler eine Weile seine Kunstfertigkeit in kühnen Bogenstrichen gezeigt, mischte sich plötzlich eine ebenso meisterhaft gehandhabte Geige mit ihrer schrilleren, aber ungemein zart organisirten Stimme ein, und nun setzte sich jene eben begonnene Melodie fort, in die endlich auch eine Clarinette einfiel, deren weiche, sich an das Herz schmiegende Laute gewissermaßen die Singstimme bei dem improvisirten Concert übernommen hatten.

Athemlos standen und lauschten die drei Zuhörer am Gitter, denn eine solche Musik hatten wenigstens Jacob van der Myers und seine Tochter lange oder vielleicht noch nie vernommen. Des Ersteren Hände hatten sich vor der Brust gefaltet und sein Kopf sich den ihn umschwirrenden und beraushenden Klängen zugeneigt. Sarah, dicht neben dem Vater stehend, hatte ihren Kopf an seine Schulter gepreßt, während ihr Arm seinen Leib umfaßte, was der entzückt und leidenschaftlich der Musik ergebene Mann gar nicht zu bemerken schien. Johanna dagegen stand hoch aufgerichtet mit weit geöffneten Augen da und starrte auf das so Schöne vollbringende Schiff hin, und dabei wogte ihr Busen und ihr Herz schlug ungestüm den wonnigen Tönen entgegen, da sie ja wohl wußte, wer die Spieler waren und was sie, die so fein geübten und geschulten Männer, zu leisten vermochten.

Da aber trat plötzlich eine kurze Pause ein, doch war sie zu kurz, als daß Jacob van der Myers in seiner Aufregung ein Wort hätte äußern können; auch fingen gleich darauf die drei Instrumente noch einmal ihr Werk an und diesmal war es ein Musikstück, ganz darauf berechnet, die schon genügend aufgewühlten Empfindungen in des alten Zuhörers Brust zu noch höheren Wellen zu treiben. Für ihn, den geborenen Holländer, war es ein Leichtes, es zu erkennen, denn es war ein nationales Lied, welches jedes Kind in Holland kennt, und das in seinen weichen getragenen Tönen wie in seiner Melodie das heimathliche Gefühl jedes Landsmanns ergreift.

Wohl zehn Minuten dauerte das vorgetragene Musikstück und man hätte ihm gern noch länger zugehört; als es aber endete, ließ die darauf folgende, jetzt noch viel tiefer erscheinende Stille in der ganzen Natur die eben ausgeklungenen Tonwellen noch bedeutsamer in den Gemüthern der Hörer nachhallen. Die Wirkung, welche die Spieler mit dem Vortrag dieses nationalen Liedes beabsichtigt hatten, war vollständig erreicht und eine unglaublich tief eingreifende. Jacob van der Myers fühlte sein ganzes inneres Leben und Sein von Grund aus aufgewühlt, er stand fast erstarrt und unbeweglich da und konnte kein Wort von sich geben, denn eine unaussprechlich weiche Rührung hatte seine Seele erfaßt, als ob alle Empfindungen, alle Erlebnisse seiner Kindheit, seiner Jugend und seines späteren Mannesalters von Neuem in ihm wach und lebendig geworden wären.

Er hatte dabei schon lange beide Hände vor das Gesicht geschlagen und eine mächtige Gefühlswoge hob seine Brust auf und nieder. Um seine Bewegung den beiden Mädchen zu verbergen, wollte er etwas bei Seite treten, aber Sarah wie Johanna hielten ihn jetzt Beide umfaßt und fesselten ihn an die Stelle, auf der er stand. So hob er denn nur nach einer Weile den Kopf in die Höhe, ließ die Hände niedersinken und sah erst seine Tochter, dann Johanna fragend und zweifelnd von der Seite an.

»Was war das?« flüsterte er. »O, es war schön und ergreifend, Ihr Mädchen. Wer, ja, wer hat solche Stimmen zu seiner Verfügung und wer ist dieser wunderbare Holländer, der mich so zu erschüttern weiß? Denn ein Holländer ist es gewiß, das will ich beschwören, dieses letzte Lied – ja, es kann nur aus der Seele eines Landsmannes dringen.«

»Onkel, lieber Onkel,« sagte nun Johanna mit ihrem weichsten Schmeichelton, »es kommt ja auch von der Moselnixe her, die da vor uns liegt.«

»Moselnixe?« fragte der Alte verwundert. »Heißt das schöne Schiff so? Woher weißt Du das?«

»Mir sagte es vorher der Küper,« erwiderte Johanna gefaßt, »als ich mir die zweite Flasche Wein von ihm geben ließ. Er hat das Schiff, als es noch heller war, aus der Nähe gesehen, und da hat er den Namen gelesen, der in goldenen Lettern auf dem Spiegel des Schiffes angebracht ist.«

»Moselnixe, ah!« wiederholte der Onkel träumerisch. »Ja, das ist ein passender Name für ein solches Schiff,

und seine Musik war auch eine nixenhafte, eine wahre Lurleymusik.«

»Horch!« unterbrach ihn Sarah. »Sie fangen ein neues Musikstück an.«

Alle Drei lauschten sogleich wieder mit angehaltenem Athem, und in der That, die drei unsichtbaren Musiker ließen jetzt ein köstliches Trio hören, das Jacob van der Myers ganz unbekannt war, denn es stammte von einem Meister in der Heimath, der zur Zeit, als er in Holland gelebt, noch nicht seine jetzt weltbekannte Stimme hatte erschallen lassen. Als aber auch dieses Trio, von dem nur ein Adagio und ein Allegro vorgetragen wurden, zu Ende und wieder eine tiefe Stille eingetreten war, raffte Jacob van der Myers sich aus seinen Träumereien auf, denn jetzt endlich hatte ihn der Enthusiasmus für seine geliebte Kunst erfaßt und fast elektrisirt.

»Das ist ja köstlich, Kinder,« sagte er wie berauscht. »Aber mein Gott, was sind das für Menschen? Das sind ja Künstler ersten Ranges, wie ich sie noch nie gehört.«

»O,« nahm nun Johanna das Wort, »wenn auch das nicht, lieber Onkel, so spielen sie doch sehr wacker, und der stille Abend, das träumerisch dahinfließende Wasser, die himmlische Nachtluft und zuletzt Dein eigenes empfindungsreiches Herz und Dein musikalischer Geist, alles das hat wohl dazu beigetragen, daß ihr Vortrag eine solche Wirkung auf Dich übt. – Aber weißt Du was?« fügte sie, ihn schmeichlerisch umfassend hinzu, »Du könntest ihnen beweisen, daß Du auch ein Meister in dieser

Kunst bist, und da liegt ja Dein Horn. Du solltest den unsichtbaren Spielern antworten und ihnen zeigen, daß es auch noch andere Virtuosen und wirksame Instrumente auf der Welt giebt.«

»Ich – ihnen antworten?« fragte Jacob van der Myers noch etwas zaghaft, und doch klang schon ein Ton aus seiner Stimme heraus, der seine innere Lust verrieth, dem Wunsche Johanna's zu willfahren. »Ich weiß ja nicht, wer sie sind und was sie von mir wollen?«

»Wer sie sind?« fuhr Johanna, schon ihren Sieg fühlend fort, »o, das ist ganz einerlei, und was sie von Dir wollen? Nun, sich selbst und dann Jedermann, der sie zufällig hört, unterhalten. Sie haben eben Freude an der Musik, wie andere Menschen auch. Also rasch, entschieße Dich. Gieb mir den Schlüssel, ich hole Dir Dein Horn.«

Da blickte der alte Herr, von seiner musikalischen Leidenschaft ergriffen, zustimmend auf und nickte dem lieben Mädchen mit stillem, rasch vorüberschwebendem Lächeln zu. »Ja,« sagte er, »gieb mir das Horn, meinen treuen Begleiter auf allen Meeren der Erde. Da hast Du den Schlüssel.«

Wie beschwingt flog Johanna nach dem Gartentisch, auf dem der Instrumentenkasten stand, und mit bebender Hand schloß sie ihn auf, hob das kostbare Horn vorsichtig heraus und trug es dem Onkel hin. Dieser erfaßte es eilfertig mit festem Griff, warf einen liebevollen Blick darauf und dann nahm er die richtige Stellung ein, sein Gesicht und somit das an den Mund erhobene Horn der Mosel und dem Schiffe zukehrend.

Mit glockenreinem Ansatz, schon dadurch seine Meisterschaft bekundend, denn nun war plötzlich alle Erregung und Beklemmung von ihm gewichen und er fühlte seinen Athem so ruhig wie den eines Kindes gehen, ja, mit glockenreinem Ansatz und langsam anschwellender Kraft blies er die ersten langgezogenen Töne hervor, eine Art Begrüßung hören lassend, wie sie der Hirt auf hoher Alp in die dämmernden Thäler hinabsendet. Als er aber erst seine Fähigkeiten gleichsam geprüft, seiner Kunstfertigkeit sich wieder bewußt geworden und den ganzen Umfang des Instrumentes von seinem tiefsten bis zum höchsten Ton dargethan, schmetterte er eine Art Reveille in die Luft, die ungemein ermunternd und belebend klang. Als er aber auch diese beendet und die nöthige Pause hatte eintreten lassen, während Alles ringsum in lautlosem Schweigen verharrte, sprang er mit abermals glockenreinem Einsatz auf die Melodie über, die er vorher von der Clarinette gehört, und als er auch sie in künstlicher Verschlingung wiederholt, schloß er seinen Vortrag mit dem wunderbar ergreifenden, gleichsam aufjauchenden Jubelruf, den Oberons Zauberhorn ertönen läßt, wenn er seine Anwesenheit und mächtige Hülfe seinen Freunden und Schützlingen verkündet.

Die Wirkung dieser verschiedenartigsten und immer mit gleicher Virtuosität hervorgebrachten Töne aber war eine gewaltige und sie überbot die der anderen Instrumente noch bei Weitem. Sie waren weich, warm und doch voll und markig und weckten den Widerhall der Berge in ungleich höherem Maaße, als ob diese schon

mehr an solche Töne gewöhnt und sie lieber zu beantworten geneigt wären.

Da war der erste Gruß des wunderbaren Horns zu Ende und Jacob van der Myers setzte es, tief aufathmend, von seinen Lippen ab, mit allen Sinnen in die Ferne lauschend, um das weithin schallende Echo mit selbstgefühltem Triumphe nachklingen und allmählig verschwimmen zu hören. Dann blickte er starr nach dem Schiffe hinüber, als ob er die Wirkung seines Instrumentes auch dort erkennen wolle und auf eine hörbare Antwort warte.

Diese Antwort blieb auch nicht lange aus; alle drei Instrumente fielen plötzlich zuerst in einen stürmischen Tusch ein, der als ihr vollkommener Applaus gedeutet werden konnte, und setzten dann wieder in ein rauschendes Allegro ein, eine Art Potpourri beginnend, das deutlich genug verschiedene liebevolle Weisen des deutschen Altmeisters Mozart erklingen ließ und einen jubelnden Nachsatz hatte, der auf Oberons Aufforderung zu antworten schien, um endlich mit Carl Maria von Webers reizvollem Schlummerliede aus dem unvergeßlichen Freischütz zu schließen, das ja so recht dazu angethan ist, des Menschen Herz zu bewegen, zu ergreifen und in das Meer einer unbeschreiblichen Wonne zu tauchen.

Als aber auch dieser jubelnde Gesang, so konnte man das harmonische Ineinanderwirken der drei Instrumente wohl nennen, vorüber war, da hatte Jacob van der Myers alle seine früheren Beklemmungen vergessen und der musikalische Geist allein ihn ergriffen und auf die einmal betretene Bahn kühnlich fortgerissen. Mit einer hastigen

Bewegung setzte er das Horn noch einmal an die Lippen und mit einer wahren Begeisterung hauchte er die nächsten Töne heraus, Webers Schlummerlied, sein Lieblingsstück, wiederholend, so daß sie innig und warm, feierlich und berauschend weit über Land und Wasser drangen und Allen, die sie hörten, das Herz lauter und voller schlagen machten.

Zuletzt aber und nach einer kurzen Pause ging er wie zum Schluß des Ganzen zu seinem Bravourstück über. In abgestoßenen, klar, bestimmt und goldrein dahin dringenden Tonwellen ließ er die holländische Reiterretraite vernehmen, deren langgezogene, in angemessenen Pausen sich folgende Schlußsätze eine wunderbare Wirkung in der stillen Sommernacht hervorbrachten, gleichsam zum Schlummer einladen und gewiß auch die Zuhörer auf dem Schiff mächtig ergriffen. Denn diesmal antworteten sie ihm nicht mehr, sie mochten fühlen oder wollten fühlen lassen, daß der Sieg auf der Seite des alten Virtuosen geblieben sei, und daß sie mit ihren Instrumenten keine ähnliche Wirkung hervorbringen oder sie gar noch übertreffen könnten. Plötzlich, nach längerer Pause, in der die drei Personen am Lande athemlos dastanden und in die sie umgebende Stille hineinlauschten, stieg wieder eine rothe, dann eine weiße und zuletzt eine blaue Rakete in die dämmerige Nachtluft empor, und als der letzte Knall der letzten an den Bergen sich gebrochen und ihr Zischen verlöscht war, trat wiederum eine tiefe Stille ein, die allen Beteiligten zu verkünden schien, daß nun der

eingebrochenen Nacht ihr Recht widerfahren, und daß sie nun Alle zur Ruhe gehen müßten.

»Es ist aus,« sagte Jacob van der Myers leise, wie zu sich selbst; »wir haben Alle unsere Schuldigkeit gethan und können miteinander zufrieden sein.«

Dabei wandte er sich zu den beiden Mädchen um, die, mit unaussprechlichen Gefühlen im Herzen, bald auf das Schiff, bald auf den Vater schauten, sich ohne Worte sagend, daß derselbe Recht habe, daß das abendliche Unternehmen ein wohlgelungenes sei und daß alle Betheiligten hüben und drüben damit zufrieden sein könnten.

Da aber war es Sarah zuerst, die sich dem sichtbar beglückten Vater in die Arme warf, ihn fest umschlang und dann leidenschaftlich küßte. Er küßte sie wieder, lächelte sie glücklich an und reichte dann Johanna die Hand, die ihr kleines geheimes Werk wohl als gelungen betrachten konnte.

»Nun, lieber Onkel,« sagte sie, »war das nicht schön? Habe ich Dir Dein Horn zur un rechten Zeit geholt?«

»Nein,« erwiderte der alte Mann, indem er beide Mädchen umfaßte und mit ihnen nach dem Hause zurückkehrte, »das hast Du nicht und ich danke Dir, daß Du mir so rechtzeitig zu Hülfe gekommen bist. Das war ein schöner, ein seltener Abend, meine Lieben, und er hat mir einen lange nicht gehabtten Genuß bereitet. Aber ach Du lieber Gott, was habe ich nicht dabei gedacht und empfunden! O, wenn Ihr das fassen und begreifen könntet! Ja, ja, ja, ich habe einmal wieder so recht aus Herzens

Grunde gefühlt, daß ich doch noch ein Vaterland auf Erden habe, welches ich bisher nur noch im Himmel suchte, daß ich es liebe, wie ich es immer geliebt, und daß es recht – recht traurig ist, daß ich es doch verloren habe.«

»Das mußt Du nicht sagen,« tröstete Johanna mit ihrer lieblichen Stimme und schmiegte sich jetzt auch innig an den alten Mann an. »Das Vaterland ist nie – einem fühlenden Herzen verloren, denn es stirbt ihm nicht. Während alle Menschen mit der Zeit dem Tode verfallen, lebt es ewig, ewig fort, dem Lebenden aber bleibt die Heimath immer dieselbe, die sie war und zieht ihn – wenigstens in Gedanken – immer von Neuem in ihre zauberischen Gefilde wie in ein unvermeidliches Schicksal hinein.«

»In Gedanken, ja, Johanna, da hast Du Recht, aber die Wirklichkeit – die ist und bleibt mir wenigstens verloren. Doch nun kein Wort mehr darüber und jetzt, Kinder, laßt uns zur Ruhe gehen.«

Er küßte beide Mädchen lange und herzlich. Dann trennten sie sich. Sarah und Johanna, die noch nicht von einander scheiden konnten, ließen erst den Vater, dessen gehobene, wehmuthsvolle Stimmung sie in ihren jugendlichen Seelen doch wohl nicht ganz begriffen, sein Zimmer aufsuchen, dann, sich fest bei der Hand haltend, stiegen sie rasch die Treppe zu Johanna's Balkonzimmer hinauf, um noch einmal ihren vollen Herzen einen Augenblick Luft zu machen und sich auf den kommenden Tag vorzubereiten, der ja, wie Beide wußten, für Jacob van der Myers und Sarah's künftiges Geschick der entscheidende sein mußte.

Als die Thür sich hinter den beiden Freundinnen geschlossen hatte und die schon auf dem Tisch im Zimmer brennende Lampe ihr helles Licht auf ihre Gesichter fallen ließ, sahen sie sich, halb verwundert und entzückt, halb beklommen eine Weile an, dann fielen sie sich in die Arme und brachen, von ihren Gefühlen übermannt, in einen heftigen Thränenstrom aus.

Erst nach geraumer Zeit faßte sich Johanna zuerst wieder und ihre Augen trocknend und Sarah mit einem glückseligen Lächeln in das wunderbar schöne Gesicht schauend, sagte sie leise und aus tiefster Seele aufseufzend:

»Das waren Thränen, Sarah, die uns die Aufregung ausgepreßt, in der wir uns den ganzen Tag befunden haben, aber mit einer Freude gemischt, die wir jetzt empfinden dürfen. Ja theures Kind, es ist gelungen, was wir erdacht und nun zum Theil schon ausgeführt, mir sagt es mein Herz. Philipp und Jan haben die lange Nacht in Deines Vaters Herzen besiegt und morgen werden sie das Schlachtfeld bei hellem Tage beschauen und sich mit uns über ihren Triumph freuen können. Auch auf mich selbst hat diese ätherische Nachtmusik unbeschreiblich eingewirkt und ich habe mir alle Mühe geben müssen, um nicht laut aufzuschreien: Onkel, es ist ja Dein Neffe, der Dir diesen Nachtgruß aus der Heimath bringt; komm, eile zu ihm und laß ihn an Deinem Herzen ruhen, denn

er ist ein ganz anderer Mann, als Du ihn Dir bisher vorgestellt hast!«

»Es ist gut, daß Du das nicht gethan,« erwiderte Sarah, indem sie sich neben Johanna auf ein kleines Sopha setzte, »ich wäre vor Schreck in die Erde gesunken. Denn obgleich diese göttliche Musik auf meinen Vater überwältigend eingewirkt und ihn weich und milde gestimmt hat, so ist sein alter Groll doch noch lange nicht bezwungen. Seinen Irrthum hat ihm ja noch Niemand klar gemacht, und bevor das nicht geschehen, wird die letzte Schranke zwischen ihm und seiner Familie nicht gefallen sein.«

»Sei ruhig,« erwiderte Johanna mit größter Sicherheit, »dieser Groll wird wahrscheinlich morgen schon bezwungen werden, und wenn Dein Vater seinen Irrthum auch dann noch nicht einsehen lernt, so wird man ihn schon auf andere Weise belehren, denn ich weiß ja, was die beiden Männer vorhaben und wie sie Deinen Vater ganz zu gewinnen im Stande sind. – Nun laß uns nur noch rasch überlegen, wie wir Jan morgen früh empfangen, denn daß er Punkt neun Uhr kommt, ist gewiß. So haben wir es schon lange vorher mündlich und brieflich verabredet, für den Fall, daß die Musik auf Deinen Vater ihre Wirkung übte, und daß sie das gethan, hat er ja klar genug in seiner Antwort mit dem Horn ausgesprochen, und Philipp und Jan haben sie gewiß verstanden. Also – er kommt und ich muß ihn zuerst sprechen, Sarah. Ich bezwinge meine Sehnsucht, ihn an mein Herz zu drücken, nicht länger und bitte Dich also, mich mit ihm die ersten zehn Minuten allein zu lassen. Willst Du das?«

Sarah schaute erröthend vor sich nieder und dachte vielleicht, wie gern auch sie einen theuren Freund bald begrüßen möchte, dann blickte sie lächelnd auf und sagte:

»Natürlich will ich das. Kannst Du daran zweifeln? Aber wenn nun mein Vater um die genannte Stunde hier ist, dann *kannst* Du ja Deinen Jan nicht allein sprechen?«

»Ich muß, Sarah, und Dein Vater *darf* nicht anwesend sein. Wir müssen Alles aufbieten, daß er morgen bei Zeiten seinen Weg in die Berge antritt und nicht eher wiederkehrt, als bis wir ihn rufen lassen. Dann haben wir Jan für uns so lange allein –«

»Für uns?« unterbrach Sarah, mit einiger Verwunderung zu ihr aufblickend, die eifrig Redende.

»Natürlich, für Dich kommt er ja auch und Du wirst ihn endlich persönlich kennen lernen, meinen theuren Jan. Er sehnt sich schon lange danach und dann – dann bringt er Dir ja auch Grüße –«

»Johanna!« rief Sarah emporfahrend aus, »ist das wahr?«

»Zweifelst Du? Ich keinen Augenblick. Doch das siehst Du ja selbst ein und fragst nur, um die gern gehörte Bestätigung von mir noch einmal zu hören. Doch genug davon. Wo soll ich Jan empfangen, um mit ihm ungestört und allein zu sein?«

Sarah dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie langsam: »Empfange ihn in meinem Zimmer, und – während Ihr mit einander sprecht, bleibe ich vor der Hausthür auf der Treppe, damit ich Euch Nachricht geben

kann, wenn der Vater ungerufen zurückkommen sollte. Und wenn Ihr Euch – ausgesprochen habt, dann rufe mich in Gottes Namen, und kommt dann der Vater, dann entfernen wir uns und lassen ihn mit Jan allein. Ist Dir das so recht?«

»Vollkommen, Du kleine, liebe Moselnixe! O wie herrlich wirst Du aussehen, wenn Du als die Gebieterin dieses Schiffes stolz auf dem Rücken der Mosel dahinfährst –«

»Still!« unterbrach sie Sarah und hielt ihr mit ihrer weißen Hand den redseligen Mund zu. »So weit sind wir noch lange nicht. Es steht uns noch ein schwerer Tag bevor und ich fühle eine entsetzliche Bangigkeit im Herzen, als ob noch nicht Alles vorüber und zum Guten gewendet wäre. Den ganzen Tag ist mir unendlich beklommen zu Muthe gewesen.«

»Das ist nur zu natürlich,« erwiderte Johanna, die für Alles einen Trost wußte, »unsere Lage war ja eine ganz ungewöhnliche und schwierige. Ueberdies war der heutige Tag so heiß und schwül, daß Dein Vater mehrmals von einem nahenden Gewitter sprach. Es ist nicht gekommen, aber die Schwüle ist geblieben und das soll ja weich organisirte Menschen immer bange und ängstlich stimmen. Doch nun sind wir also fertig mit unseren Vorbereitungen, nicht wahr?«

»Ich hoffe es,« versetzte Sarah und stand schon auf, um ein auf dem Tische stehendes Licht anzuzünden. »Jetzt aber, da es schon tiefe Nacht ist, wollen wir zu schlafen versuchen, denn so ganz überzeugt bin ich nicht, daß ich bald in Schlummer sinken werde.«

»Glaubst Du, daß ich gleich einschlafen werde oder kann? Kind, wie wenig kennst Du mich! Erst will ich mich noch einmal nach der Moselnixe umsehen, ihr im Stillen eine gute Nacht sagen und dann, wenn ich mich niedergelegt, mich auf morgen freuen.«

»Ja, Du, aber ich? Ach, ich weiß nicht, wie es kommt, ich kann mich noch nicht freuen.«

»Still, still,« unterbrach sie Johanna und drückte der Redenden Mund mit ihren Lippen zu, »die Freude kommt ganz von selbst, wenn – Er erst sichtbar wird. Und nun gute Nacht, mein Herz. Schlaf wohl!«

Sarah küßte die Cousine noch einmal und dann schlüpfte sie wieder leise die Treppe hinunter, um sich wenigstens zur Ruhe zu legen, denn der Schlaf sollte in der That auch bei ihr etwas lange auf sich warten lassen, wie bei allen Uebrigen im Hause.



Am unruhigsten von Allen aber, obgleich er wahrhaftig nicht so viele Ursache dazu hatte, wie die lieben Mädchen, war Jacob van der Myers, und eine Nacht, wie die heutige, hatte er lange nicht in seinem vielbewegten Leben durchzumachen gehabt. Er hatte sich zwar bald zu Bette begeben, aber der Schlaf hielt sich fern von ihm, denn wunderbare, ihm selbst ganz unverständliche Empfindungen wogten in seinem Herzen auf und ab und rüttelten ihn immer wieder munter, wenn er dem Schlummer verfallen zu sein glaubte. Diese Musik, die er heute

Abend vernommen, hatte ihm, dem musikalischen Enthusiasten, alle Freuden des Himmels erschlossen, aber auch alles Weh von Neuem wachgerufen, das schon so lange sein einsames Herz bedrückte, ein Herz, das er selbst erkaltet nannte und das doch noch heute so warm und voll schlug, wie je in seiner verheißungsvollen Jugend. Ja, die Erinnerung an seine früheste Kindheit, an sein Vaterhaus, an seine über Alles geliebte Mutter, war durch die gehörten Heimathsklänge wieder in ihm geweckt und er war wieder der junge Jacob van der Myers geworden, der einst so glücklich gewesen, dem das Leben so viel versprochen und ach! so wenig gehalten hatte. Und wer waren diese Menschen, die diese Erinnerung in ihm erweckt? Was führte sie her, was für einen Zweck verfolgten sie? Das Alles ging ihm wie ein sich auf- und abtreibendes Räderwerk im Kopfe herum und er konnte keine, gar keine Antwort auf die sich immer wiederholenden Fragen finden.

Endlich aber glaubte er müde zu werden und so legte er sich schon zum Einschlafen zurecht. Da schrak er mit einem Male wieder heftig zusammen, fuhr in die Höhe und sah sich mit fast verstörtem Blick im Zimmer um.

»Was war das?« fragte er sich. »Welcher Geist oder Dämon schickt mir mit einem Male diese Gestalt, diesen Mann vor mein Seelenauge?«

Welche Gestalt, welcher Mann war ihm denn wohl so plötzlich in den Sinn gekommen? O, es war gewiß nur ein sehr unschuldiger Mann und eine sehr angenehme Gestalt obendrein, die ihm noch niemals etwas zu Leide

gethan; und doch, als sie jetzt, wie aus der Luft hervorgezaubert, vor sein inneres Auge trat, hatte sie ihn jäh aus seiner Ruhe aufgeschreckt. Es war kein Anderer als Jan van der Straaten, der gute Jan, der durch irgend eine Ideenverbindung vor sein geistiges Auge getreten war, Jan, den er vom ersten Augenblick an mit fast zweifelloser Sicherheit für einen Holländer gehalten und über dessen eigenartiges Einwirken auf ihn er schon mehrmals im Stillen nachgedacht.

»Wie,« sagte er sich jetzt, »wenn dieser Mann wirklich ein Holländer ist, was ich glaube, und dieses Schiff ein holländisches, was ich ja weiß, ist es dann nicht möglich, daß sie Beide mit einander in irgend einer Verbindung stehen?«

Bald sagte er sich Ja, bald wieder Nein und er konnte zu keinem bestimmten Resultate darüber gelangen. Jan konnte ja, was er vorgegeben, wirklich ein reisender Weinhändler und ein die schöne Natur liebender Mann sein, das vertrug sich ja Beides zusammen, aber daß er mit diesem Schiff, mit diesen musikalisch so fein gebildeten Künstlern im Zusammenhange stehen sollte, nein, dieser Schluß kam ihm zuletzt doch zu gewagt vor und so verwarf er ihn.

»Nein, nein,« sagte er, »wenn er wirklich mit dieser Nixe etwas zu thun hätte, warum wäre er denn zuerst unter einer anderen und so natürlichen Gestalt zu mir gekommen? Nein, das glaube ich nicht, und doch – nun, wir wollen sehen – wollen sehen – ah! Da kommt der Schlaf

– endlich! Gute Nacht, Sarah – gute Nacht, Johanna, – gute Nacht, Heimath – ich – vergesse Dich nicht!« –

Und süß, wie es nur ein innerlich gequälter und sich selbst quälender Mensch kann, den endlich der Schlummer von seinen Gedanken erlöst, schlief er ein, doch nicht lange schlief er fest, denn bald hatten ihn die dämonischen Traumgötter erfaßt und schaukelten sich in seinem erregten Gehirn hin und her, und Moselnixe – Rakete – roth, weiß und blau – Flaggen – Violoncell, Clarinette und Geigen – Holland – Rotterdam – Alles wirbelte bunt in ihm durcheinander, bis er endlich, als der Morgen schon im Osten graute, wieder die Augen aufschlug und sich in seinem erst von der Dämmerung heimgesuchten Zimmer umschaute, um sich zu überzeugen, wo er sich befinde, denn in seinem letzten Traume war er weit von seinem jetzigen Aufenthaltsort entfernt gewesen. Furchtbar rollende, haushohe Wogen hatte er auf schwankendem Schiff durchmessen; auf herrlichen tropischen Inseln, in Palmenwäldern, unter Bananen und Datteln war sein Fuß gewandelt, und zuletzt – ach! zuletzt hatte er im Traume eine kleine Hütte besucht und in dieser Hütte hatte ihm ein glühendes schwarzes Auge entgegengeleuchtet, ein süßer Mund seinen Namen gerufen, und – als er jetzt die Augen aufschlug, stand dieses schöne Weib wie leibhaftig vor ihm, wiewohl in einer anderen, noch viel schöneren, weit geistigeren Gestalt, und diese Gestalt trug die Züge und den Namen Sarah's, und er sah im Geiste nicht mehr jenes herrliche Weib in der Capstadt, sondern sein Kind, sein geliebtes Kind. Und gleichsam

als ob er es auch in seiner lebensvollen Gestalt begrüßen wolle, sagte er laut: »Sarah! Guten Morgen!«

Allein Sarah war noch nicht bei ihm, sie schlief noch süß in der Hoffnung und Erwartung eines glücklichen Tages. Doch ach! ob dieses Glück ihr heute schon beschieden war? Wir wissen es nicht, aber wir glauben es kaum, denn so rasch schreitet dasselbe nicht an uns heran, obwohl es auf einer rasch rollenden Kugel seinen Weg vollenden soll. Allein diese Kugel rollt eben so oft auch rückwärts wie vorwärts und hält oft sogar lange Zeit an, und wir können schon froh und zufrieden sein, wenn sie sich uns nur im langsamen Schritt nähert, falls nur die Hoffnung uns nicht verläßt, daß wir das von ihr getragene Glück einst ganz an unsere Seite fesseln werden.

ZWEITES CAPITEL. DER BESUCH EINES LANDSMANNS.

Als Jacob van der Myers sich von seinem Lager erheben und angekleidet hatte, trat er an das Fenster und zog den Vorhang davor in die Höhe, um zuerst einen Blick auf die Mosel hinauszwerfen und sich zu vergewissern, ob das räthselhafte Schiff noch vor seiner Gartenthür ankere, also eine Wahrheit sei, oder ob es nicht gar, wie er sich schon mehrmals vorgestellt, nur ein seiner Einbildung entsprungenes Traumbild gewesen sei. Noch glaubte und hoffte er das Erstere, allein zu seiner nicht geringen Verwunderung sprach diesmal im ersten Augenblick nichts dafür. Das Schiff lag nicht mehr zwischen den beiden Kribben, wo es am Abend vorher gelegen, und erst

nach längerem Hinblick auf die mit leichten Dünsten verhangene Mosel nahm er es wieder am jenseitigen Ufer und auf derselben Stelle wahr, wo es geankert, ehe es vor seinem Hause angekommen war. Wahrscheinlich hatte es mit Tagesanbruch diese abermalige Ortsveränderung vollbracht, und dies war, was der alte Holländer am wenigsten vermuthete, allein aus dem Grunde geschehen, damit die jungen Männer, die es bewohnten, um so leichter der mit Sicherheit vorausgesetzten Beobachtung seinerseits sich entziehen und einer freieren Bewegung am jenseitigen Ufer hingeben könnten.

Als der alte Herr es aber nun ganz ruhig und friedfertig wie zuvor am jenseitigen Ufer liegen sah, athmete er tief auf und ein Strahl innerer Freude flog über sein bleiches Gesicht, das deutlicher denn je die Spuren einer halb durchwachten und mit Sorge aller Art erfüllten Nacht an sich trug.

»Es ist also kein Traum gewesen,« sagte er zu sich, »und das freut mich sehr. Nun, sie kommen heute Abend vielleicht wieder herüber und wir können noch einmal den schönen Wettstreit ausführen, der gestern Abend mich so beseligt hat. Und nun will ich in den Garten gehen und sehen, was für Wetter wir eigentlich zu erwarten haben, denn es sieht mir noch immer nicht ganz geheuer in den höheren mit Dunst erfüllten Lüften aus.«

Mit diesen Worten stimmte auch der Erfolg seiner Untersuchung überein, die er alsbald im Freien anstellte, denn als er im Garten bis an das Gitter zur Landstraße hinabgeschritten war, fand er, daß nirgends eine Spur

von Thau zu bemerken und daß die Luft noch eben so schwül wie am gestrigen Tage war. Drüben über den Bergen wie auf einem Theil des Flusses hingen sogar dunstige, sehr bedenkliche Nebelstreifen die sich weder heben noch senken zu wollen schienen, und obgleich die Sonne schon lange aufgegangen war, leuchtete ihr Strahl doch nicht so goldklar wie sonst herab, als ob ihm die Atmosphäre zu dicht wäre und er sie nicht ungehindert durchdringen könnte.

Als Jacob van der Myers sich genügend rings umgeschaut und nur einen flüchtigen Blick auf seine so üppig blühenden schönen Rosen geworfen, sagte er, auf dem mittleren Wege langsam hin und hergehend, zu sich:

»Ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist und selten nur habe ich mich so beklommen wie heute gefühlt. Der Himmel ist zwar überall klar, wie alle früheren Tage, und doch scheint mir ein Gewitter in der Luft zu liegen, das uns immer näher und näher rückt. Ja, ich fühle es in allen Gliedern, und o, wie dumpf und schwer schlägt mir das Herz dabei! Doch – daran ist vielleicht der gestrige Abend und diese Nacht schuld, denn so schön jener war, diese ist gerade keine erfreuliche und wohlthuende für mich gewesen.« –

»Wo bleiben nur meine Kinder,« fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er wiederholt nach der Uhr gesehen, die schon auf halb Sieben zeigte. »Ah, sie werden auch länger als gewöhnlich geschlafen haben, und das ist sehr natürlich, da wir erst so spät in's Bett gekommen sind. Ach ja, ich gönne ihnen den Schlaf! Was kann der Mensch

Besseres haben, wenn er sich den Tag über abgesorgt und abgequält hat!«

Er seufzte tief auf und nachdem er noch einen raschen Blick nach der Moselnixe hinübergeworfen und sie so ruhig wie vorher vor Anker hatte liegen sehen, roch er an verschiedenen Rosen, schnitt hie und da ein welches Blatt ab und gab sich so seiner alle Tage wiederkehrenden Morgenbeschäftigung hin.

Bald darauf erschien Sarah zuerst und begrüßte schon von der Treppe her den Vater mit herzlichem Zuruf. Sogleich eilte er auf sie zu, schloß sie an sein Herz und küßte sie innig. Dann aber wandte er sich nach der Mosel hin, deutete mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer und sagte:

»Unser schönes Schiff hat uns verlassen, Sarah; sieh, es liegt wieder dort drüben.«

»Es kommt vielleicht am Abend wieder,« entgegnete sie mit einiger Verlegenheit und wollte eben einige Worte hinzufügen, als glücklicher Weise Johanna zu ihnen trat und dem Gespräch sogleich eine andere Wendung gab. Sie erschien heute noch viel munterer und lebhafter als sonst und, wie es selbst den Vater bedünken wollte, betrieb sie das Decken des Frühstückstisches unter dem Nußbaum mit großer Eile, was denn auch bald geschehen war, worauf sie sich Alle um den Tisch setzten, ohne viel zu sprechen, wozu namentlich der Hausherr nicht besonders aufgelegt schien.

In der That war er wieder still und nachdenklich geworden; aber seltsam, die Mädchen, von ihrer früheren

Gewohnheit ganz abweichend, achteten diesmal sehr wenig darauf, denn Beide waren, seitdem sie in den Garten getreten, nur von einem einzigen Gedanken erfüllt, und das war der, wie sie den Vater bewegen könnten, recht früh in die Berge zu gehen und sie im Hause allein zu lassen. Während Johanna aber noch im Stillen überlegte, wie sie ihn am leichtesten dazu veranlassen könnte, kam er selbst ihr zu Hülfe, indem er sagte:

»Ich will mich heute nicht lange mehr hier aufhalten, Kinder. Ich muß steigen und mir eine tüchtige Bewegung machen. Nachdem ich sehr wenig und unruhig geschlafen, liegt es mir wie Blei in den Gliedern, und dies häßliche Gefühl kann ich nur los werden, wenn ich mein Blut etwas in Wallung bringe.«

»Daran thust Du auch recht,« stimmte ihm Johanna rasch bei. »Das Bergsteigen ist ein prächtiges Mittel gegen die Ueberbleibsel einer schlechten Nacht und ich habe das schon oft an mir selbst empfunden. Vielleicht komme ich Dir bald nachgestiegen. Aber sprich, lieber Onkel, wohin wendest Du Dich, damit ich Dich finden kann, und wirst Du länger als gewöhnlich ausbleiben?«

»Warum?« fragte der alte Herr mit mattem Lächeln und nur auf die letzte Frage eingehend. »Willst Du mich gern recht lange los sein?«

Johanna erröthete leicht. »Ach nein,« versetzte sie etwas hastig, »das ist nicht der Grund, lieber Onkel, Du sollst Dich nur nicht so erhitzen, meine ich, da es noch immer sehr heiß ist.«

»Oho!« erwiderte er, indem er sich schon zum Gehen anschickte. »Das befürchte gar nicht. Wann hätte ich mich je in diesem nordischen Lande übermäßig erhitzt? Meine Haut ist durch den langen Aufenthalt in heißeren Klimaten ausgedörnt, Du siehst es ja an meinen pergamentenen Händen und meinem gelben Gesicht. Und hier geht die Hitze immer bald wieder vorüber. Da war es anders da drüben, dort dauerte sie fast das ganze Jahr hindurch. Ach ja! – Doch nun, guten Morgen, Kinder, hütet das Haus, wie sonst.«

Damit schritt er langsam vom Hause fort, nachdem er noch einmal einen letzten Blick nach der Moselnixe hinübergeworfen, die ihm, wunderbar genug, gar sehr am Herzen zu liegen schien.

Mit froheren und doch lebhafter als sonst schlagenden Herzen hatten Sarah und Johanna den Vater nie das Haus verlassen sehen als heute, und es fiel ihnen wie eine schwere Last von der Seele, als er hinter der Kelterei und zwischen den ersten Rebenstöcken verschwunden war und sie bald darauf seinen eisenbeschlagenen Stock auf die Steine im Wege stoßen hörten.

Nur wenige Minuten noch hielten sie sich jetzt im Garten auf, dann, Arm in Arm geschlungen, sprangen sie die Treppe hinauf und erst auf dem Flur trennten sie sich, um, eine Jede in ihr Zimmer gehend, sich zu dem nun bald zu erhoffenden Zusammentreffen mit dem erwarteten Besuch so schön wie möglich zu schmücken, wobei

sie aber doch, auf Sarah's Rath, alles Auffallende zu vermeiden suchen wollten, damit der Vater bei seiner Rückkehr nicht irgend einen Verdacht schöpfe, wenn er sie in ungewöhnlicher Tracht sähe. Sarah war zuerst damit zu Stande gekommen, und nun stieg sie, das Herz laut in ihrer Brust pochen fühlend, nach Johanna's Zimmer empor, um dort die letzte Stunde vor Jan's Ankunft zuzubringen.

Daß Johanna aber bei ihrem Putz sich heute etwas mehr Zeit ließ, fand Sarah sehr natürlich, und mit lächelndem Gesicht stellte sie sich neben der vor einem Spiegel stehenden und in einem reizenden Sommerkleide erscheinenden Freundin auf und betrachtete neidlos ihre glühenden Wangen, auf denen sich schon jetzt die Freude und Sehnsucht ihres Herzens abspiegelten.

Endlich jedoch war auch Johanna fertig geworden und knixend trat sie nun vor Sarah hin, sie mit einiger Verwunderung betrachtend, denn so schön wie heute hatte sie dieselbe noch nie gesehen und gerade ihr etwas bleiches Gesicht ließ um so mehr den Glanz ihrer dunklen Augen, die Pracht ihres ebenholzschwarzen Haares und die Röthe ihrer granatfarbigen Lippen hervortreten, die der sanften Schönheit der Südländerin einen so hohen Reiz verliehen.

Johanna mochte sich keine Anspielung mehr auf Philipp van der Myers erlauben, auch dachte sie jetzt wohl nur zumeist an Jan, aber daß sie eben so neidlos auf die viel höhere Schönheit ihrer Cousine blickte und im Stillen den Wunsch hegte, daß Philipp sie so, wie sie in diesem Augenblick aussah, recht bald sehen möge, dürfen

wir nicht verschweigen, wenn wir ihrem edlen Herzen Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen.

Es war eben acht Uhr vorbei, als diese letzte Scene in Johanna's Zimmer sich abspielte, und nachdem Letztere auf ihre Uhr geblickt, sagte sie, so ruhig sie konnte:

»Wir haben noch Zeit genug, Sarah, aber sag', ist Dein Zimmer unten in Ordnung?«

»Wie Du es nur wünschen kannst,« erwiderte Sarah leicht erröthend. »Doch nun hole Dein Glas hervor, wir wollen jetzt nach der Moselnixe hinüberspähen und zu entdecken suchen, was sich da an Bord ereignet. Ich habe zu dem Behufe auch schon das meinige mitgebracht. Sieh, da ist es.«

Sie zog das kleine Glas aus der Tasche, nahm es aus dem Etui und schraubte es auseinander. Johanna hatte eilig dasselbe mit dem ihrigen gethan und nun standen Beide am Fenster, dicht neben einander, und blickten mit adlerscharfen Augen nach dem Schiffe hinüber.

»Siehst Du etwas?« fragte Johanna nach einer Weile.

»Nein, nichts, gar nichts. Nur einige Matrosen gehen auf dem vorderen Deck geschäftig hin und her.«

»Das sehe ich auch, aber ich sehe noch etwas Anderes. Sieh doch, das eine Fenster der hinteren Cajüte, das zunächst am Spiegel gelegene, hat zum ersten Mal seinen Vorhang zurückgeschlagen und es ist sogar geöffnet. Ha, ja, da steht ein Mann mit einem Fernrohr und schaut scharf zu uns herüber, wie wir zu ihm. Aber o weh, sein Gesicht kann ich nicht sehen, er steht zu tief im Hintergrunde der Cajüte, und nur seinen Arm, seine Hand

mit dem Fernrohr kann ich erreichen. Aus dieser Vorsicht aber schließe ich, daß es – Philipp ist.«

Bei Nennung dieses Namens begann Sarah so heftig zu zittern, daß sie das Glas von den Augen sinken lassen mußte. Auch sprechen konnte sie nicht, so sehr waren ihre Gefühle erregt. Johanna dagegen fuhr noch länger fort, ihre kleinen Beobachtungen zu machen und mitzuteilen, die aber nichts Wesentliches mehr betrafen, bis zuletzt auch ihre Augen und Arme erlahmten und sie das Glas sinken ließ.

»Man wird ganz blind bei dem langen Hinüberstarren,« sagte sie, »und ich habe es eine Weile satt. Komm, wir wollen uns auf unsere eigenen guten Augen allein verlassen und wir können uns dabei setzen. So, da hast Du einen Stuhl und nun nimm Platz.«

Es war Zeit, daß Sarah sich setzte, denn das Zittern und Beben hatte endlich auch ihre Füße ergriffen, und so saß sie jetzt, ihren Kopf an den Johanna's gelehnt, lange Zeit stumm da, wie im Traum über den im Sonnenlichte glitzernden Strom hinblickend und eigentlich so gut wie nichts vor sich gewahrend.

Doch nicht allzu lange mehr sollte die vor Erwartung und Sehnsucht fast athemlose Braut Jan van der Straaten's auf dessen Erscheinen warten, denn er war auch diesmal pünktlich wie immer. Es mochte etwa fünfzehn Minuten vor Neun sein, da sah man das kleine Moselnixenboot um den Schiffsspiegel herumrudern, und Johanna, die wieder aufgesprungen war, hatte mit ihren Falkenaugen sehr bald erkannt, daß drei Männer darin

saßen, von denen zwei vorn im Buge ruderten, der dritte aber unthätig in der Mitte auf einer Querbank saß.

Auf den ersten Blick hatte sie diesen Mann erkannt, denn er trug auch heute seinen grauen Reiseanzug und den hellgrauen Filzhut, den er hier stets getragen, und im Zimmer umherhüpfend und vor Freude laut in die Hände klatschend, rief sie:

»Sarah, es ist mein Jan. Er kommt, er kommt, und in zehn Minuten werde ich ihn an meinem Herzen halten.«

Sarah's Wange war bei diesem Ausruf bleich wie weißes Wachs geworden und das Herz schien ihr dabei still zu stehen. Mit einer Spannung ohne Gleichen und nicht mehr auf die fast taumelnde Freude Johanna's achtend, stand sie am Fenster, sich fest mit den Händen auf das Brett desselben stützend, und starrte, selber sprach- und bewegungslos, auf jede Bewegung der Ruder des kleinen Bootes hin.

Dasselbe näherte sich rasch dem diesseitigen Ufer und als es die nächste zur Linken liegende Kribbe erreicht, legte es daran an und heraus sprang mit gelenkigen Gliedern Jan van der Straaten, um so rasch wie möglich darüber weg und an's Land zu eilen, während das Boot ohne Aufenthalt wieder abstieß und die Richtung nach der Moselnixe nahm.

Jetzt standen beide Mädchen wieder dicht neben einander am Fenster, Schulter an Schulter gedrückt, als ob Jede des Beistandes der Andern bedürfte, und einen Augenblick später gellte der Pforte Glockenton durch das

Haus, deren Zug Jan mit fester Hand in Bewegung gesetzt.

Zwei Minuten darauf kam Lene, die Stubenmagd, die Außentreppe herunter, ging rasch durch den Garten, öffnete die Gitterthür und sprach mit dem Einlaß Begehrenden, den sie ja schon kannte und deshalb ohne Weiteres in das Haus zu treten nöthigte.

»Der Herr ist aber nicht da,« sagte sie, indem sie mit Jan die Außentreppe erstieg, »und Sie werden ein Weilchen auf ihn warten müssen.«

»Gern,« erwiderte er. »Kann ich vielleicht unterdessen Fräulein van der Hooghe sprechen?«

»O, die ist oben in ihrem Zimmer,« entgegnete die Magd, »und ich werde sie gleich benachrichtigen.«

Eben wollte sie die dahin führende Treppe ersteigen, als Johanna, von ihrer Ungeduld fortgerissen, schon mit möglichst ruhigen Schritten auf derselben herunterkam. Das Mädchen richtete ihre Bestellung aus und erhielt den Befehl, den Fremden in Sarah's Zimmer zu führen. Kaum aber hatte sich Lene wieder entfernt, nachdem sie den Auftrag ausgerichtet, so öffnete Johanna mit hastiger Hand die Thür desselben und nun standen die beiden Liebenden, die sich so lange nicht gesehen, endlich wieder einander gegenüber und schauten sich eine Secunde lang mit unbeschreiblicher und sprachloser Freude an. Dann aber öffneten Beide die Arme, eilten auf einander zu und lagen bald Brust an Brust.

»Johanna,« sagte da Jan in seiner Heimathssprache, nachdem er die ersten lebhaftesten Küsse von ihren Lippen getrunken, »mein wackeres, kluges, liebes Mädchen, da bin ich! O, was hast Du Dich brav gehalten und wie viel Gutes hast Du für uns Alle gewirkt!«

»Nicht doch, Jan, nicht doch,« erwiderte sie, ihn immer wieder küssend. »Doch komm, laß mich Dich erst mit voller Herzenswonne betrachten, bevor wir – von unseren Geschäften reden, ich habe Dich ja so lange nicht gesehen. O, und wie gesund und munter Du aus Deinen freundlichen Augen siehst!«

Und wieder betrachtete sie ihn mit innigen Blicken, dann fiel sie ihm von Neuem um den Hals und bedeckte seinen Mund, seine Augen, sein ganzes Gesicht mit endlosen Küssen.

Der gute Jan ließ sich das von Herzen gern eine Weile gefallen, aber auch er erwies seiner Geliebten alle mögliche Zärtlichkeit. Endlich jedoch setzten sie sich auf das Sopha, die Hände fest in einander verschlungen, und schütteten sich in flüchtiger Weise ihre übervollen Herzen aus. Nachdem sie aber ihren Empfindungen hinreichend Ausdruck gegeben, wurde Johanna wieder etwas ernst und sagte:

»Jan, es ist möglich, daß wir nicht viel Zeit für uns übrig haben. Der Onkel kann jeden Augenblick zurückkehren, obgleich er in der Regel erst um zehn Uhr von den Bergen kommt. Ach, heute wird der arme Mann kein Frühstück finden und er thut mir eigentlich recht leid.

Greife ihn nur nicht zu sehr an und nun sage mir rasch, was Ihr weiter thun wollt.«

»Nein,« erwiderte Jan, »das Dir zu sagen, ist nicht nöthig, damit wollen wir die uns so knapp zugemessene Zeit nicht verbringen und es wird sich ja nun Alles bald von selbst finden. Erzähle mir lieber zuerst, wie es hier steht und ob unser gestriges Abendconcert bewirkt hat, was wir damit bewirken wollten. Meiner Ansicht nach aber steht Alles gut, nicht wahr?«

»Vortrefflich sogar,« erwiderte Johanna schnell. »Der gute Onkel hat sich ganz so betragen, wie wir es erwartet. Er ist bis auf den Grund seines Herzens bewegt gewesen und der Moselnixe schenkt er jetzt mehr Blicke als uns. Dabei ist er von größerer Sehnsucht denn je nach der Heimath erfüllt und Du wirst keine große Mühe haben, ihn zu gewinnen, wenn Du es klug und besonnen anfängst.«

Jan blickte etwas ernst vor sich nieder und nickte. »Ja,« sagte er, »das will ich allerdings, aber etwas schwierig wird die Sache doch sein, das verhehle ich mir gar nicht, und ohne große Aufregung auf beiden Seiten wird es nicht abgehen. Doch das habe ich vorher gewußt und mich deshalb gut vorbereitet. Zunächst bringe ich Dir einen herzlichen Gruß von Philipp.«

»Ah, Philipp!« unterbrach ihn Johanna. »Wie geht es ihm und vor allen Dingen, wie erträgt er die lange Zögerung?«

»Nun, wie es mit Dem steht, kannst Du Dir wohl vorstellen. Er ist ja der Hauptbetheiligte bei dem ganzen

Vorgänge, und sein Verlangen, Deine Cousine wiederzusehen, läßt sich kaum beschreiben. Darum beeilt er auch Alles so sehr und ich habe mir die größte Mühe geben müssen, ihn in dem ruhigen Geleise zu erhalten, welches wir uns von Anfang an vorgezeichnet. Vor allen Dingen aber bin ich selbst begierig, endlich einmal Deine Cousine zu sehen.«

»O, sie ist eben so begierig, Dich kennen zu lernen, Jan, und das soll sogleich geschehen. Nur gedulde Dich noch einen Augenblick. Wird Deine Unterhaltung mit dem Onkel lange dauern?«

Jan wiegte den Kopf bedenklich hin und her. »Das hängt ja zumeist von ihm selber ab, theure Johanna. Sie kann Stunden dauern, wer kann es wissen? Ich habe etwas Viel mit ihm abzumachen.«

»O, dann wäre es doch wohl gut, ich ließe ihn rufen. Er könnte sonst zu lange ausbleiben.«

»Ja, thu' das, doch nicht eher sende nach ihm, als bis ich Sarah gesprochen habe. Philipp würde untröstlich sein, wenn ich ihm nicht erzählen könnte, wie sein Herzblatt aussieht, und ihr Vater dürfte heute nicht geneigt sein, mich ihr vorzustellen. Also beeile Dich. Rufe sie herbei und dann begieb Dich selbst auf den Wachtposten, damit uns der alte Herr nicht überrascht.«

Johanna nickte beifällig und nachdem sie ihm erst noch rasch einige Küsse gegeben, verließ sie das Zimmer, trat aber alsbald mit Sarah an der Hand wieder herein und stellte sie dem Freunde als ihre Cousine und Jan dieser als ihren Bräutigam vor, nicht ohne Verwunderung

und Freude auf die Miene hinblickend, die Jan annahm, als er Sarah, die Vielbesprochene, nun zum ersten Mal in seinem Leben unmittelbar vor sich sah. –

Johanna hatte das Zimmer wieder verlassen und sich auf die Außentreppe des Hauses begeben, und die beiden jungen Menschen im Zimmer standen sich nun ganz allein gegenüber und schauten sich eine Weile sprachlos und mit seltsamen Blicken an.

Von Beiden aber war Jan ohne Zweifel zumeist in Erstaunen versetzt und seine freundlichen Augen nahmen eine Art verwunderungsvoller Starrheit an, als er sie auf der schönen Tochter Jacob van der Myers ruhen ließ. Denn so schön er sie sich auch nach Philipps und Johanna's Beschreibung vorgestellt, er fand sie noch viel schöner und liebreizender, namentlich jetzt, da sie wie verschämt vor ihm stand und offenbar der in ihrem Herzen wogenden Gefühle nicht sogleich Herr werden konnte. Nein, eine solche nymphenhafte, in allen ihren Theilen harmonisch gebildete Gestalt, einen solchen eigenthümlichen Reiz der Züge, eine solche Pracht des Haares, solchen Schmelz der strahlenden Augen hatte er nie vor sich gehabt, und jetzt begriff er nicht allein die Sehnsucht seines Freundes, dies herrliche Kind einer südlichen Natur wiederzusehen, sondern auch die auf's Höchste gesteigerte Triebkraft, mit der er das ganze Versöhnungswerk mit seinem Oheim in's Werk gesetzt. Aber da mußte er doch endlich sprechen und indem er sich Sarah näherte

und ihr seine Hand hinreichte, sagte er mit einem viel ruhigeren und sanfteren Ton, als er ihn gewöhnlich hören ließ:

»Fräulein van der Myers, ich hoffe, Sie hier nicht als ganz Fremder zu begrüßen. Sie wissen zu viel von mir und ich weiß zu viel von Ihnen, als daß wir uns gleichgültig gegenüber stehen könnten. Mich hat, wie Sie wissen, ein ernster und bedeutsamer Zweck hierhergeführt und mit Gottes Hülfe wird es mir und uns Allen hoffentlich gelingen, ihn zu erreichen. Also für jetzt kein Wort mehr darüber. Was ich Ihnen aber zunächst sagen will und muß, ist Folgendes. Ich komme so eben von der Moseknix, auf der mein Freund Philipp van der Myers voll brennender Sehnsucht des Augenblicks harrt, der Sie in seine Nähe führt. Also bringe ich Ihnen einen recht warmen und herzlichen Gruß von diesem Freunde und spreche in seinem Namen die Hoffnung aus, daß Sie noch von denselben Empfindungen beseelt sein mögen, die Sie ihn vor anderthalb Jahren in London errathen, ja fast nur errathen ließen, denn Ihre damalige Bekanntschaft war leider nur eine sehr kurze. Darf ich ihm also nachher einen Gruß auch von Ihnen und damit eine gute Kunde bringen, daß Sie ihn nicht vergessen haben?«

Sarah's anfangs bleiches Gesicht hatte, während Jan diese Worte sprach, eine dunkle Purpurfarbe überzogen, die aber schnell wieder einer um so größeren Blässe wich. Eigentlich war sie kaum im Stande, zu reden, so pochte ihr das Herz; indessen nahm sie sich zusammen und erwiderte mit ihrer glockenreinen Stimme, indem

sie dabei zu Boden schaute und sanft lächelnd bejahend nickte:

»Ich danke Ihnen, Herr van der Straaten, für diesen Ihren Gruß, und bitte, denselben auf das Herzlichste zu erwidern. Nein, ich habe Herrn van der Myers nicht vergessen und bin ihm oft im Stillen für das dankbar gewesen, was er schon in London meinem armen Vater Gutes thun wollte und was ihm um durch unsere übereilte Abreise mißlang. Aber ach, Herr van der Straaten, ich verhehle es Ihnen nicht, daß das Werk, welches zu vollbringen Sie mit ihm hierhergekommen sind, auch jetzt noch kein leichtes sein wird, und ich – ich bange sogar recht sehr um den Erfolg.«

»Wir nicht, Fräulein van der Myers,« erwiderte Jan rasch und mit einem ermuthigenden Aufblick nach den schönen, ihn so freundlich musternden Augen. »Johanna hat uns zu mächtig vorgearbeitet und uns stehen noch viele andere Hilfsmittel zu Gebote, über die ich mich jetzt nicht weiter auslassen will und die uns das beste Ende versprechen. Die Hauptsache ist in meinen Augen nur, ob Sie, Sie selbst uns bei Ihrem Vater dadurch unterstützen werden, daß Sie ihm – Ihre Neigung zu Philipp van der Myers offenbaren, wenn dieselbe zur Sprache kommen sollte. Und nun sagen Sie mir ehrlich: ist die Erinnerung an Philipp in Ihrem Herzen eine solche, daß er darauf eine süße Hoffnung für die Zukunft bauen kann?«

Sarah sank wie aus Erschöpfung auf den nächsten Stuhl, legte ihre rechte Hand auf das fast krampfhaft

klopfende Herz und sagte dann mit fester Stimme, die einen bestimmten Entschluß ihrer Seele verrieth:

»Ja, Herr van der Straaten; aber jetzt bitte ich Sie – lassen Sie unsere Unterhaltung über diesen Punkt zu Ende sein. Ich selbst stehe bei dem Unternehmen, welches Sie hier auszuführen gedenken, nicht in erster Linie, sondern allein mein armer Vater, an den ich mit allen Fasern meines Lebens durch innige Liebe gebunden bin. Beruhigen Sie mich in Bezug auf ihn und Sie werden mich schon mit diesem Ihrem ersten Besuch glücklich gemacht haben.«

In diesem Augenblick steckte Johanna ihr munteres Gesicht durch die Spalte der rasch geöffneten Thür und rief in's Zimmer hinein:

»Beeilt Euch ein wenig. Ich habe einen Boten nach dem Weinberg hinauf gesandt und er kann möglicher Weise den Onkel schon getroffen haben.«

Sie war wieder verschwunden und Sarah, die kaum gehört, was sie gesprochen, hielt ihren Blick fest auf Jan gespannt und in ihrer Miene sprach sich noch einmal die Bitte aus, die sie eben hatte hören lassen.

»Wenn es sich hier nur darum handelt,« fuhr Jan mit seinem alten heiteren und gewinnenden Lächeln fort, »Sie durch die Versicherung glücklich zu machen, daß Ihrem Vater nichts Bitteres widerfahre, so glaube ich Ihnen versprechen zu können, daß Sie es bald im vollkommensten Maaße sein werden. Ja, in Betreff Ihres Vaters kann ich Sie unbedingt beruhigen. Ihm soll von mir ganz gewiß nichts Unangenehmes geschehen, vielmehr wird das,

was ich ihm sagen werde, nur die Aufforderung enthalten, mir verschiedene Einzelheiten seines Schicksals zu vertrauen, also ihn selbst mehr sprechen zu lassen, als ich sprechen werde. Natürlich weiß ich ja Alles, was er mir sagen kann, im Voraus, aber ich darf im ersten Augenblick meine Mitwissenschaft nicht verrathen, und so wollen wir sehen, ob ich ein so geschickter Unterhändler *bei ihm* bin, wie Johanna es vor mir *bei Ihnen Beiden* war. Also beruhigen Sie Sie sich ganz und gar. Sie haben für Ihren guten Vater nicht das Mindeste zu befürchten. Doch – da ist Johanna schon wieder. Was willst Du?« wandte er sich mit liebevollem Blick an diese.

»Schnell,« sagte Johanna in Hast, »komm heraus, Jan, und setze Dich auf die Treppe vor'm Hause. Der Bote hat den Onkel bald gefunden, ist eben zurückgekehrt und sagt, daß er schon auf dem Rückwege sei. Ich gehe ihm entgegen und melde Dich an. Du aber, Sarah, entferne Dich. Geh' auf mein Zimmer und erwarte mich, ich komme Dir sogleich nach.«

Jan flüchtig eine Kußhand zuwerfend, war sie wieder davon gesprungen, und dieser trat nun auf Sarah zu und reichte ihr noch einmal die Hand. »Gehen Sie,« sagte er, »ich werde meine Schuldigkeit thun und bald werden Sie von Ihrem Vater selbst erfahren, daß Sie ganz ruhig sein können. Leben Sie wohl! Auf baldiges Wiedersehen – auf der Moselnixe!«

Mit leicht geröthetem Gesicht verließ er das Gemach und Sarah wankte halb bewußtlos die Treppe hinauf.

Unterdessen aber war Johanna, wie eine Elfe davonhüpfend, schon in den Garten und dem kommenden Onkel entgegengeseilt, denn nun, da sie Alles im besten Fluß und inmitten der Handlung begriffen sah, war, wie immer bei starken Naturen, alle ihre Energie und Thatkraft in ihr ganzes Wesen zurückgekehrt, und sie ging den kommenden Ereignissen so muthig entgegen, wie der eben so starke und willenskräftige Jan es selber nur thun konnte. Da, hinter der Kelterei, trat Jacob van der Myers eben von der letzten Stufe des nächsten Weinbergs herunter und sobald er die flüchtig daherkommende Johanna gewahrte, stand er still, schaute in ihr hochgeröthetes Gesicht und sagte ruhig:

»Nun, was giebt es denn? Warum habt Ihr mich so eilig rufen lassen?«

»Verzeih, lieber Onkel,« erwiderte Johanna im ruhigsten Ton, »daß ich Dich in Deiner Morgenbetrachtung stören ließ, aber – es ist Besuch gekommen.«

»Besuch? Wer denn?« fragte der alte Herr etwas betroffen, indem er auf der Stelle wie angewurzelt stehen blieb.

»Es ist derselbe Herr, der Dich schon neulich zweimal besucht hat und er wünscht sehr lebhaft, Dich recht bald zu sprechen.«

»Wie?« rief der alte Herr und eine dunkle Blutwelle überströmte einen Augenblick sein bleiches Gesicht und sein Auge flog nach der Mosel hinüber, als käme wieder jene seltsame Ideenverbindung in sein Gedächtniß, die ihn schon in der Nacht so lebhaft beschäftigt hatte. »Herr

van der Straaten ist da? Was will denn der schon wieder?»

»Ich weiß es nicht, bester Onkel. Er kam, als wir uns gerade angekleidet, und ich wollte ihn eben in Dein Zimmer führen, als der Bote meldete, daß er Dich gefunden und daß Du schon auf dem Wege hierher seiest.«

»Also habt Ihr ihn gesehen und gesprochen?« fragte Herr van der Myers, noch immer sichtbar betreten.

»Ja, wir haben ihn gesprochen. Jetzt komm, er wartet ganz bescheiden vor der Thür.«

Der alte Herr schüttelte bedenklich den Kopf, schritt aber an Johanna's Seite nach dem Wohnhause, und gleich darauf stand er vor Jan van der Straaten, der sich mit ruhigem Anstande und überaus höflich vor ihm verbeugte.

Der alte Herr erwiderte diese Verbeugung schweigend, warf aber noch vor der Thür einen scharf forschenden Blick auf den jungen Mann, und dann, auf die Thür deutend, sagte er nur:

»Darf ich bitten, näherzutreten? Ich folge Ihnen.«



Da standen denn die beiden Männer abermals in demselben Zimmer sich gegenüber, indem sie sich schon zweimal unterhalten, und während Jan den alten Herrn mit möglichst ruhiger Miene betrachtete, deutete dieser auf einen Stuhl und schüttelte immer wieder leise den Kopf, als könne er sich noch gar nicht in diesen so rasch

wiederholten und gerade zu dieser frühen Zeit erscheinenden Besuch finden oder als sei eine Art Mißtrauen in ihm erwacht, das gleichwohl mit einer sehr wahrnehmbaren inneren Aufregung verbunden war.

Als sie aber nun Beide saßen, denn auch Jacob van der Myers hatte seinen alten Platz auf dem Drehstuhl wieder eingenommen, begann Jan die Unterhaltung, indem er sagte:

»Herr van der Myers, ich bitte zuerst um Entschuldigung, daß ich Sie nochmals in Ihrer Ruhe störe und Ihre Zeit sogar diesmal etwas länger in Anspruch zu nehmen gedenke, als die beiden letzten Male. Damit Sie aber nicht glauben, ich komme schon wieder in ähnlichen Geschäften, wie neulich, so erwähne ich gleich, daß ich heute nicht als reisender Weinhändler, der Ihnen Ihre so lieb gewordenen Vorräthe abkaufen will, noch viel weniger als Miether Ihres leerstehenden Hauses vor Sie hintrete, nein, durchaus nicht. Vielmehr möchte ich mich Ihnen lieber in meiner jetzigen wahren Gestalt vorstellen, und zwar – als Bewohner jenes Schiffes, Moselnixe genannt, das gestern vor Ihrer Thür lag, und ich komme nun, um Ihnen meinen und eines Freundes herzlichen Dank auszusprechen, daß Sie so freundlich waren, unsere Abendmusik, die gewissermaßen ein Ihnen dargebrachtes Ständchen sein sollte so wohlwollend aufzunehmen und sie sogar mit der Ihrigen zu beantworten, welche letztere uns ein noch nie genossenes Vergnügen gewährt und uns Bewunderung für Ihr uns bisher verborgenes Talent abgenöthigt hat.«

Hiermit war denn freilich dem mit allen Sinnen lauschenden alten Herrn Viel in wenigen Worten gesagt, und es schien dem ihn aufmerksam beobachtenden Jan, als ob er sich von dem ersten Eindruck, den sie auf ihn machten, nicht so bald erholen könne. In der That, er war wie aus den Wolken gefallen oder als hätte ihn die eben erfahrene Neuigkeit zu Boden geschmettert, denn es war ja nun jene schon zweimal in ihm aufgetauchte Idee, daß Jan van der Straaten der bisher unbekannte musikalische Bewohner jenes Schiffes sei, in greifbarer Wirklichkeit vor ihn hingetreten.

»Wie,« sagte er, kurz und rasch aufathmend, nachdem er sich von seiner ersten Bestürzung erholt, »Sie – Sie sind der Bewohner jenes Schiffes, der sogenannten Mose-nixe, die gestern Abend die schöne Musik hören ließ? Ah – das ist mir neu, oder nein,« – und er faßte sich dabei an die vor innerer Bewegung bleich gewordene Stirn – »es ist mir nicht ganz neu, denn – denn doch verzeihen Sie,« unterbrach er sich, »Sie haben mich gleich mit dem Anfang Ihrer Rede etwas außer Fassung gebracht. Ja! – Also diese Musik,« fuhr er nach kurzer Pause fort – »und bei Gott, sie war sehr schön und Sie sind vortreffliche Musiker – diese Musik haben Sie gemacht? O! Welches Instrument spielten Sie denn, wenn ich fragen darf, denn ich habe ja drei verschiedene gehört.«

»Ich spielte die Geige,« erwiderte Jan sehr ruhig, »ein Freund, der mit mir reist, das Cello, und ein Diener, der ein gelernter Musikus ist, die Clarinette.«

»Ah – so! Nun, da habe ich wohl bedeutende Künstler vor mir?« fragte Jacob van der Myers ganz bescheiden und sah den jungen Mann mit weit geöffneten Augen an.

»O nein,« erwiderte Jan nicht minder bescheiden, »Künstler im eigentlichen Sinne des Worts sind wir nicht, nur erträgliche Dilettanten, aber allerdings wohl geschult und gut eingespielt, denn wir lieben es, unsere Liebhaberei eben so in der Fremde auf Reisen fortzusetzen, wie wir sie – *in der Heimath* pflegen.«

»In der Heimath!« wiederholte Jacob van der Myers mit einer Weichheit in der Stimme, wie er sie bis jetzt noch nicht hatte hören lassen. »O, wie dies Wort aus Ihrem Munde mir so eigenthümlich klingt, denn Sie betonen es ja so seltsam. Ach!« – Aber da richtete er sich mit einem Mal in seiner ganzen Höhe auf, sah den darüber verwunderten Jan mit durchdringenden Blicken an und fuhr dann sogleich mit fast dringender Herzlichkeit fort, die, ihm selber unbewußt, aus dem Klange seiner Stimme und dem Ausdruck seiner Miene strömte: »O, mein Herr! Sie sagten mir ja vorher, daß Sie sich mir heute in Ihrer wahren Gestalt zeigen wollten. Sie haben damit einen guten Anfang gemacht, nun setzen Sie denselben auch fort. So sagen Sie mir denn, wo ist denn eigentlich Ihre Heimath? Denn sehen Sie – ich habe mir schon genug darüber den Kopf zerbrochen – und wenn Sie auch nicht begreifen können, warum das so ist, so ist es doch in der That so: ich höre aus Ihren Worten viel mehr heraus, als Sie vielleicht damit ausdrücken wollen. Mit einem Wort!

Alles, was ich an Ihnen sehe und von Ihnen höre, Ihre Erscheinung, der Accent Ihrer Sprache, Ihr ganzes Wesen, endlich Ihr Schiff, dessen Takelage und Flagge, und zuletzt Ihre – Ihre Musik, wenigstens die Wahl einiger Ihrer Musikstücke, erinnert mich nur zu sehr an mein eigenes Vaterland – an Holland. Sind Sie etwa wirklich ein Holländer, wie ich schon vom ersten Augenblick an muthmaße?«

Jan erröthete stark, aber sogleich faßte er sich und auf dem so günstig begonnenen Pfade weiter vorschreitend, sagte er:

»Herr van der Myers, was soll das Geheimniß zwischen uns? Und so, da Sie als ehrlicher Mann mich geradezu fragen, ob ich ein Holländer bin, antworte ich eben so ehrlich: Ja, ich bin es!«

Diese letzten einfachen und mit der offenherzigsten Miene gesprochenen Worte erschütterten den alten Mann mehr, als Jan es vermuthet hatte. Zuerst bedeckte er sich mit beiden Händen das Gesicht, dann stand er plötzlich von seinem Stuhle auf und trat einen Augenblick an's Fenster, seinem Besuch in dieser Stellung den Rücken zukehrend, gleichsam als wolle er ihn nicht den Zeugen seiner inneren Bewegung werden lassen.

»Ich dachte es, ich dachte es!« hörte Jan ihn leise aufstöhnen. »Halte aus, mein Herz, halte aus, Du hast ja schon Schlimmeres ertragen!«

Dann drehte er sich wieder um, setzte sich langsam und wie halb gebrochen auf seinen Stuhl und sagte mit

einem Ton der Stimme, die einen noch viel weicheren, fast wehmüthigen Klang hatte:

»Bitte, mein Herr, reden Sie offenherzig und ganz ohne Rückhalt weiter, denn wie mich dünkt, müssen Sie mir noch viel mehr zu verkünden haben. Und wenn dadurch die Schranke zwischen uns auch noch viel größer wird, da ich ja für ewig meinen Sinn von Holland abgewandt habe, und obgleich es mir unendlich wehe thut, davon zu reden, so sagen Sie mir doch, da wir einmal so weit gekommen sind: welche Stadt in Holland ist Ihre Heimath?«

Jan that einen tiefen Athemng und nahm allen seinen Muth zusammen, denn das nächste Wort fast allein schon mußte von entscheidender Bedeutung für den Verlauf der stattfindenden Unterredung und den Erfolg seines Unternehmens sein. So sagte er denn mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Milde und Festigkeit zugleich:

»Ich lebe in Rotterdam!«

Jacob van der Myers zuckte zusammen, als ob ihn ein Pfeil mitten in's Herz getroffen hätte, und Jan hatte, wie er bald sah, Recht gehabt: dies einzige Wort öffnete die Pforte des morschen Herzens des alten Mannes, denn daß dasselbe namenlos tief ergriffen war, klang aus seinen folgenden Worten unverkennbar heraus:

»O weh!« sagte er seufzend und mehr zu sich selbst als zu Jan sprechend. »Rotterdam ist auch meine Vaterstadt. Und von ihr, o mein Gott, schreibt sich mein ganzes Unheil und Elend her.«

Es entstand eine kurze Pause und Jan überlegte rasch, wie er fortfahren sollte, um so schnell wie möglich zu dem ihm schon näher gerückten Ziele zu gelangen. Endlich hielt er es für das Beste, auf die zuletzt gehörten Worte keine Rücksicht zu nehmen und so sagte er mit sehr natürlich erscheinender Verwunderung in seiner Miene:

»Wie? Sie sind aus Rotterdam gebürtig?«

»Ja, mein Herr,« fuhr nun der alte Holländer mit zunehmender Selbstbeherrschung fort, da er seinen Entschluß gefaßt zu haben schien, »und wenn Sie zur guten Gesellschaft in Rotterdam gehören, wie ich aus Ihrer ganzen Erscheinung schließe, so kann Ihnen der Name meiner Familie daselbst nicht unbekannt geblieben sein.«

»Ah, aus *dieser* Patricierfamilie in Rotterdam stammen Sie her?« fragte Jan mit höflicher Verneigung. »Das wußte ich freilich nicht, denn es giebt auch im Haag und in Amsterdam eine dieses Namens. Ja wohl kenne ich die van der Myers in Rotterdam und wer sollte sie nicht kennen? Diese Ihre Familie ist eine der edelsten in der Stadt und hat einen guten Ruf, über weite Meere und Länder hinaus.«

Jacob van der Myers senkte das graue Haupt auf die Brust. »O ja,« flüsterte er fast nur, »aber trotzdem sie so edel ist und sich eines so guten Rufes erfreut, hat sie nicht edel an mir gehandelt und *meinen* guten Ruf für nichts geachtet.«

»Wie, Herr van der Myers, was sprechen Sie da?« fragte Jan wieder mit sehr natürlich zum Vorschein kommender Verwunderung. »Das kann ich mir nicht denken.

Wer hätte je Uebles von dieser Familie gesprochen oder ihr den Vorwurf machen können, daß sie übel an einem Menschen gehandelt?«

»Ich, ich, mein Herr!« sagte Jacob van der Myers sehr laut und fast streng, indem er wieder von seinem Stuhle aufsprang, sich vor den Nedenden hinstellte und in seiner ganzen Höhe ausrichtete. »Ja, wenn noch Niemand so gesprochen hat, so bin ich der Erste, der es thut, und ich habe das vollste Recht dazu.«

»Aber wie denn?« fuhr Jan mit der größten Ruhe, wiewohl überaus freundlich fort, »Sie machen mich äußerst gespannt. Ich kenne die Verhältnisse und die lebenden Mitglieder dieser Familie sehr genau, habe aber nie etwas Aehnliches von ihnen gehört, wie Sie es mir so eben sagen.«

»O ja, das glaube ich wohl, mein Herr, Sie mögen von den lebenden Mitgliedern derselben Recht haben, aber das, was mich betrifft und was mir die todten angethan, wissen Sie nicht und können Sie auch gar nicht wissen, denn es geschah vor vielen, vielen Jahren, als Sie noch ein Kind oder höchstens ein Knabe waren. Es sind nämlich achtzehn Jahre her, daß diese Familie an mir sehr Uebles und nicht gerade Edles that, und in achtzehn Jahren erlischt Vieles in dem Gedächtniß der Menschen und verblutet sich Vieles, nur nicht mein Schmerz, der jeden Tag neu geboren wird, bis er mir das Herz zerreißen und zerstören muß.«

»Aber ich bitte Sie,« fuhr Jan mit der sanftesten Stimme fort, die ihm zu Gebote stand, »ich verstehe Sie immer

noch nicht. O, klären Sie mich doch darüber auf. Ich habe alle Verhältnisse des Hauses van der Myers und jedes einzelne Glied der Familie gekannt. Der alte Herr, der bis vor wenigen Monaten als Chef in dem Weltgeschäft fungirte, ist freilich todt –«

»O ja,« unterbrach ihn Jacob van der Myers, da Jan eine künstliche Pause eintreten ließ, »ich weiß es, von – von meiner Nichte Johanna van der Hooghe, die seit acht Wochen bei mir zum Besuch ist – sie hat mir den Unglücksfall erzählt.«

»Nun wohl, dann wird sie Ihnen auch erzählt haben, ein wie braver Mann Justus van der Myers war, der seinen Namen, der Gerechte, mit vollem Recht führte, und in welchem hohen Ansehen er in der ganzen Stadt bei hohen und niedrigen Personen stand.«

»O ja, das mag sein, aber dennoch hat er übel, sehr übel und keineswegs gerecht gegen mich gehandelt.«

»Nun,« lenkte Jan mit absichtlicher Nachgiebigkeit ein, um dem alten Herren nicht in Allem zu widersprechen, »er war allerdings, eben so wie sein Vater, ein etwas starrer und eisenköpfiger, an dem Vergangenen hängender Mann, der sich in die so rasch fortgeschrittene Gegenwart nicht immer finden konnte, wie es ja unter den Holländern alten Schlages so viele seines Gleichen giebt, aber jedenfalls war er in seinen Neigungen, Ansichten und Handlungen, mögen Sie von ihm sagen, was Sie wollen, ein edler, gerechter und wackerer Mann.«

»O ja, ja, ja,« brauste Jacob van der Myers fast auf, »ich lasse ihm ja alle die von Ihnen ihm zugeschriebenen

Eigenschaften, und im Allgemeinen mag er auch die gute Nachrede verdienen, die Sie ihm so eben halten. Nur für mich hatte er diese guten Eigenschaften nicht, denn er und sein Vater, und dieser zumeist, haben nicht edel und gerecht, nicht wacker an mir gehandelt – Sie mögen sagen, was Sie wollen!« wiederholte er die eben von Jan gesprochenen Worte mit einer an Ironie gränzenden Schärfe und Bitterkeit.

Jan's Augen vergrößerten sich und schienen Funken zu sprühen, als ob des alten Herrn Urtheil über einen Dahingeschiedenen ihn persönlich verletze. Auch er richtete sich nun auf, stellte sich dicht vor Jenen hin und fuhr dann, indem er sich fast gewaltsam zu einem sanfteren Verfahren zwang, fort:

»Was haben die Beiden Ihnen denn gethan, Herr van der Myers? Bitte, sagen Sie mir es doch, schenken Sie mir darin Ihr Vertrauen. Sie glauben nicht, wie sehr mich das zugleich interessirt und bewegt. Vielleicht bin ich dann im Stande, Ihnen eine Aufklärung über die Handlungsweise der beiden Männer, wenigstens des jüngeren, Justus, zu verschaffen, wonach Sie Ihre Ansicht über ihn berichtigen könnten.«

Jacob van der Myers kehrte zu seinem Stuhle zurück, als fühle er das Bedürfniß, sich zu setzen. Sein Zustand war sichtlich ein ungemein gepreßter und seine Brust wogte von den sie erfüllenden peinlichen Empfindungen auf und nieder. Offenbar schwankte er, ob er der

Bitte Jan's nachgeben solle oder nicht, aber seine Sehnsucht, vielleicht auch ein nie so stark gefühltes Bedürfnis, seinen Schmerz einmal vor einem Menschen auszusprechen, überwand seine Scheu allmähig mehr und mehr und so sagte er nach kurzem Besinnen und indem er sich über seine Freimüthigkeit selbst zu wundern schien:

»Nun, Herr van der Straaten, ich weiß nicht, was es ist, was mir in Ihnen Gegenwart das Schloß vom Munde nimmt, welches so lange davor gelegen, noch woher es kommt, daß ich mich geneigt fühle, Ihnen so schnell ein so großes Vertrauen zu schenken. Allein – ich wiederhole es – Ihre Melodien gestern Abend haben eine unglaubliche Gewalt auf mich ausgeübt« – und hier fing er plötzlich, als könne er nicht anders, holländisch zu sprechen an was nun auch Jan fernerhin that – »und mir das Herz in seiner ganzen Tiefe aufgewühlt. Ja, als ich jene heimathliche Weise hörte, die mir meine gute Mutter so oft vorgesungen hat, als ich noch ein Kind war, und die ich Ihnen auf meinem Horn wiederholte, da sah ich im Geiste Holland vor mir, mein theures Vaterland, wie ich es als junger Mensch verließ, und alle Freuden und Träume meiner Jugend, mein Vaterhaus, die Gespielen meiner Kindheit, Alles, Alles, was mir unvergeßlich und namenlos theuer ist, lebte mit einem Male vor meinem geistigen Auge wieder auf und ich blickte in meine Vergangenheit wie in einen glänzenden Spiegel hinein, der, ach! allmähig sehr blind und matt geworden ist. Das ist es, ja, das, was mich gestern so weich gemacht und

mich jetzt fast wider meinen Willen gezwungen hat, Ihnen mein Vertrauen zu schenken.«

Als er jetzt einen Augenblick schwieg, gab Jan auf die liebenswürdigste Weise seine Theilnahme zu erkennen und sein hübsches Gesicht nahm, selbst in den Augen des alten Herrn, einen überaus gewinnenden Ausdruck an, so daß dieser, als ein ganz Anderer erscheinend, plötzlich wieder aufsprang, die Hand des jungen Mannes ergriff und ihn auf sein Sopha führte, wo er sich gleich darauf mit seltener Lebhaftigkeit neben ihn setzte.

»Kommen Sie,« sagte er fast treuherzig, »setzen Sie sich hierher mit mir und hören Sie an, was ich Ihnen zu erzählen habe, und wenn ich damit zu Ende bin, dann sollen Sie mir sagen, ob Philipp, der Vater, und Justus van der Myers, sein Sohn, die edlen Männer wie Sie sie vorher nannten, auch edel an mir gehandelt haben, denn ach! mein Herr, aussprechen muß ich es doch einmal – ich kannte ja Beide genau, viel genauer als Sie, da der Eine von Beiden – mein Vater, und der Andere – mein Bruder war.«

»Wie!« rief Jan mit sehr natürlich zu Tage kommendem Erstaunen, »in so nahem Verwandtschaftsgrade standen Sie mit dem Hause van der Myers?«

»Ja, mein Herr, und da Sie mit diesem Hause bekannt und vertraut sind, wie Sie sagen, so werde ich Vieles nur kurz zu erwähnen brauchen, da es Ihnen ja wohl in die Erinnerung zurückkommen muß, wenn Sie einmal davon gehört, und wer in Rotterdam hätte nicht von unserem traurigen Zwist Kenntniß genommen? Nur das Eine

sagen Sie mir zuvor: haben Sie denn in jenem Hause, in jener Familie nie etwas von dem verbannten oder – geradezu gesagt – dem enterbten jüngeren Bruder des Justus, dem Jacob gehört?«

Jan that, als ob er ernstlich darüber nachsänne. »Ja,« sagte er endlich, sich an die Stirn fassend, »mir ist, als hätte ich vor vielen Jahren so Manches darüber flüstern gehört –«

»O, flüstern! Aber ja, von mir – denn ich bin ja dieser Jacob van der Myers – hat man nur geflüstert, ich war ja nicht werth, daß man offen von mir sprach und laut seine Theilnahme an mir verrieth. Und was war mein Vergehen? O mein Gott, daß ich allein meinem Herzen folgte, daß ich, der reiche Großhändlersohn, der nur für den Erwerb geboren, erzogen war, dem Erwerbe den Rücken kehrte, daß ich, mit einem Wort, einem Kinde, meiner Tochter Sarah, das Leben gab, einer Tochter, die so rein, so unschuldig an meinem Elend ist, wie nur die Sterne am Himmel es sein können, und also auch in den Augen meines steinharten Vaters hätte so unschuldig erscheinen müssen. O ja, und diese Tochter sollen Sie auch noch sehen, um sich zu überzeugen, daß ich von ihr die Wahrheit spreche, wenn ich sie brav, edel, das verkörperte Bild der Unschuld nenne.«

»Ich habe sie schon vorher gesehen,« fiel Jan beifällig nickend ein, der durch das ihm geschenkte Vertrauen von Neuem aufzuleben schien, »und ich habe sie schön, ja, Herr van der Myers, wunderbar schön gefunden.«

»O, schön! Ja, ja, schön!« rief Jacob van der Myers, die jetzt flammenden Augen zum Himmel aufschlagend, »aber was gilt dem eingefleischten, verknöcherten Kaufmann die Schönheit des Weibes, überhaupt alle Schönheit der ganzen Welt? Das Geld, nur das Geld allein ist ihm schön und begehrenswerth – und da ich auch etwas Anderes schön und begehrenswerth fand und es mir zu Eigen machte – eben dafür – wurde ich bestraft. Doch nun, da wir einmal so weit gekommen sind, hören Sie meine kurze und traurige Geschichte, damit Sie über mich, meinen Vater und meinen Bruder endgültig urtheilen können – und diese Geschichte dürfte für manchen jungen Mann, der allein seinem Herzen zu folgen, ein Mensch zu sein und Sitte, Herkommen, Familientradition und kaufmännisches Nabobsthum dafür in den Wind zu schlagen in sich den Willen, die Kühnheit und die Kraft besitzt, sehr lehrreich und beherzigenswerth sein.«

DRITTES CAPITEL. DIE GESCHICHTE DES ALTEN HOLLÄNDERS.

Jan van der Straaten, der sich auf die Anhörung dieser ihm längst bekannten Geschichte, deren Vortrag dem alten Herrn jedoch in seiner augenblicklichen Stimmung ein Act moralischer Nothwendigkeit und ein unabweisliches Bedürfniß geworden war, schon lange gefaßt gemacht hatte, setzte sich in bequemster Weise auf dem weichen Sopha zurecht und wandte sein Gesicht mit gespannter Aufmerksamkeit dem Erzähler zu, der jetzt fast vor Eifer sprühte, ihn einen Blick in sein Leben thun zu

lassen und sich damit selbst einmal die übervolle Brust freizusprechen. Und so hob er denn an und erzählte Folgendes:

»Mein Vater, Philipp van der Myers, war, wie Sie gewiß wissen, einer der reichsten Kaufleute in Rotterdam und trieb einen Großhandel, der sich fast über alle Länder der Erde, zumeist aber auf die Colonien erstreckte, die im Laufe der Zeiten den Holländern unterworfen worden waren. Er war ein sehr erfahrener, geschäftskundiger und unternehmender Mann, der nur, in meinen Augen wenigstens, den einzigen Fehler besaß, daß er alle Gedanken seines Kopfes, alle Gefühle seines Herzens dem Geschäft unterordnete, dessen Ausdehnung und Entwicklung sein alleiniges Lebensziel war und blieb. In seinem Comptoir wie in seinem Privathause herrschte er wie ein absoluter Monarch mit einer nicht selten zum Vorschein kommenden tyrannischen Beimischung, die ihn von seinen Untergebenen mehr fürchten als lieben ließ und sogar bei seinen Kindern die Verehrung und Liebe in Schranken hielt, die sie ihm so gern mit ganzem Herzen entgegengetragen und durch alle ihre Bestrebungen und Handlungen bewiesen hätten. So also beherrschte er auch seine Familie mehr, als er sie erzog und leitete, und sein Wille, den er stets mit eiserner Consequenz durchzuführen verstand, trat wie ein unumstößliches Machtgebot auf, dem Jeder ohne Murren sich unterwerfen und fügen mußte, mochten seine Einsicht, seine Wünsche, seine natürlichen Anlagen sich dagegen aufbäumen, so viel sie wollten.

»Er war in erster Ehe mit einer edlen Frau verheirathet, die aus einem ebenfalls sehr reichen Großhandlungshause stammte und ihm zu seinen, schon vorhandenen Gütern noch viele andere zubrachte. Ob diese Ehe bei dem Naturell meines Vaters eine glückliche gewesen, weiß ich nicht, auch dauerte sie nicht lange, denn die Frau starb bald, nachdem sie einem Sohn das Leben gegeben, eben jenem Justus, der, wie Sie wissen, erst vor wenigen Monaten gestorben ist. Justus ist also nur mein Halbbruder gewesen, obgleich dies in den ersten Jahren meines Lebens nie zur Sprache und noch weniger zur Erscheinung kam, aber doch will es mich bedünken, als ob mein Vater jenen erstgeborenen Sohn im Stillen mehr als mich begünstigt hätte, wofür ich erst in späterer Zeit stärkere Beweise erhalten sollte, denn wie hätte er sonst so starr, so rücksichtslos, so unväterlich gegen mich handeln können, wie er es nachher gethan?

»Ungefähr zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete er sich noch einmal mit Sarah van der Hooghe, einer ungemein sanften, liebevollen, doch wenig bemittelten Frau, und aus dieser Ehe stamme ich als einziger Sohn. Allein auch meine Mutter starb leider schon in meiner Jugend, als ich eben das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte und gerade von Holland abwesend war, da ich zu der Zeit als Handelsbeflissener in einem englischen Großhause in London conditionirte.

»Die Erziehung meines Bruders wie die meinige, die meist von denselben Lehrern geleitet wurde, war dem

Vermögen und den Verhältnissen unseres Vaters entsprechend, in jeder Beziehung eine gute und in mancher sogar eine glänzende, obgleich derselbe jedem zur Schau getragenen Luxus abgeneigt und in seinen persönlichen Bedürfnissen sogar ein ungemein einfach und sparsam lebender Mann war. Als wir, noch sehr jung, unsere Schulstudien beendet und von unseren Lehrmeistern die besten Zeugnisse erhalten hatten, wurden wir Beide, wie es nicht anders zu erwarten, zum Kaufmannsstande bestimmt und demgemäß, wie es damals üblich, in fremde Geschäfte gebracht. Mein Bruder Justus kam zuerst nach Amsterdam, ich nach London in ein großes Handlungshaus, später aber, nachdem wir im Verlauf von etwa drei Jahren einen guten Grund in unseren Leistungen und Kenntnissen gelegt und wiederum gute Zeugnisse von unseren Principalen erhalten, wechselten wir, um unsern kaufmännischen Gesichtskreis zu erweitern, unsere Stellen, mein Bruder kam nach London und ich nach Amsterdam, und wiederum nach einigen Jahren wurden wir Beide fast zu gleicher Zeit in das heimathliche Haus zurückberufen, um in das Geschäft unsers Vaters einzutreten und demselben unsere Kräfte und Talente zu weihen.

»Ich kann nicht anders sagen, das Verhältniß zwischen uns Brüdern war das beste von der Welt und wir trösteten uns oft gegenseitig, wenn wir mitunter die Entdeckung machten, daß unser Vater weniger als Vater, denn als Chef eines Großhauses und als strenger Meister unsere Kräfte übermäßig anspannte, uns nur wenige Erholung

gönnte und mehr von unserem guten Willen und unserer Arbeitskraft verlangte, als irgend ein anderer Untergebener zu leisten vermochte. Indessen waren wir Beide gleich kräftig, willig und zu jeder uns aufgetragenen Arbeit geneigt, und unsere Lage wäre eine ganz erträgliche gewesen, wenn uns nicht der unbeugsame Starrsinn, die eiskalte Gemüthsart und die allzu energische Triebkraft unsers Vaters manches Kümmerniß bereitet hätte. Dennoch ertrugen wir auch dies mit kindlich pietätvollem Sinn und jugendlicher Hingebung, und daß wir nicht ohne Erfolg thätig gewesen, bezeugte uns nicht allein der Beifall unsers strengen Vaters, sondern auch die Art und Weise, wie er unserer Thätigkeit schon in sehr jungen Jahren einen großen Geschäftskreis übertrug. Mir sogar wurde, als ich erst vierundzwanzig Jahre zählte, eine bedeutsame Ausgabe gestellt und daß mein Vater mich derselben gewachsen hielt, erweckte meinen inneren Trieb zu erneuter Anstrengung und stachelte meinen Ehrgeiz zu einer Höhe an, daß ich mir endlich selbst zu leisten zumuthete, was er, im Vertrauen auf meine Kraft, meinen jungen Schultern aufgebürdet hatte.

»Nachdem er nämlich meinen Bruder und mich eine Zeit lang in seinem Comptoir unter seiner unmittelbaren Aufsicht hatte arbeiten lassen und durch lange Unterredungen sich von unseren Ansichten und Beurtheilungen der Sachlage verschiedenartigster Verhältnisse unterrichtet hatte, trat er eines Tages mit seiner Absicht in Bezug auf uns heraus und wies uns in klaren Worten das neue Feld unserer Bestimmung an. Und hier zeigte sich

zum ersten Mal eine uns Allen sehr auffällige Bevorzugung meines Bruders, indem er mir, dem Jüngeren von uns Beiden, eine bei Weitem schwierigere und gefährlichere Aufgabe, meinem Bruder Justus dagegen eine viel leichtere und angenehmere übertrug. Denn während dieser in unserem Geschäft zu Rotterdam bleiben, darin in gewohnter Art fortwirken und höchstens alljährlich einige Reisen nach England, Spanien und Rußland machen sollte, wurde mir der Auftrag zu Theil, mich in die ostindischen Colonien zu begeben und dort die oberste Leitung unserer Angelegenheiten in die Hände zu nehmen.

»Ich erschrak auf das Aeüßerste, aber ich erhob dennoch keinen Widerspruch, weil ich vorher wußte, daß derselbe bei dem eisernen Charakter und der absolutistischen Handlungsweise meines Vaters doch ein vergeblicher gewesen wäre. Im Gegentheil, ich nahm das mir Gebotene anscheinend mit geduldiger Ergebung hin und bereitete mich mit allen Kräften vor, den mir gewordenen Austrag zur Zufriedenheit meines Vaters auszuführen.

»Zwischen dem Ausspruch desselben und meiner Abreise nach Ostindien lagen nur wenige Wochen und diese wurden mit den nöthigen Ausrüstungen meiner Reisebedürfnisse ausgefüllt. Daneben fanden viele Conferenzen zwischen meinem Vater, seinem ersten Gehülfen und mir statt und mir wurde darin Alles klar vor Augen gelegt, was ich in den Colonien vorfinden und daselbst zu vollbringen haben würde. Endlich aber waren die Zurüstungen zu Ende gediehen, ich hatte meine Ordres empfangen und so nahm ich denn Abschied von Allem, was

mir lieb und theuer war, bestieg eins der besten Schiffe meines Vaters, um an meinen Bestimmungsort abzugehen und – schied von meiner Heimath, um sie – bis auf diesen Tag – nicht wiederzusehen.«

Der Erzähler senkte sein Haupt mit einem tiefen Seufzer auf die Brust und schwieg eine Weile, als finde er sich im Stillen mit dem unbegreiflichen Walten des über ihn verhängten Schicksals ab, dann aber sammelte er sich wieder und fuhr mit ruhiger Würde in seiner Erzählung fort, während Jan van der Straaten sein Interesse an der Art und Weise des Erzählers jeden Augenblick wachsen fühlte.

»Ich kam glücklich in Java an und trat, wie Sie sich denken können, in eine mir ganz neue Welt. Das Land, die Natur, die mich umgebenden Menschen, ihre Sitten und Gewohnheiten, Alles war mir fremd und ich gebrauchte einige Zeit, um mich in den Wechsel aller meiner Verhältnisse zu finden, von dessen Größe und Umfang sich ein Europäer, der nie den alten Continent verlassen hat, keine Vorstellung machen kann. Dennoch fand ich mich ziemlich rasch in das auf mich einstürmende fremde Element und es gelang mir, auch mich selbst in dem mich umgebenden Wirrwarr wiederzufinden. Ich fand einige sehr tüchtige Arbeiter in dem javanesischen Geschäft meines Vaters vor und sie halfen mir redlich, die ersten Schwierigkeiten meines Amtes zu überwinden. Als ich mich aber erst eingearbeitet, entdeckte ich, daß die mir übertragene Aufgabe eigentlich nicht allzu schwer

für mich sei und ich strebte mit aller Lust vorwärts, zumal mir bald die Erfolge klar wurden, die ich erzielt. Mit einem Wort, es gelang mir, vortreffliche Geschäfte zu machen, das mir Entgegenstrebende zu besiegen und unserm europäischen Markt ganz neue Hülfquellen zu eröffnen. So erwarb ich denn große Reichthümer für meinen Vater, für unser Geschäft, denn an mich persönlich dachte ich nie dabei, da ich ja meines Vaters Sohn war und ein Theil seines Vermögens mir späterhin von selbst zufallen mußte. Außerdem war ich in meinem Einkommen so gut gestellt, daß ich davon noch sparen konnte, zumal ich in meinem ganzen Leben kein Verschwender gewesen, und so fühlte ich mich mit dem mir bestimmten Gehalt vollkommen zufrieden. Mein Vater war es ebenfalls mit mir und seine Briefe bestätigten mir das. Auch mein Bruder ließ mir bisweilen einige wohlwollende und ermunternde Zeilen zukommen und ermahnte mich zum geduldigen Ausharren. Er werde schon dafür sorgen, schrieb er, daß ich nicht allzu lange von der Heimath fern bleibe, und bei unserm Vater und Chef in jeder Beziehung zu meinen Gunsten zu wirken suchen. Ach ja, das schrieb er mir, aber was die Versprechungen der Menschen, selbst eines Bruders, bedeuten, darüber sollte ich mit der Zeit genügenden Aufschluß erhalten.

»Doch weiter, mein Herr,« unterbrach sich der Erzähler wieder, »ich will Sie nicht lange von meinem Leben und Treiben in Java unterhalten und Sie lieber rasch an den Ort führen, der mir für mein ganzes ferneres Leben so verhängnißvoll werden sollte.

»Auf Java blieb ich fünf Jahre und fühlte mich daselbst, namentlich in der letzten Zeit, leidlich glücklich, zumal ich alle meine Geschäftsunternehmungen glücken und gedeihen sah. Freilich empfand ich oft Sehnsucht nach meiner Heimath, denn ich hing an meinem lieben Holland mit einer Herzlichkeit sonder Gleichen, allein ich bezwang sie, indem ich mir sagte, die Pflicht fessele mich an die Colonien und meine Arbeit daselbst sei Arbeit für mein Haus, für meinen Vater, meinen Bruder, also auch für mich. Gegen das Ende des fünften Jahres meines dortigen Aufenthaltes indessen wurde meine Sehnsucht nach Europa stärker und ich sprach meinem Vater den Wunsch aus, bald dahin zurückzukehren, wenn es auch nur zum Besuch auf kurze Zeit sein sollte. Allein er wollte von dieser meiner Rückkehr, selbst von einem kurzen Besuche nichts hören, schützte die Wichtigkeit der mir zu Theil gewordenen Ausgabe vor und spornte meinen Ehrgeiz und meine Arbeitskraft durch einige freundliche Worte und eine Zulage zu meinem Gehalt zu immer lebhafterer Entwicklung an. Als ich aber noch einmal um die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen bat, vertröstete er mich mit etwas strengeren Worten auf die Zukunft und empfahl mir in sehr bündiger Weise, mich an die ersten Gesetze seines Hauses zu erinnern, die den Gehorsam und die Unterordnung unter die Wünsche seines Chefs von Jedem als heiligste Pflicht forderten. Ich sei sein Sohn, schrieb er, stehe als solcher über allen übrigen seiner Mitarbeiter, und so müsse ich auch allen Uebrigen

in der Befolgung seiner Befehle ein Vorbild und Muster sein.

»Genug, mein Wunsch ward nicht erfüllt und ich blieb bis zum Ende des fünften Jahres in Ostindien. Da erhielt ich eines Tages ganz unerwartet mit einem unserer Schiffe einen Brief, der mich in das höchste Erstaunen versetzte. Mein Vater schrieb mir, was er selten that, eigenhändig, da sogar seine Privatcorrespondenz von einem ihm sehr ergebenen alten Secretair geführt wurde, er werde mir in zwei Monaten einen älteren Commis als Stellvertreter schicken, dem ich alle meine Geschäfte zu übergeben hätte, denn es sei durchaus nothwendig, daß ich mich selbst nach der Capstadt begäbe, um die in unseren dortigen Unternehmungen eingetretenen Störungen auszugleichen und das in's Stocken gerathene Geschäft wieder in das rechte Geleise zu bringen.

»Dieser Brief versetzte mich, wie schon gesagt, in die höchste Aufregung, denn ich wußte schon lange, wie schlecht unsere Angelegenheiten im südlichen Afrika standen. Wie hatten dort seit langer Zeit große Besitzungen, von denen aus ein bedeutender Handel, namentlich mit Wolle und Wein getrieben wurde, aber durch die Besitzergreifung des Caps und der umliegenden Landstrecken durch die Engländer waren unsere Geschäfte von Jahr zu Jahr rückwärts gegangen, und ich war also dazu auserlesen, unser altes Ansehen unter den Eingeborenen wieder herzustellen und den geschädigten Handel wieder zur Blüthe zu bringen.

»Wie schwer diese neue Ausgabe unter den obwaltenden Umständen war, verhehlte ich mir keinen Augenblick, allein auch jetzt dachte ich an keinen Widerspruch und ergab mich unbedingt in das über mich verhängte Geschick.

»Nach zwei Monaten schon langte der verheißene Stellvertreter an und ich übergab ihm unverweilt alle meine bisher geführten Geschäfte, die er in bester Ordnung fand, wie er mir denn überhaupt unseres Chefs höchste Zufriedenheit mit meinen Leistungen und meiner Arbeitskraft aussprach. Darum auch und weil mein Vater so großes Vertrauen in mich setzte, daß ich selbst die viel schwierigeren Verhältnisse am Cap überwinden werde, sagte mir mein Stellvertreter, schicke man mich dahin, und dort, fügte derselbe mit einem heiteren Lächeln hinzu, sind Sie ja Europa, nach dem Sie ein so großes Verlangen tragen, schon um Vieles näher gerückt.

»Dieser letzte Trost, so unsicher er war, erhob mich am meisten und ich rüstete mich mit leichterem Herzen zur Abreise, als ich kurz vorher noch gedacht. Und so verließ ich Java, um etwa sechs Wochen später in der Capstadt einzutreffen, die ich schon auf meiner Reise nach Ostindien einmal flüchtig berührt und die mir im Ganzen wegen ihres gesegneten Klimas sehr wohl gefallen hatte.

»Indessen fand ich in der Capstadt und auf unseren weitläufigen Besitzungen alle Verhältnisse viel schwieriger und verwickelter, als ich mir vorgestellt und ich mußte, da mir auch hier Alles neu, wieder ganz von vorn anfangen und abermals mit mir fremden Menschen verkehren und arbeiten lernen. Hier in der Capstadt lag Alles ganz anders als in Java. In Java hatte ich Alles fertig, klar, geordnet gefunden und ich brauchte nur meinen Kopf und meine Hände zu rühren, um Nutzen zu stiften und Vortheil zu ziehen. In der Capstadt dagegen erschien mir Alles getrübt, verworren und unheimlich. Die Engländer hatten uns ungeheuren Abbruch gethan und waren zu ihrem eigenen Vortheil, den sie überall so gut wahrzunehmen verstehen, überaus thätig gewesen, natürlich auf unsere Kosten, was mir gleich in den ersten Tagen einleuchtete, als ich von den anwesenden Sachwaltern die Führung der Geschäfte in meine Hand genommen hatte.

»Dennoch gelang es mir nach und nach, auch hier allmählig wieder Ordnung zu schaffen und den Engländern den Rang abzulaufen, worin mir namentlich der Umstand half, daß die Eingeborenen bei Weitem mehr uns als den neuen Herren des Landes zugethan waren, was sich schon allein daraus ergab, daß sie fast nur die holländische Sprache gebrauchten, gegen die englische aber den größten Widerwillen zeigten und überhaupt den hochmüthigen Briten sich auf alle Weise abhold erwiesen.

»Ich könnte Ihnen hier einen reicheren Aufschluß über diesen wichtigen Punkt geben und durch thatsächliche

und unmöglich zu verkennende Beweise darthun, daß die Engländer überall, wo sie als Herren einkehren, das eingeborene Volk systematisch gegen sich aufzubringen wissen, anstatt klüglicher Weise das Gegentheil zu thun. Sie verstehen eben nicht zu colonisiren, wie die Holländer es verstehen, was Letztere ja wohl am schlagendsten in China und Japan bewiesen haben. Jedoch will ich mich hierüber nicht weiter auslassen, vielmehr zu meinen persönlichen Verhältnissen übergehen, die Ihnen bald interessanter erscheinen werden.

»Nur so viel will ich noch mittheilen, daß ich im Verlauf von sechs Jahren unser Geschäft auf dem Cap wieder in der alten Blüthe sah, daß unsere Erndten vortrefflich, unsere Ausfuhr sehr beträchtlich und somit unser Gewinnst ein ganz bedeutender war, was mein Vater wiederholt anerkannte, obgleich er nie ein Wort von meiner Rückkehr sprach, vielmehr mich immer von Neuem zum geduldigsten Ausharren und fleißigster Arbeit ermahnte. Somit hatte ich in sechs Jahren desersprießlichen viel geschafft und dazu hatte namentlich mein gutes Verhältniß mit den Eingeborenen beigetragen, die ich, die Kaffer und Hottentotten abgerechnet, ungemein bildsam,

fleißig und wacker fand, insbesondere die Malaien,¹ unter denen sogar Einige waren, die ich nach näherer Bekanntschaft herzlich lieb gewann und die mich eben so wieder liebten, weil sie nie den strengen und herzenskaltten Gebieter und Geldmenschen, sondern nur den wohlwollenden Menschenfreund und den sie in allem Guten unterweisenden Kaufmann in mir erkannt hatten. Ja, ich

¹Der Capitain zur See in der kaiserlich deutschen Marine (jetzt Contre-Admiral) Reinhold Werner sagt in seinen vortrefflichen Reisebriefen über China, Japan und Siam, die eben so geistreich wie interessant geschrieben sind und von gründlichen Studien jener fremden Länder wie von treuer Beobachtung der Natur und der Menschen daselbst Zeugniß ablegen: »Die Malaien gehören zu den Mischlingen von Europäern und Eingeborenen. Sie sind Abkömmlinge von malaiischen Sklaven, welche die Holländer früher, als sie noch das Cap besaßen, von ihren ostindischen Besitzungen einführten. Als die Engländer das Cap eroberten, wurden die Malaien frei und sie bilden jetzt die niedere Bürgerklasse. Der Name Malaie ist jedoch fast das Einzige, was von ihrer ursprünglichen Nationalität übrig geblieben ist. Sie sind durch Vermischung mit Hottentotten und Kaffern ein ganz anderer Menschenschlag geworden, ein ausgezeichneter, sowohl in physischer als moralischer Beziehung, und zeigen sich, was jedenfalls Beachtung verdient, den Hottentotten und Kaffern weit überlegen. Sie erinnern sehr an die spanischen und französischen Basken, besitzen durchgängig eine schlanke Figur, einen kräftigen Körperbau und angenehme Gesichtszüge. Außerdem sind sie arbeitsam und penibel reinlich, Eigenschaften, die unter Völkern, deren Heimath die Tropen sind, sehr selten angetroffen werden. Mit ihrer Nationalität haben sie auch ihre Sprache verloren, aber merkwürdiger Weise sprechen sie nicht Englisch, sondern wie überhaupt fünf Sechstel der Coloniebewohner, Holländisch.« Anmerkung des Verfassers.

liebte viele dieser zu liebenswürdigen Menschen veredelten Malaien, und ich hatte wohl Grund dazu, sie zu lieben, wie Sie gleich hören werden.«

Hier schwieg der Erzähler abermals und gab verschiedene Zeichen einer wachsenden Erregung kund. Er strich sich mehrmals mit den Händen durch sein ergrautes Haar, seufzte bang und schwer auf und sah wiederholt nach dem Oelbilde empor, welches über dem Sopha hing. Plötzlich aber schien eine frische Kraft über ihn hereinzuströmen; er erhob muthig den Kopf und nachdem er die Hände vor seiner Brust gefaltet und auf den ihm aufmerksam zuhörenden Jan einen forschenden Blick geworfen, fuhr er also in seiner Erzählung fort.

»Ich war fünfunddreißig Jahre alt geworden und noch nie hatte ein weibliches Wesen einen tieferen Eindruck auf mein Herz gemacht. Jetzt mit einem Male war der Zeitpunkt gekommen, wo ich erfahren sollte, was die Liebe zu einem Weibe sei, und damit, mein Herr, beginne ich Ihnen die traurige Katastrophe meines Lebens einzuleiten. Denn dieses Weib, obgleich es so unschuldig und rein, ein Engel an Gemüth und der Inbegriff von allen edlen menschlichen Eigenschaften war, führte mich in's Unglück, an dem ich noch jetzt leide, aber wenn Sie mich fragen, ob ich dieses Unglück nicht erlebt haben und dafür die Erinnerung an jenes Weib aufgeben möchte, so würde ich Ihnen ohne Bedenken antworten: Nein, ich will noch einmal gern mein ganzes Unheil ertragen, aber von diesem Weibe will ich nie in meinen Gedanken lassen, denn ich habe es geliebt, wie nur ein Mann ein

Weib lieben kann und sie hat mir mit ihrer vollkommenen Hingebung, mit ihrer unerschütterlichen Liebe und Treue den Himmel auf Erden bereitet, wofür ich ihr noch heute, wo sie schon so lange unter dem grünen Rasen schlummert, mit allen meinen Seelenkräften dankbar bin.

»Also vorwärts!« ermuthigte der Erzähler sich selbst, wobei Jan ihm wohl anmerkte, daß er das Folgende nur mit großer Selbstüberwindung und einem tief inneren Wehgefühl sprach: »Das Weib, welches ich liebte, Herr van der Straaten, war eine Malaiin und als ich sie kennen lernte, erst sechszehn Jahre alt. Sie war die einzige Tochter eines noch rüstigen Malaien, der in der Nähe eines großen Weingutes, welches zu unseren Besitzungen gehörte, ein eigenes schuldenfreies Weingütchen besaß, auf dem er als freier Mann lebte und sich redlich durch seiner Hände Arbeit nährte. Er war, trotzdem er ein Malaie, ein gebildeter Mann, hatte in seiner Jugend eine gute holländische Schule besucht und sich später, als er Commis in meines Vaters Geschäft gewesen, durch Fleiß, Treue und sonstige hervorragende Eigenschaften vor allen seinen Mitarbeitern vortheilhaft ausgezeichnet.

»Durch Ordnungsliebe und Sparsamkeit hatte er sich ein bescheidenes Capital erworben und damit sein kleines Gut gekauft, auf dem er sich ein Haus gebaut, in welchem er mit seiner Tochter Janda und einigen malaiischen Arbeitern lebte, nachdem seine Frau ihm schon vor Jahren gestorben war.

»Ich hatte ihn bald nach meiner Ankunft in der Capstadt kennen gelernt, ihn in manchen Dingen um Rath

gefragt, wiederholt seine Kelterei und Wirthschaft besichtigt und mir dadurch seine Freundschaft und Achtung erworben. Als ich bei einem dieser Besuche zum ersten Mal seine Tochter sah, fiel sie mir nicht besonders auf, vielleicht weil sie noch zu jung war und sich überhaupt fern von uns hielt, wie denn die malaiischen Mädchen meist achtbar und zurückhaltend sind und die jungen Europäer nur mit scheuen Augen zu betrachten pflegen. Indessen ich war schon ein bedeutend älterer Mann als sie, mein Kopf war überhaupt nur mit Geschäften und Sorgen angefüllt, und so richtete ich mein Auge selten auf Frauen, mochten sie noch so schön sein und allen übrigen Männern den Kopf verdrehen.

»Als ich nun aber fünfunddreißig Jahre alt geworden war und, wie gesagt, Janda zählte damals sechzehn Jahre, sollte ich sie durch einen eigenthümlichen Umstand näher kennen lernen, nachdem ihr Vater mir schon oft erzählt, daß seine Tochter mit Erstaunen und Bewunderung von mir gesprochen, da sie mich in unseren Weingärten mein Horn habe blasen hören, was einen ungemein tiefen Eindruck auf sie gemacht. Ich hatte darauf nicht weiter Acht gegeben, ritt nur jede Woche zweimal nach jenem Weingarten hinaus, beaufsichtigte meine Winzer und ihre Arbeiten und legte mich dann irgendwo an einem schönen Punkte nieder, um mein Horn ertönen zu lassen, das mich überall hin begleitete und mir jede andere Gesellschaft entbehrlich machte, denn ich war von Jugend auf ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik

gewesen und blies mein Instrument mit einer Art Begeisterung, zumal es ja mein einziger Trost in meinem öden und von meiner geliebten Heimath abgetrennten Leben war.

»Und nun komme ich zu dem Tage, Herr van der Straaten, der über meine ganze Zukunft entscheiden sollte, und er war an sich schon ein Unglückstag für mich, ohne daß ich ahnte, daß seine Folgen noch viel unheilvoller für mich werden sollten.

»Es war ein heißer Tag und ich hatte mich auf meinem Comptoir schon früh herzlich müde gearbeitet. Da ritt ich, diesmal mehr zu meiner Erholung als um eine Inspection auf jenem dem Malaien benachbarten Gute zu halten, gegen Mittag hinaus und legte mich, von dem weiten Ritt und der Hitze erschöpft, in unmittelbarer Nähe des malaiischen Hauses auf einem kleinen Hügel im Schatten zweier gewaltiger Eichen, die mich nur zu oft schon an meine liebe Heimath erinnert hatten, nieder. O mein Herr, wenn Sie jenes himmlische Klima in Südafrika nicht kennen, und wie sollten Sie es, so muß ich Ihnen sagen, daß jener Erdenfleck ein wunderbar schöner war und mir durch die Erinnerung an jenen Tag ein unvergeßlicher geworden ist. Auf dem Cap, dem glücklichsten Klima der Welt, wo die Palme neben der Eiche, Kaffee und Zuckerrohr neben unserm Korn und die Weintraube neben der Banane reift und wo also Alles, was man in unseren europäischen Gärten hinter Glas ängstlich bergen muß, wie in der Heimath im Freien blüht und Früchte

treibt, gab es im Bereiche unseres Weingutes viele solcher schönen Plätze, aber der, den ich diesmal zu meiner Ruhestätte gewählt, war mir der liebste von allen, denn ich überschaute von ihm aus das weite blühende Land mit seinen grünen Feldern, seinen blauen Bergen und das noch viel blauere Meer, und nebenan, nur wenige Schritte von mir entfernt, lag des braven Malaien Gut, ein kleiner idyllischer Landsitz, auf dem Liebe und Eintracht walteten und der Fleiß des Besitzers die herrlichsten Früchte zeitigte.

»Ich lag also im Schatten der beiden Eichen, süß duftende Rebenblüthen rings um mich her, blies erst auf meinem Horn und schlief dann, von der Hitze überwältigt, ein. Da erwachte ich plötzlich durch einen scharfen Schmerz an der linken Hand und, aus einem mich eben umfangenden Traume jäh in die Höhe fahrend, schrie ich entsetzt auf, denn ich sah eine giftige Viper an der Hand hängen, wo sie mir einen tiefen Biß in der Mitte derselben beigebracht.

»Die Tochter des Malaien befand sich, ohne daß ich es wußte, in unmittelbarer Nähe meines Ruheplatzes, auf meinen Schmerzensruf sprang sie wie eine Gazelle herbei, und als sie hörte und sah, was mir geschehen, eilte sie ohne Besinnen auf mich zu, drückte ihre Lippen auf die sichtbare Wunde und sog mir das Gift aus derselben aus, ohne auf meine Bitte zu achten, von ihrem Thun abzulassen und sich nicht selbst in Gefahr zu bringen.

»Ach, mein Herr, als ich dieses schönen Mädchens heiße Lippen auf meiner Hand fühlte und dabei in ihr glühendes, mit einer seltsamen Innigkeit auf mir ruhendes Auge sah, durchschauerte mich ein wunderbares Gefühl und es kam wie mit einer unbekanntem, unnennbaren Gewalt über mich. Ich, ja, ich liebte sie auf den ersten Blick und stand wie bezaubert vor ihr, indem ich ihre wundervolle Gestalt und ihr liebliches Gesicht nicht genug betrachten konnte.

»Doch, ich will Ihnen meinen damaligen Zustand nicht weiter auszumalen versuchen und nur andeuten, was geschah. Meine Wunde, die ohne das Hinzukommen des braven Mädchens lebensgefährlich gewesen wäre, heilte, nachdem sie mir einige von ihr eigenhändig gepflückte und zubereitete Kräuter aufgelegt, leicht und in kurzer Zeit, auch fühlte ich nicht das geringste Unwohlsein, aber meine Dankbarkeit für die so rasch geleistete Hülfe war grenzenlos. Ich begab mich, gleich nachdem das Unheil geschehen, mit Janda zu ihrem Vater und blieb den ganzen Tag bei ihm. Am andern Morgen, sobald ich meine Geschäfte abgewickelt, ritt ich wieder zu ihm hinaus und so viele Tage fort, bis ich keinen Tag mehr ohne Besuch in der Winzerei des Malaien verstreichen lassen konnte, der mir auch jetzt seine Freundschaft und sein Wohlwollen auf jede Weise bewies. Genug, ich folgte einem inneren gebieterischen Triebe und überließ mich meiner, bald zu einer unglaublichen Höhe anwachsenden Neigung zu der schönen Malaiin, wozu gewiß der Umstand beitrug, daß

ich diese Neigung von ihrer Seite erwidert glauben mußte.

»Darin täuschte ich mich auch nicht. Janda liebte mich in der That schon lange, ehe ich sie genauer kennen gelernt, was ich erst allmählig aus verschiedenen Andeutungen ihres Vaters und ihren eigenen erfuhr. Und ich, ich sprach ihr meine unwandelbare Liebe in wenigen Worten aus und sie – ach! sie glaubte meinen Betheuerungen so gern und sie hatte ein Recht dazu.

»Wenn ich Ihnen nun,« fuhr der Erzähler nach einer kurzen Pause fort, während der er wieder einen innigen Blick nach dem über dem Sopha hängenden Oelbilde emporgeworfen hatte, »die Schönheit dieses edlen Naturkindes, das durch seinen europäisch gebildeten Vater sittsam und wohl erzogen war, näher schildern soll, so vermag ich das kaum, obwohl ihre damalige Erscheinung mir noch ganz klar vor der Seele steht. Ja, sie war wunderbar schön, von elegantem, graziösem Gliederbau, und über ihr sanftes Antlitz war eine so große Lieblichkeit und Milde ausgegossen, wie mir nie wieder in meinem Leben etwas Aehnliches vor Augen gekommen ist. Doch nein, darin sage ich zu viel, denn da Sie meine Tochter Sarah gesehen, die das leibhafte Ebenbild ihrer Mutter ist, so können Sie sich ungefähr eine Vorstellung von derselben machen, ich sage ungefähr, denn Janda war fast noch schöner, noch elastischer, noch graziöser als ihre Tochter, nur war ihre asiatische Abkunft noch etwas stärker auf ihren Zügen als auf denen Sarah's ausgeprägt. Hier über uns, da, sehen Sie es an, hängt ihr Bild,

von der Hand eines englischen Künstlers in der Capstadt gemalt, als sie einundzwanzig Jahre alt und schon lange meine Gattin geworden war. Es ist wohl leidlich ähnlich und Sie müssen es sogar schön finden, aber die kindliche Ergebung, die taubenhafte Unschuld, diese mich berücksichtigende Unschuld, die auf ihrem Gesicht und in ihren dunklen Augen lag, hat der Maler freilich nicht wiederzugeben verstanden.

»Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück,« fuhr der alte Herr fort, dessen fahle Wangen sich in den letzten Minuten warm geröthet hatten. »Als ich zur Erkenntniß meiner Liebe und deren Erwidern durch Janda gekommen war, begab ich mich eines Tages zu ihrem Vater und theilte ihm meine Wünsche in Bezug auf seine Tochter mit. Er kannte mich als redlichen Mann, wie er selbst einer war, und fand in meiner Werbung nichts Verfängliches, obwohl eine eheliche Verbindung zwischen einem angesehenen Europäer und einer Malaiin nicht gerade zu den alltäglichen Ereignissen in der Capstadt gehörte. Ohne zuerst auf meinen Antrag zu antworten, rief er seine Tochter herbei, und als sie mit verschämten Wangen vor ihm hintrat und nur einen raschen glühenden Blick über meine Gestalt laufen ließ, fragte er sie, ob es wahr sei, daß sie mich liebe und mein Weib werden wolle. ›Ja,‹ rief sie, an seinem Halse liegend, frohlockend aus, ›auf ewig, mein Vater!‹ – ›Nun,‹ sagte er, ›dann kann ich Dir und Ihnen, mein Herr, meinen väterlichen Segen geben, aber Sie haben auch einen Vater in Europa, bedenken Sie das wohl, und ohne dessen Einwilligung werden Sie doch

wohl nicht eine Verbindung mit der Tochter eines Mannes eingehen wollen, dessen Vorfahren nur Sklaven der Europäer gewesen sind.«

»Ach, diese Erinnerung an meinen Vater fiel wie Eis auf mein liebewarmes Herz, aber ich fand seine Mahnung gerechtfertigt. Allerdings hatte ich unterlassen, im Rausch meiner Gefühle für Janda an meinen Vater zu denken, und dieser Gedanke kam jetzt also etwas spät in mir zum Durchbruch. So setzte ich mich denn sogleich hin, schrieb an meinen Vater und theilte ihm Alles mit, was geschehen. Ich schilderte ihm das reizende, unschuldvolle Kind der Natur, das von ihrem Vater so wohlerzogen und mit europäischer Bildung ausgestattet sei, schilderte ihm meine Liebe zu ihr und daß nur sie allein es verhindert, daß ein schneller schrecklicher Tod mich dahingerafft habe. Und so bat ich denn um seine Zustimmung zu unserer Verbindung und fügte hinzu, daß ich in allen übrigen Dingen, namentlich ob ich in der Capstadt bleiben oder mit Janda, wenn sie erst meine Gattin geworden, nach Europa zurückkehren solle, seinem Wunsche gehorchen würde. Allerdings befand ich mich damals schon in einem Alter, wo ich selbstständig über einen solchen Schritt entscheiden konnte, allein ich war in einem so guten patriarchalischen Verhältniß und in Gehorsam gegen meinen Vater, der zugleich mein Geschäftsherr war, erzogen, daß ich ihm doch meinen Wunsch in Form einer Bitte vortragen zu müssen glaubte, und so that ich diesen Schritt in der besten Hoffnung, daß er zum Ziele führen würde.

»Allein, was geschah? O, ich werde den Unglückstag nicht vergessen, als die sehnlich erwartete Antwort meines Vaters endlich in meinem Comptoir eintraf, und eben so wenig den namenlosen Schmerz, den dieselbe über mich ausschüttete.

»Mein Vater schrieb diesmal wieder eigenhändig und ich sah den Schriftzügen an, mit welcher Hast und welchem Unwillen sie auf das Papier geworfen waren, und zwischen ihren Zeilen las ich die Erbitterung, die den alten strengen Mann durch und durch erfüllte. Der Brief war nur kurz und bündig und ging gar nicht auf meine Auseinandersetzungen und die Schilderungen der Personen und Ereignisse ein. Ich solle augenblicklich mit dem Mädchen brechen, hieß es nur in höchst geschäftsmäßigen Ausdrücken darin, und wenn das nach meiner Ansicht nicht so leicht ginge, solle ich mit dem ersten besten Schiff nach Europa kommen. Zu dieser ihm von mir vorgeschlagenen Verbindung, die ihm die Schamröthe innerer Entrüstung in das Gesicht getrieben, werde er nie seine Einwilligung geben, dagegen werde er mir, wenn ich mich durchaus verheirathen wolle und müsse, ein Mädchen in Holland vorschlagen, welches mir durch sein Vermögen und seine Stellung in der Welt eine ganz andere und lohnendere Aussicht für die Zukimft eröffne.

»Das war Alles und das Letztere hatte ich bei meinem Vater immer am meisten gefürchtet, indessen so viel stand auch bei mir fest: verhandeln und verschachern, wie es unter den reichen Kaufleuten in Holland mit ihren Kindern Gebrauch war, wollte ich mich nie lassen,

und daß ich diesen Entschluß ausführen und auf meinem Vorsatz beharren würde, wußte ich nur zu gewiß, da ich mich selbst so gut wie meinen Vater kannte.

»Ja, in Folge dieses seines harten Gebots ging etwas Seltenes in mir vor. Zuerst ergriff mich ein maßloses Erstaunen über die vermeintliche Gewaltautorität eines Vaters, der mich elf Jahre lang wider meinen Wunsch von meiner Heimath entfernt gehalten, mich von Allem was ich liebte und ersehnte, getrennt hatte und mir nun auch jetzt die Erfüllung eines so natürlichen Wunsches versagte. Sodann regte sich auch in mir der alte starrsinnige holländische Geist, ein über mich verhängtes Joch, wenn es nicht anders ging, selbst mit Gewalt von mir abzuschütteln. Und augenblicklich gab ich diesem Gefühle einen Ausdruck, indem ich an meinen Vater in eben so kurzer und geschäftsmäßiger Weise schrieb und ihm mittheilte, daß ich diesmal seinem unväterlichen Gebote keine Folge leisten, sondern das Mädchen meiner Liebe unter jeder Bedingung zu meinem Weibe machen würde.

»Diesem kühnen Schreiben folgte die kühne That auf dem Fuße nach. Ich begab mich zu dem Vater Janda's, las ihm meines Vaters Brief und meine Antwort vor und theilte ihm den unwiderruflich von mir gefaßten Entschluß mit.

»Der brave Mann schüttelte bedenklich den Kopf und versuchte es, mich an die Pflichten eines Sohnes zu ermiern. Ja, so that ein Malaie gegen einen Holländer, ein

Mann, dessen Vorfahren ehemals Sklaven gewesen, gegen mich, den Sohn eines stolzen Kaufmanns, des hochgebildeten Europäers. Indessen fruchteten alle seine Vorstellungen nichts. Ich liebte in meinem Leben zum ersten Mal, mit aller Innigkeit meiner Natur, und ich sagte es ihm, daß ich nur durch seiner Tochter Besitz glücklich und zufrieden werden könne. Er versuchte es noch einmal und öfter, meinen Entschluß zu erschüttern, als er aber endlich sah, daß ich nicht von ihm abging, rief er wiederum seine Tochter und stellte ihr die Sachlage vor. Und was sagte da Janda, Herr van der Straaten? Sie sagte: »Wenn Jacob van der Myers mich selbst gegen den Willen seines Vaters nehmen will, so erkenne ich nur um so mehr daraus, wie sehr er mich liebt, und meine Pflicht ist es dann, mit allen Kräften meiner Seele diese Liebe zu erwidern und es zu versuchen, ihn trotz des Widerspruches seines grausamen Vaters glücklich zu machen.«

»Und so geschah es. In wenigen Tagen gehörte Janda mir, sie wurde mein Weib, und keinen Augenblick habe ich es bereut, daß ich meinen damaligen Empfindungen folgte, denn sie beglückte, mich bis zum letzten Augenblick ihres Lebens, wie nur ein edles und gefühlvolles Weib einen Mann beglücken kann. Einstweilen jedoch nahm ich sie noch nicht in mein Haus, denn ich konnte mir wohl denken, daß es nicht lange mehr das meine bleiben werde, vielmehr ließ ich sie bei ihrem Vater, der mir eine niedliche Wohnung in seiner Besorgung einräumte, bis über unsere Zukunft des Weiteren entschieden sei.

»Diese Entscheidung traf auch nur zu bald ein. Dem Briefe, worin ich meinem Vater meinen Entschluß angezeigt, seinen Befehlen in Bezug auf Janda nicht zu gehorchen, folgte unmittelbar ein zweiter, mit der Meldung, daß ich bereits ehrlich mit ihr verbunden sei. Das hätte ein Anderer vielleicht nicht gethan, um sich die aus diesem Thun nothwendig entspringenden Folgen zu ersparen, allein es lag einmal in meiner Natur, immer und überall ehrlich zu Werke zu gehen, wenn ich auch selbst Schaden dabei erleiden sollte. Mit umgehender Post erhielt ich auf diesen meinen letzten Brief an meinen Vater ein Schreiben aus seinem Comptoir, das von seinem vertrauten Secretair aufgesetzt und von ihm selbst nur unterzeichnet war, und dies Schreiben lautete dahin, daß von dem Augenblick an, wo ein bereits auserwählter Stellvertreter bei mir anlangen würde, ich mich nicht mehr als Mitarbeiter in seinem Geschäft zu betrachten habe. Was die weiteren Folgen meines unbegreiflichen und nicht genug zu tadelnden Schrittes sein würden, das würde mich die Zukunft lehren.

»Nun, was soll ich noch viele Worte darüber machen,« fuhr der Erzähler wieder nach einer kurzen Pause fort, »Sie können sich ja denken, in welcher peinlichen Lage ich mich damals befand, eine Lage, die mir einzig und allein durch die hingebendste Liebe meiner Janda erträglich gemacht werden konnte. Genug – der angekündigte Stellvertreter kam, noch rascher, als ich es erwartet. Ich empfing ihn mit der größten Höflichkeit und er benahm sich gegen mich wie ein Mann von Geist und Gemüth,

der nicht ein einziges Wort über die Ursache des Stellenwechsels fallen ließ. Ich übergab ihm die Geschäfte, wie sie lagen, die Häuser und Ländereien, die Vorräthe und Papiere, mit einem Wort, das ganze Eigenthum meines Vaters in vortrefflichster Ordnung und – verließ mein herrliches Landhaus und baute mir ein viel kleineres, bescheideneres in der Nähe des Hauses und auf der Besizung meines Schwiegervaters, – da oben an der Wand sehen Sie eine gelungene Abbildung davon – der sich durch die Verbindung mit mir nicht im Geringsten seinem Stande und seiner gesellschaftlichen Stellung überhob, sondern bescheiden und demüthig blieb, wie er es immer gewesen war, aber so oft er gewährte, daß sein Kind mit mir überaus glücklich sei, seine Freude darüber laut zu erkennen gab.

»Ja, glücklich war ich mit meiner theuren Janda, so glücklich, wie ein Mann es nur sein kann, der in der beseligenden Liebe der Geliebten alle seine Erdenwünsche verkörpert sieht; aber dennoch kann ich nicht läugnen, daß mir bisweilen vor der Zukunft wie vor einem geheimen Schicksal bangte, denn die Drohung meines Vaters konnte ich nicht vergessen, und da ich seinen unbeugbaren Charakter, sein zähes Festhalten eines einmal gefaßten Entschlusses und Planes kannte, wußte ich, daß er darin auch diesmal Wort halten, obgleich ich nicht im Geringsten ahnte, wie schwer die mir von ihm zgedachte Strafe auf mein Haupt fallen würde.

»Einige Jahre vergingen mir in rastloser Arbeit und ich sah auf unserem Gute, das ich durch allmälige Ankäufe von kleinen weintragenden Ländereien vergrößerte, Segen und Gedeihen um mich ausgebreitet, da kam es plötzlich wie ein Gewitter über mich. Und zwei Schläge waren es fast zugleich, die mich ziemlich unvorbereitet trafen. Der erste brachte die Nachricht vom Tode meines Vaters, der auf einer Reise nach Deutschland, wo er in einem Badeorte, in dem er Genesung von einem langjährigen Uebel suchte, plötzlich gestorben war.

»Diese Nachricht kam mir von meinem Bruder Justus zu, der mir zum ersten Mal, seitdem ich aus dem Geschäft getreten war, schrieb und in dem Briefe kein Wort von meinem Zerwürfniß mit dem Vater und eben so wenig über unsere gegenseitige Stellung erwähnte. Ich wunderte mich sehr darüber, aber ich sollte nicht lange in dieser Verwunderung zubringen, denn alsbald kam der zweite Schlag und der traf mich nicht weniger schwer als der erste. Es langte nämlich ein amtliches Schreiben von einem Advokaten aus Rotterdam an, woraus ich erfuhr, daß mein Vater an dem Tage, wo er meine Verheirathung mit Janda erfahren, ein Testament gemacht und gerichtlich niedergelegt, worin er meinen Bruder Justus zum Universalerben seines ganzen Vermögens, seines Geschäfts und sonstigen Besitzes eingesetzt, mir aber nur den gesetzlich gebührenden Pflichttheil zuerkannt habe. Erläutert war diese Handlungsweise in der mitgesandten und beglaubigten Abschrift des Testamentes selbst, worin

es hieß, daß mein Vater sich nach reiflicher Prüfung bewogen gefunden habe, mir seine Huld zu entziehen, weil ich gegen seinen Wunsch und Willen eine unerlaubte, in jeder Beziehung unstatthafte und meinen Verhältnissen widersprechende eheliche Verbindung eingegangen sei und mich dadurch seiner Liebe und seines Vertrauens im ganzen Umfange unwürdig erwiesen habe. –

»Verzeihen Sie,« fuhr der Erzähler mit ernsterer Miene und sichtbar noch jetzt tief bedrückt fort, »daß ich meine traurige Geschichte wider meinen Willen immer weiter ausdehne, allein sie wird bald zu Ende sein und ich werde mich so kurz wie möglich fassen. – So war ich also eigentlich geschäftslos, enterbt, verstoßen, wie es sonst nur einem Uebelthäter zu geschehen pflegt. Indessen fand ich mich darein, da mir nichts Anderes übrig blieb. Mit einem Theil des bald an mich gelangten Pflichttheils – von meiner Mutter besaß ich ja kein Vermögen –, der allerdings groß genug war, um angenehm davon leben zu können, wenn wir bescheidene Ansprüche machten, kaufte ich mir jetzt neben dem Gute meines Schwiegervaters ein ziemlich großes Stück Weinland von einem Engländer, baute mir mein Häuschen noch weiter aus, arbeitete mit allen meinen Kräften für mich und meine Familie allein und erwarb so viel, daß ich meine kleinen Glücksgüter allmählig wachsen sah. Das wäre somit ein guter Fortgang meiner Thätigkeit und meiner Stellung gewesen, allein was nicht gut war, das war der Umstand, daß ich nach und nach in eine Art Schwer-muth oder Melancholie verfiel, die mir das Glück trübte,

in dem ich bisher mit meiner Janda gelebt. Sie dürfen aber nicht glauben, daß ich meine Ehe bereute und daß dies der Grund meiner traurigen Stimmung war, o nein, diese Ehe beglückte mich fort und fort namenlos. Aber daß mein eigener Vater mich so verkannt, mich so schonungslos behandelt und daß mein Bruder so lieblos gegen mich verfuhr und nicht einmal bei der Benachrichtigung vom Tode meines Vaters ein brüderliches herzliches Wort an mich gerichtet, das zehrte an meiner Seele und bedrückte mich mit den fortschreitenden Jahren immer mehr und mehr.

»Doch noch Eins muß ich hier erwähnen, bevor ich zu einer abermaligen Wandlung meines Schicksals übergehe. Ich hatte einen unüberwindlichen, an Haß gränzenden Groll auf Alles geworfen, was mich an die Heimath erinnerte, die mich, trotzdem ich ihr so ergeben war, so erbarmungslos von sich gestoßen. Namentlich auf meinen Bruder concentrirte sich der Groll, da ich seine Handlungsweise gegen mich in dunklen Stunden meines Lebens – und diese kamen mir jetzt sehr oft – als eine feine Art Erbschleicherei zu betrachten anfing. Ich sage damit vielleicht zu viel, aber schon der Gedanke daran, daß er jetzt Alles besaß, was ich zum Theil durch meine jahrelange Arbeit erworben und was von Gottes und Rechts wegen auch ich besitzen konnte, beschwor einen tiefen Schatten in meinem Gemüth herauf, der selbst bis auf den heutigen Tag nicht ganz von mir gewichen ist. Natürlich hatte ich vom ersten Tage an, wo Justus mir den Tod unseres Vaters mit so kurzen Worten meldete, alle

Verbindung mit ihm abgebrochen, und als einmal in späterer Zeit ein Brief von ihm ankam, nahm ich denselben gar nicht an, sondern schickte ihn uneröffnet als unbestellbar an seine Adresse zurück. Diese Briefsendungen wiederholten sich sogar noch öfter und jedesmal sandte ich sie, ohne ihren Inhalt gelesen zu haben, an ihren Absender heim.«

»Das war unrecht!« unterbrach hier zum ersten Mal Jan van der Staaten den Erzähler, indem er sich mit flammendem Gesicht und wie von einem inneren Antriebe fortgerissen, zu ihm hinwandte, aber gleich darauf, als habe er wider seinen Willen zu viel gesagt, wieder schwieg.

»Wieso war es unrecht?« fragte Jacob van der Myers mit einigem Erstaunen. »Doch ja, von Ihrem Standpunkt aus mögen Sie Recht haben, allein bedenken Sie nur, in welcher traurigen Gemüthsverfassung ich mich damals befand. Trübsinn wechselte mit Groll und Haß, und in meinem Hirn brüteten finstere Gedanken, wie in meinem zuckenden Herzen die qualvollsten Empfindungen auf und abwogten. Nein, ich wollte von meinen Verwandten nichts mehr hören, ich wollte von jetzt an nur an meine eigene Familie denken und für sie leben, und diese Familie, Gottlob! war das Einzige auf der Welt, was mir nie ein Leid, nur immer neue Freuden und Genüsse bereitete.

»So lebte ich denn ruhig mehrere Jahre auf meiner kleinen Besizung fort, widmete mich ganz und gar dem

Weinbau, für den ich von jeher eine besondere Liebhaberei gehabt, bis endlich vor zehn Jahren mein theures Weib an einer Krankheit starb, die uns die Engländer nach dem Cap herübergebracht, und zwar an der Cholera, aber nicht ohne mir eine Tochter geschenkt zu haben, die das Ebenbild ihrer Mutter war und auf deren Erziehung und Ausbildung ich alle Mittel verwandte, die mir in jenem Lande und unter meinen Verhältnissen zu Gebote standen.

»Endlich starb auch mein Schwiegervater, der sich mir bis zur letzten Stunde als ein wackerer und redlicher Freund erwiesen, und nun hielt ich es nicht länger am Cap aus. Zuerst verkaufte ich mein allmählig erweitertes und verbessertes Gut, machte Alles, was ich besaß, zu Gelde, was mir bis auf einen hübschen Weinberg gelang, den ich erst vor anderthalb Jahren veräußern konnte, und kehrte – es sind jetzt gerade zehn Jahre her und ich war damals fünfundvierzig Jahre alt – nach Europa zurück. Zuerst ging ich mit meiner neunjährigen Sarah und einer malaiischen Begleiterin nach London, lebte dort still und zurückgezogen und sah mein Kind zu einer Jungfrau heranwachsen und erblühen. Sie sprach alle Sprachen, die ich sprach, gleich gut, das heißt Holländisch, Englisch und Deutsch, auch hatte sie außerdem ganz leidliche Kenntnisse gesammelt, wie ich denn auch ihre reine Altstimme ausbilden ließ, denn die Liebhaberei für Musik blieb mir bis heute treu und hat mir die bittersten Stunden meines Lebens unendlich versüßt.

»Von London begab ich mich nach vier Jahren nach Deutschland, ohne die Gränzen meiner Heimath zu berühren, um Sarah und ihrer damaligen Begleiterin, die erst vor zwei Jahren starb, dies schöne Land zu zeigen und mich selbst durch Anschauung deutscher Verhältnisse und schöner Naturgegenden zu zerstreuen, was mir unbedingt nothwendig war. So kamen wir auch an den Rhein, wo wir ziemlich lange verweilten, und schifften endlich die Mosel herauf und hierher. Die hiesige Gegend gefiel mir ausnehmend; der edle Weinbau zog mich mächtig an und die Stille und Abgelegenheit des Ortes that meinem gequälten Herzen unglaublich wohl.

»Ich blieb längere Zeit in Berncastel, ging wieder nach dem Rhein, aber es zog mich abermals hierher zurück, wo sich mir unerwartet die Gelegenheit bot, dies kleine Gut und einige vortreffliche Weinberge zu kaufen.

»Ja, ich kaufte es, bezog zuerst das jetzt leer stehende Winzerhaus, während ich das, worin wir jetzt sitzen, zu meinem bequemeren Gebrauche herrichtete, und war so endlich als Bürger der kleinen Stadt Berncastel in Ruhe gelangt. Allein vor anderthalb Jahren mußte ich noch einmal nach London reisen, wohin Sarah mich natürlich begleitete, um einige Geschäfte abzuwickeln, die sich auf den Verkauf meines letzten Weingutes in der Capstadt bezogen, worüber ein mir seit vielen Jahren bekanntes dortiges Handlungshaus bereits in schriftliche Unterhandlung mit mir getreten war. Da, ich weiß nicht, wie und wodurch die Kunde nach Rotterdam gedrungen, daß ich

in London sei, begegnete mir daselbst eines Tages in einer Gesellschaft ein freundlicher junger Mann, den ich augenblicklich als einen Holländer erkannte und den ich schon dadurch fast allein lieb gewann, später aber, nachdem er sich die Erlaubniß ausgebeten, mich in meiner Behausung besuchen zu dürfen, bei mir doppelt willkommen hieß, denn mein altes Heimathsgefühl und meine unauslöschliche Hinneigung zu Allem, was holländisch war, war allmählig wieder in mir erwacht und brach sogar, meinen früheren festgewurzelten Groll besiegend, von Zeit zu Zeit in hellen Flammen auf.

»Dieser junge und mir alle Tage lieber werdende Mann nun besuchte mich oft und schien ein großes Gefallen an mir und, wie mich bedünken wollte, auch an meiner Tochter zu finden, die ihm in ihrer natürlichen Weise zwanglos entgegenkam und ihn besonders durch ihren Gesang fesseln mochte. Auch war er ganz dazu angethan, sich in meinem alten verödeten Herzen, das so wenig Liebe von den Menschen erfahren, einzunisten, und es war ihm das auch bis zu einem gewissen Grade gelungen, als er plötzlich und gegen alle meine Erwartung in seiner wahren Gestalt vor mich hintrat, indem er mir erst in vertraulicher Weise eröffnete, daß er mir näher stände, als ich glaubte, und dann, als ich, aufmerksamer geworden, ihn um eine bestimmte Erklärung bat, endlich mit dem Bekenntniß herausrückte, daß er Philipp van der Myers, meines Halbbruders Justus Sohn sei, und daß er, von demselben dazu autorisirt, mich einzig und allein in

der Absicht in London aufgesucht, um mich mit meiner so lange entfremdeten Familie zu versöhnen.

»Da, als ich diese Eröffnung so ganz unvorbereitet vernahm, erfaßte mich mit einem und zum letzten Mal der alte starrköpfige und widerspruchsvolle Sinn des Holländers. Meine ganze Vergangenheit und Alles, was ich durch meine Familie erlitten, die jetzt vielleicht kam, um mir ein Brosamen ihrer Gunst zuzuwerfen, lebte frisch vor meinem Geiste auf und – ich zerriß mit einem kräftigen Ruck das ganze Gewebe, welches mein Neffe so künstlich um mich zu spinnen verstanden. Kaum nämlich hatte er mich auf meine dringende Bitte verlassen, so faßte ich einen schnellen Entschluß, packte in der nächsten Nacht meinen Koffer und, obschon ich Sarah wohl anmerkte, daß sie mir diesmal nicht mit ganzer Seele folgte und mein Verweilen in London gern noch verlängert gesehen hätte, verließ ich bei Anbruch des Tages mit ihr diese Stadt, denn einmal fürchtete ich mich vor der nur zu leicht durchschaulichen und schon zum Theil sich bei mir bemerklich machenden Einwirkung des Sohnes meines Bruders, und dann widerstrebte es auch meinem ganzen Fühlen und Denken, wieder in irgend eine Verbindung mit meiner Familie zu treten. So kehrte ich denn hierher in meine Einsamkeit und in meinen Frieden zurück. Hier lebte ich nun, unangefochten von außen, und nur innerlich von Zeit zu Zeit von der unbezwinglichen Sehnsucht nach meiner Heimath verzehrt, so glücklich und zufrieden fort, wie ich es überhaupt noch sein kann,

und erfreue mich der aufblühenden Schönheit und Lieblichkeit meiner Tochter, die mir durch ihre Liebe und Hingebung alle Schmerzen vergessen zu machen sucht, die ich in meinem dornenvollen Leben in so reicher Fülle ertragen habe.

»Hier haben Sie meine Geschichte und wissen nun, warum ich die Holländer zugleich liebe und hasse. Daß ich übrigens kein ganz verstockter Mensch bin und keine Feindseligkeit und keinen Groll gegen die Mitglieder meiner Familie im Allgemeinen im Herzen trage, namentlich gegen Diejenigen nicht, die nicht unmittelbar mit den van der Myers in Rotterdam verbunden sind, ersehen Sie daraus, daß ich seit einiger Zeit eine Nichte aus Amsterdam gastfreundlich bei mir aufgenommen habe, trotzdem dieselbe meinen Verwandten in meiner Vaterstadt freundschaftlich zugethan ist. Es war nämlich, ohne daß ich auch hier weiß, wie man meinen hiesigen Aufenthalt erkundet, vor neun oder zehn Wochen ein Brief aus Amsterdam an mich gelangt, worin mich die Wittwe eines jüngeren Bruders meiner Mutter, der sich erst in schon vorgerückten Jahren verheirathet hatte, bat, ihre Tochter, Johanna van der Hooghe, eine Zeit lang bei mir aufzunehmen. Sie wisse, daß ich in Berncastel wohne, lebe zwar in bester Freundschaft mit meiner Familie in Rotterdam, aber in derselben sei kein weibliches Wesen, wie bei mir, welches in den Jahren mit ihrer Tochter übereinstimme und sich zu einem Verkehr mit derselben eigne. Diese ihre Tochter reise eben nach Coblenz zu einer Verwandten und wünsche meine Tochter und mich

kermen zu lernen, von dessen Schicksalen sie wiederholt sprechen gehört und an dem sie stets den wärmsten Antheil genommen. Wenn ich es nun erlaube, so werde Johanna uns demnächst besuchen.

»Ich war über diesen mir so frank und frei angekündigten Besuch einigermaßen betroffen, aber doch nicht abgeneigt, den Wunsch dieser mir durch meine Mutter verwandten Frau zu erfüllen, obgleich ich sie nie mit Augen gesehen, auch nur wenig von ihr in früheren Jahren gehört hatte. Ich besprach mich also mit Sarah darüber, und da diese in ihrer von aller Welt abgeschlossenen Lebensweise sich wohl nach einer Gefährtin sehnen mochte, bat sie mich, den Wunsch der alten Tante zu erfüllen. Ich that es und das junge Mädchen kam, von einer älteren Dame zu Schiff bis hierher begleitet, die aber wieder abreiste, nachdem sie es mir übergeben und sich überzeugt, daß es bei mir wohl aufgehoben sein würde. Johanna van der Hooghe aber war ein ganz eigenartiges lebenswürdiges Geschöpf und vom ersten Augenblick an so liebevoll und zärtlich gegen mich und meine Tochter, daß wir sie Beide bald von ganzem Herzen lieb gewannen. Ja, mit ihr war zugleich eine gewisse Heiterkeit und Sorglosigkeit bei uns eingekehrt, die bisher nicht vorhanden gewesen, und so ist uns dieses liebe Mädchen jetzt so theuer und fast unentbehrlich geworden, und eine so herzinnige Freundschaft verbindet sie und meine Tochter, daß wir mit Schrecken daran denken, daß sie uns einmal wieder verlassen muß, da sie ja nicht immer von ihrer Mutter fern bleiben kann, zumal sie auch, wie sie

mir erst nach genauerer Bekanntschaft vertraute, mit einem jungen und bemittelten Kaufmann verlobt ist, mit dem sie eine sehr fleißige Correspondenz unterhält.

»Johanna's Einwirkung auf mich war dabei eine ganz eigenthümliche und mich fast bestechende, so daß ich ihr sogar nicht zu zürnen vermochte, als ich aus ihrem Munde erfuhr, daß sie in mein trauriges Familienverhältniß ziemlich genau eingeweiht sei; konnte ich ihr doch nun auseinandersetzen, wie unschuldig ich sei und was ich Alles im Laufe der Zeiten erlitten. Sie gab mir in vielen Dingen Recht, obwohl sie sich oft bemühte, mir eine andere Ueberzeugung von der Gesinnung und Handlungsweise meines Bruders und dessen Sohnes beizubringen, von denen der Erstere, wie ich von ihr zuerst erfuhr, vor Kurzem gestorben war und seinem Sohne, demselben, der mich in London aufgesucht, als einzigem Erben, sein ganzes Vermögen hinterlassen hatte.

»Hier haben Sie auch das Ende meiner Geschichte bis auf den heutigen Tag. Wundern Sie sich nun noch, daß ich hier so einsam lebe, daß ich den Verkehr mit der Welt scheue, daß ich zugleich innerlich gebrochen und voller Sehnsucht nach Holland bin und daß Sie – Sie mit Ihrem Schiff, mit Ihrer Musik mein altes Herz bis auf den Grund bewegt?«

Er schwieg und sah den jungen Holländer mit durchdringenden und forschenden Blicken an. Dieser schien in eine tiefe Träumerei versunken zu sein und fuhr erst in die Höhe, als er den alten Herrn nicht mehr sprechen hörte.

»Nein,« sagte er nun und schüttelte den Kopf mit mattem Lächeln, »seitdem ich diese Geschichte aus Ihrem Munde gehört, wundere ich mich über nichts mehr, was ich bei Ihnen gesehen und vernommen, und Sie mögen in Ihrer Anschauung und Beurtheilung der Dinge und Menschen in mancher Beziehung Recht haben, aber – das kann ich Ihnen nicht verhehlen, Herr van der Myers – in jeder nicht.«

»Warum nicht in jeder?« fragte dieser voller Spannung.

»Weil Sie, wenn Ihr Vater auch hart und ungerecht gegen Sie gehandelt hat, den ich deshalb nicht vertheidigen will – Ihren Bruder doch wohl nicht recht erkannt, ihn nie nach seiner Ansicht der Sache gefragt; ferner weil Sie vorzüglich darin gefehlt, daß Sie ihm seine Briefe uneröffnet zurückgesandt haben, die ja ganz andere Dinge enthalten konnten, als Sie sich in Ihrem Mißtrauen und Groll vorgestellt. Endlich aber haben Sie meiner Ansicht nach auch darin Unrecht gethan, daß Sie dem Besuche und den Eröffnungen seines Sohnes in London so ungerechtfertigt aus dem Wege gegangen sind. Schon daß er Sie in der fremden Stadt aufsuchte und im Auftrage seines Vaters zu Ihnen kam, mußte Sie belehren, daß er Ihnen etwas Wichtiges und für Sie Bedeutsames zu sagen habe, und wenn Sie ihm Zeit dazu gelassen, hätte er Ihnen vielleicht mehr gesagt, als Sie erwarten konnten. Denn – so viel kann und muß ich Ihnen jetzt sagen und dazu haben Sie mir ja durch Ihr Vertrauen ein Recht gegeben – ich bin von Ihrer Lebensgeschichte, was

mir erst während Ihrer Erzählung in die Erinnerung zurückgekommen ist, zum Theil schon früher unterrichtet worden, ich kenne auch einigermaßen die Verhältnisse, in denen sich Ihr Bruder und mit ihm dessen Sohn bewegt, und weiß, was Beide über die Trennung von Ihnen gedacht und empfunden haben, allein – ich bin leider nicht befugt, Ihnen darüber die nöthigen Aufklärungen zu geben; das kann nur ein Anderer, ein naher Verwandter thun, ein Fremder wie ich darf sich in so zarte und bedeutungsvolle Verhältnisse nicht mischen. Ich für meine Person darf Ihnen nur für Ihre Erzählung, die mir sehr interessant gewesen, und für das Vertrauen, welches Sie mir damit erwiesen, herzlich danken, und so bitte ich Sie, daß Sie mich, den Sie dieses Vertrauens würdig erachteten, eben nicht als ganz Fremden, sondern als einen Freund und Mitwisser Ihres langen Leidens betrachten. Und um mir zu beweisen, daß ich Ihnen wirklich kein Fremder, vielmehr ein Freund geworden bin, erlaube ich mir jetzt eine Bitte auszusprechen, um, sobald Sie mir die Erfüllung derselben zugesagt, meinen langen Besuch bei Ihnen zu beenden und mich von Ihnen zu verabschieden.«

Jacob van der Myers blickte fast gerührt zu dem jungen Mann auf, der jetzt so warm und herzlich wie nie vorher zu ihm gesprochen, dann nickte er und sagte:

»Welche Bitte könnten Sie mir noch aussprechen? Seien Sie im Voraus überzeugt, daß ich sie Ihnen erfüllen werde, wenn es irgend in meiner Macht liegt.«

»Das Letztere hoffe ich bestimmt,« erwiderte Jan van der Straaten mit einem fast frohlockenden Blick, der dem alten Herrn in seiner Aufregung entging. »Nun denn, so bitte ich Sie, meinen Besuch zu erwidern und zwar mich an Bord meines Schiffes zu besuchen. Die Stunde, in welcher Sie bei mir erscheinen wollen, mögen Sie selbst bestimmen; ich erlaube mir aber meine ergebene Einladung auch auf Ihre Damen auszudehnen, denen dies Schiff vielleicht eben so gut gefallen dürfte wie Ihnen, zumal es ja holländischer Grund und Boden ist, den Sie und Ihre Tochter damit betreten, und so werden Sie wenigstens in Gedanken wieder einmal in Ihrer Heimath sein, wenn Sie mich nämlich so glücklich machen, mir diesen Besuch zu verheißen.«

Der alte Mann neigte sein Haupt auf die Brust und sann über den eben gehörten Vorschlag eine Weile nach; plötzlich aber erhob er ihn wieder und indem eine feine Röthe über sein bleiches Gesicht flog, sagte er langsam und fast jedes Wort mit Ueberlegung sprechend:

»Sie sind sehr gütig und ich nehme diese freundliche Einladung für mich und die Meinigen gern an, da ich in der Erfüllung Ihrer Bitte nichts Verfängliches und mich Bedrohendes erblicken kann. Indessen gönnen Sie mir einige Zeit zur Ueberlegung, auf welche Stunde ich unseren Besuch festsetzen will. Ich gestehe es offen, Ihr Besuch und die Erzählung meiner Lebensschicksale haben mich etwas angegriffen und ich möchte zu meiner Erholung wenigstens den heutigen Tag in aller Ruhe für mich verbringen.«

»Darin stimme ich recht gern ein,« fuhr Jan in viel lebhafterem Ton zu reden fort, »und daß Sie heute noch nicht Ihren Besuch bei mir abstatten wollen, ist mir sogar angenehm, da ich im Laufe dieses Tages noch verschiedene Geschäfte abzumachen habe. Also bis morgen denn! Dann kommen Sie aber doch gewiß?« Und er hielt dem alten Herrn seine Hand hin, der sie rasch ergriff und die seinige sogleich mit warmer Herzlichkeit umschlossen fühlte.

»Ja, ich denke es,« erwiderte er, »ich werde es mir mit meinen Mädchen heute Abend überlegen und Sie sollen von der Stunde unseres Besuches unterrichtet werden. Sind Sie damit zufrieden?«

»Vollkommen!« lautete die mit sichtbarer Heiterkeit gegebene Antwort. »Und so sage ich: Auf Wiedersehen morgen bei – mir auf der Moselnixe!«

Jacob van der Myers verbeugte sich höflicher und freundlicher, als er sich lange vor einem Menschen verbeugt. Dann sagte er: »Auf Wiedersehen! Leben Sie wohl!«



Gleich darauf hatte er seinen Besuch bis zur Gitterpforte des Gartens geleitet und sah ihn von hier aus in das Boot steigen, das bereits wieder wie um neun Uhr Morgens an dem schmalen Steindamm zur linken Hand angelegt hatte. Als er es aber mit raschen Ruderschlägen

sich vom Ufer entfernen und den Weg nach dem Schiffe nehmen gesehen, kehrte er mit tief bewegtem Herzen in sein Zimmer zurück und ging hier, die Hand an die heiße Stirn gelegt, mit hastigen Schritten auf und nieder. Sein fahles Gesicht hatte dabei ein ganz anderes Aussehen angenommen als früher; es lag eine Röthe und der Ausdruck einer Erregung darauf, wie sie nur selten bei ihm zum Vorschein kamen, und aus seinen dunklen Augen leuchtete ein warmer freudiger Strahl, als ob er sich wunderbar gehoben und erleichtert fühle, nachdem er einmal einem empfindungsreichen Herzen sein Leid ausgeschüttet und, wie das immer geschieht, einen sanften Trost dadurch empfangen hatte.

Da, als er eben mit seinen tumultarischen Gedanken so ziemlich zu Ende gekommen, hörte er Sarah's und Johanna's Stimmen auf dem Hausflur, und als diese nun mit höchst gespannten Gesichtern und vor Erwartung glänzenden Augen in's Zimmer kamen, trat er ihnen mit einem Stolz und einer Freude entgegen, wie sie beide Mädchen noch nie auf seinen Zügen gelesen hatten.

»Vater!« rief ihm Sarah zuerst entgegen, während Johanna ihn forschend und verwunderungsvoll betrachtete, da sie sogleich sein verändertes Aussehen wahrnahm, »was ist Dir geschehen?«

Aber er hatte im ersten Augenblick keine Antwort. Er ging nur auf Sarah zu und schloß sie in seine Arme. »Kinder,« sagte er dann, als er sich aus der Umschlingung seiner Tochter gelöst und Johanna die Hand gereicht, »wundert Euch nicht über meine seltsame Stimmung, aber mir

ist in der That etwas Wunderbares begegnet. O, dieser junge Mann, Jan van der Straaten, ist nicht nur ein Holländer, wie ich von Anfang an vermuthet, sondern auch der geheimnißvolle Bewohner jenes Schiffes und somit der Musiker, der uns gestern Abend so entzückt hat. Und was er sonst ist, kann ich Euch unmöglich mit wenigen Worten sagen. Genug – und hier habt Ihr den Hauptgrund meiner Aufregung – er ist nicht nur ein Landsmann, sondern er wohnt sogar in meiner Vaterstadt – in Rotterdam. Und außerdem kennt er meine ganze Leidensgeschichte, theils von – Rotterdam her, theils – durch mich selbst.«

»Durch Dich selbst?« fragten beide Mädchen wie aus einem Munde zugleich.

»Wie bist Du denn *dazu* gekommen?« fügte Johanna verwundert hinzu, während Sarah ganz starr vor Staunen auf ihren Vater blickte.

»Ja, wie bin ich dazu gekommen!« fuhr Jacob van der Myers sinnend fort. »Wie man zu so Etwas kommt, wenn die rechten Menschen in unseren Weg gerathen. Und dieser Mann, ja, Kinder, er war und zeigte sich mir als der rechte Mann, denn er, wenn ich es Euch ehrlich gestehen soll, hat mich durch sein liebenswürdiges Benehmen fast bezaubert, hat mich mit seinen Fragen, seiner Theilnahme, seinem ganzen mir räthselhaft erscheinenden Wesen so umspinnen, daß ich endlich nicht anders konnte und meinem gepreßten Herzen einmal Luft gemacht habe. O ja, Kinder, und das thut mir noch in diesem Augenblick wohl und wird mir noch lange wohlthun.«

Jetzt war es Johanna, die keine Worte fand; sie schaute nur, da sie ein solches Lob Jan's aus dem Munde des sonst so strengen und menschenscheuen Onkels vernahm, ganz entzückt auf ihn hin, was weder er noch Sarah bemerkte, welche Letztere mit ihren eigenen Gedanken genug zu thun hatte.

»Doch halt, nun noch Eins!« fuhr der alte Herr plötzlich wieder zu reden fort. »Ich habe dem Herrn auch noch ein Versprechen gegeben, das ich nur erfüllen kann, wenn Ihr mit seinem und meinem Wunsch übereinstimmt.«

»Welches Versprechen?« flüsterte Sarah, mit einem Bangen und doch einer Freude sonder Gleichen hoch aufhorchend.

»Daß wir ihn morgen auf seinem Schiffe besuchen, das da drüben vor Anker liegt. Sagt, wollt Ihr mich dahin begleiten?«

Es erfolgte keine hörbare Antwort, aber beide Mädchen stürzten zugleich auf den Vater los, umfaßten ihn mit ihren Armen und küßten ihn herzlich, denn nun sahen sie ja endlich ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt und das große Werk, welchem auch sie ihre Hand geliehen, schien dem Gelingen nahe zu sein. Der Vater aber nahm ihr Schweigen und ihre Liebkosungen als den Ausdruck ihrer Freude und Beistimmung auf, und so war auch er herzlich zufrieden, daß er ihnen einmal eine angenehme Abwechslung in ihrem stillen und einförmigen Leben bereiten konnte.

VIERTES CAPITEL. DER BESUCH AUF DER MOSELNIXE.

Die Unterredung zwischen den beiden Männern hatte mehr Zeit fortgenommen, als wir zur theilweisen Mittheilung derselben gebraucht, und so war das Mittagessen im Nußhof an diesem bedeutungsvollen Tage auf eine viel spätere Stunde als gewöhnlich verschoben worden, da Jacob van der Myers, obgleich er heute sein Frühstück versäumt, unmöglich im Stande war, unmittelbar nach dem Weggehen Jan's van der Straaten mit gutem Appetit sich an den Tisch zu setzen. Als man aber endlich daran Platz nahm, zeigte es sich auf allen Gesichtern, daß Freude, herzinnige Freude auch in den Gemüthern herrschte und daß der finstere Dämon, der den Hausherrn früher so oft heimgesucht, ganz aus ihm verschwunden sei. Daß in den beiden Mädchen und namentlich in Johanna heute ein ganz besonders guter und frohlockender Geist lebte, war ja sehr natürlich, denn Letztere erkannte ja auf den ersten Blick, daß ihr theurer Jan, dem sie mit Recht ein so großes Vertrauen geschenkt, die beste Wirkung auf ihren Onkel erzielt habe. Sarah dagegen verhielt sich still und war nur innerlich glücklich. Auch sie sah den Vater in der besten Stimmung, und die frohe Hoffnung, nun auch bald einem Anderen näher zu treten, dem sie in der That mit vollem Herzen ergeben war, verlieh ihrem ganzen Wesen eine Weihe und ihrer Schönheit einen Glanz, die wohl noch Niemand an ihr wahrgenommen hatte.

Es war schon lange drei Uhr vorbei, als sie sich endlich vom Tisch erhoben und in den Garten begaben. Zum

Steigen in die Berge empfand der alte Herr heute zum ersten Mal nicht die geringste Neigung, auch war es dazu viel zu heiß und im Süden hatte sich sogar eine trübe Wolke am Himmel gebildet, die langsam von allen Seiten her sichtbaren Zuzug erhielt und den schon lange erwarteten Regen endlich bringen zu wollen schien.

Allein auch diesmal zertheilte sie sich wieder; ein gegen Abend herauf brausender Wind trieb sie auseinander und abermals lag der ganze Horizont in seiner früheren Klarheit und Bläue da. So blieb denn Jacob van der Myers bei seinen Kindern im Garten und fast keine Minute verließ er sie, als ob er sich heute von ihnen nicht trennen könne und ihnen noch tausenderlei Dinge zu sagen habe, die er aber schließlich alle für sich behielt und nur in seinem eigenen übervollen Gehirn ausschwirren ließ.

Als nun aber die Regen drohende Wolke sich aufgelöst und er ohne Unterlaß den Himmel beobachtet hatte, sagte er zu den Mädchen, die neben ihm im Garten auf und nieder wandelten:

»Das Gewitter, das ich schon so lange erwartet, ist abermals an uns vorübergezogen und hat sich wahrscheinlich dort drüben hinter den südlichen Bergen entladen. Aber kommen wird es doch, denn die Luft ist zu dick und schwül und die Hitze fast unerträglich. Nun, mag es kommen, wann es will, ich bin immer bereit, Gottes Segen auf mich zu nehmen, zu welcher Zeit und in welcher Gestalt er ihn auch schicken mag. Nur möchte ich nicht, daß er morgen käme, wo wir das niedliche Ding da drüben, mein Klein-Holland, besuchen wollen.

Seht, noch liegt es still vor seinen Ankern zwischen den Kribben; ob es wohl heute Abend wieder herüberkommen und uns mit seiner schönen Musik beglücken wird?«

Aller Blicke flogen hastig nach dem jenseitigen Ufer hinüber und concentrirten sich auf das Schiff, als ob es der Inbegriff alles ihres Denkens und Fühlens geworden wäre, was ja auch im Grunde der Fall war.

»Ich glaube bestimmt, daß es kommt,« sagte da Johanna. »Laß es nur erst dunkler werden, Onkelchen. Die Herren scheinen die Dämmerung zu lieben und da hört sich ja auch eine gute Musik am lieblichsten an.«

Sie sollte auch diesmal Recht haben. Allmählig sank der Abend herein und es war wieder ein vollkommen schöner, warmer und klarer Abend. Alle Wolken waren vom Himmel verflogen, tiefe Stille herrschte in den Lüften, am Lande und auf dem Wasser rings herum, nur ganz tief im Westen und Norden, dem Rheine zu, sah man rosig angehauchte, von der im Untergehen begriffenen Sonne vergoldete Dunststreifen, während die hohen Berge schon tiefere Schatten über das enge Thal zu werfen begannen.

Da, als man eben wieder über die dunkelgrün schimmernde Mosel nach dem Schiffe hinsah, bemerkte man, wie am vorigen Abend, das kleine Boot, wie es ganz leise hinter dem Spiegel hervorkam und denselben Weg einschlug, den es schon einmal genommen. Auch diesmal zog es ein Tau hinter sich her und als es an dem schmalen Steinwall zur Linken des Nußhofes festgelegt war, fing die Moselnixe an, sich in Bewegung zu setzen, bis

sie langsam ganz herübergekommen war und wieder ihre Lage zwischen den beiden Kribben einnahm, den jetzt schon befreundeteren Bewohnern wie gestern ihre Steuerbordseite zukehrend.

Aber auch heute bemerkte man außer den das Schiff bedienenden Matrosen keinen Menschen an Bord, und so sehr Johanna's gute Augen sich anstrebten, irgend wo ihren Jan zu entdecken, so nahm sie doch keine Spur von ihm wahr.

»Das haben sie wieder recht hübsch gemacht,« sagte Jacob van der Myers mit lächelndem Gesicht. »Ja, ja, sie verstehen ihr Handwerk, wie alle unsere Schiffer. Nun aber glaube ich selbst, daß wir bald etwas Musik hören werden und so holt mir mein Horn, Kinder, damit ich den artigen Herren da drüben wieder antworten kann.«

Johanna, die flüchtigste von den beiden Mädchen, sprang schon dem Hause zu, während Sarah beim Vater blieb, sich sanft auf seinen Arm lehnte und mit ihm über die kurze Strecke hin weglauschte, die sie von dem Schiffe trennte. Kaum aber war Johanna mit dem Mahagonikasten wieder zu ihnen getreten und hatte sich den Schlüssel dazu ausgebeten, so hörte man ganz leise die Clarinette an Bord den Ton angeben – das Concert mußte also auch im Augenblick beginnen. Als bald, nachdem die drei Signallaternen aufgehißt, flogen auch wieder die drei Raketen in den bekannten holländischen Farben in die Luft, und als ihre letzten Funken versprüht, begann die Musik, die schon so lange sehnlich erwartet war.

Diesmal jedoch ließen die unsichtbaren Musiker gleich von Anfang an nur heitere Melodien erklingen, als wäre nun auch bei ihnen aller Trübsinn verschwunden und eine jubelnde Freude eingekehrt. Ein rauschendes Allegro aus einem der ewig jugendlichen Werke Mozarts eröffnete das Concert und ihm folgten jauchzende Lieder von anderen deutschen Meistern. Jacob van der Myers antwortete ihnen stets, als ob es so schon Gebrauch wäre, in eben so munterer Weise, und niemals hatte das Echo der Berge die wunderbaren Klänge seines Horns so rasch und fröhlich wiedergegeben, wie diesmal.

Als die Musiker aber für diesen Tag geendet, die Zuhörer am Lande ihrem Talente wieder mit voller Bewunderung gelauscht und die drei Raketen den Schluß des Concerts angezeigt hatten, verfügten sich die drei Bewohner des Nußhofes in das Speisezimmer, um diesmal ihr einfaches Nachtessen viel später als gewöhnlich einzunehmen. Jedoch nur kurze Zeit hielt sich der Hausherr dabei auf, der heute gar keinen Appetit zu haben schien und nur in sichtbarer Hast die ihm von Sarah vollgeschenkten Gläser edlen Weins geleert hatte.

»Ja,« sagte er, indem er sich schon wieder vom Tische erhob, »wir müssen die Herren morgen besuchen, jetzt ist es bei mir eine fest beschlossene Sache und ich werde mich sogleich an meinen Schreibtisch setzen, um Herrn van der Straaten die Stunde unserer Ankunft zu melden. Also wir wollen um zwei Uhr hinüber. Gut, so laßt unser Mittagbrod etwas früher wie sonst anrichten und dann haben wir den ganzen langen Nachmittag vor uns. Aber

wie senden wir ihnen die Botschaft, wenn sie morgen früh unser Ufer verlassen und ihren jenseitigen Ankerplatz wieder aufgesucht haben sollten?»

Johanna, die für Alles einen guten Rath wußte, gab ihn auch diesmal ab. »Onkelchen,« sagte sie, »das kann Dir doch keine Sorge verursachen. Wir senden irgend einen zuverlässigen Boten, zum Beispiel Deinen alten Küper, nach der Stadt, lassen ihn einen Nachen nehmen und direct nach der Moselnixe rudern. Dort giebt er den Brief ab und bringt uns gleich die Botschaft mit zurück, ob wir dem Schiffsherrn um diese Zeit genehm sind.«

Jacob van der Myers sah sie freundlich an und streichelte ihr glänzend braunes Haar mit der Hand. »Ja, ja,« sagte er, »Du hast Recht, so wollen wir es halten. O, daß Du uns einst verlassen mußt, will mir noch gar nicht in den Sinn, denn wo werden wir wieder einen so guten Tröster und Berather finden, wie Du es uns warst?«

»Wer sagt Dir denn, daß ich Euch schon so bald verlassen will?« erwiderte Johanna erröthend. »Ich denke ja gar nicht daran und mir gefällt es bei Euch so gut – jetzt noch viel besser als früher, da Du so heiter geworden bist – daß ich schon selber dafür sorgen werde, so lange wie möglich in Eurer Nähe zu bleiben.«

»Ich danke Dir, Kind, ich danke Dir!« sagte der alte Herr, küßte erst sie und dann Sarah und, indem er ihnen Beiden eine gute Nacht wünschte, nahm er ein Licht und begab sich in sein Zimmer, um den bewußten Brief an Jan van der Straaten zu schreiben. –

Während er es that, waren die beiden Mädchen wieder in Johanna's Zimmer beisammen, lachten und scherzten vor Freude und küßten und umarmten sich wiederholt, aus tiefster Seele Gott dankend, daß die trüben Wolken, die so lange über ihren Häuptern geschwebt, nun endlich, wie sie glaubten, gänzlich verschwunden wären.



Als Jakob van der Myers am nächsten Morgen nach einer etwas unruhigen Nacht schon wieder früh in den Garten ging, um nach seinen Blumen zu sehen, gewahrte er beim ersten Blick nach dem Wasser, daß die Moselnixe in der That ihren abendlichen Ankerplatz vor seinem Hause wieder verlassen und ihren früheren am jenseitigen Ufer aufgesucht hatte. So wurde denn Berger, der Küper, gerufen und beauftragt, den Brief schon um sieben Uhr Morgens nach der Moselnixe zu bringen. Der alte Mann freute sich unendlich, zu dieser Sendung auserlesen zu sein, denn er wie alle übrigen Uferbewohner rechneten es sich zur besonderen Ehre an, mit dem geheimnißvollen Schiffe, dessen Musik die ganze Umgegend schon seit zwei Tagen entzückt, in irgend einer Weise verkehren zu können. Zu der ihm bestimmten Zeit hatte er sich denn auch in Staat geworfen und ging nach der Stadt, wo er den ersten besten Nachen nahm und mit Hülfe eines jungen Schiffers sich nach dem holländischen Schiffe hinübruderte. Er blieb etwas lange an der Seite desselben liegen, was man vom Nußhof aus mit Argusaugen beobachtete;

als er aber endlich wieder zurückkam und sich von dem Berncastler Schifferjungen an der Kribbe vor dem Nußhof absetzen ließ, wohin ihm sein Herr mit Sarah und Johanna entgegengegangen war, zeigte er ihnen ein sehr freundliches und dankbares Gesicht, denn, wie er zuerst erzählte, hätte ihm der Herr, an den der Brief gelautet, nachdem er denselben im Innern des Schiffes gelesen, ein Goldstück gegeben, welches der alte Mann mit triumphirender Miene nun seinem Herrn entgegenhielt.

Jakob van der Myers schüttelte den Kopf, als er dies sah und vernahm. »Das sind seltsame Leute,« sagte er mit ernstem Gesicht, »und Geld müssen sie im Ueberfluß haben. So freut Euch denn, Berger; aber was hat der Herr drüben Euch denn sonst noch gesagt?«

»Ja so,« rief der Alte, »das hätte ich beinahe vergessen. Ich soll den Herrn und die beiden Damen recht herzlich grüßen, und alle Drei würden um zwei Uhr auf dem Schiffe willkommen sein. Der Herr selbst wird mit seinem Boot herüberkommen und die Herrschaften abholen, aber sie möchten recht pünktlich sein, damit es keinen unerwünschten Aufenthalt gäbe.«

Damit ging er von dannen, Jacob van der Myers aber nickte seinen Mädchen freundlich zu und sagte:

»Ihr habt es gehört und nun haltet Euch zur rechten Zeit bereit. Aber sehet, was ist denn das?«

Er deutete wieder nach der Moselnixe hinüber und Aller Blicke wandten sich nun mit den seinigen dahin. Es hatte sich, während der Küper nach dem Lande zurückgerudert war, plötzlich ein reges Leben auf dem Schiffe

entwickelt. Nicht allein wurde das obere Deck, trotzdem es immer so sauber war, nach holländischer Sitte noch einmal von einem Ende bis zum andern gewaschen und gesäubert, sondern vorn am Buge und hinten über der Ruderpinne erhoben sich mit einem Male lange, roth, weiß und blau gestreifte Stangen, an denen nun bunte Wimpel und Flaggen aufgezogen wurden, als bereitete man sich an Bord zu einem großen Festtage vor. So war das ganze Schiff zuletzt, zur Verwunderung aller darauf hinschauenden Landbewohner, von oben bis unten in bunten Schmuck gehüllt über der großen holländischen Flagge aber, die ihre schweren Falten in der windstillen Luft träge von dem Mastknopf niederhängen ließ, flatterte ein sechs Ellen langer schneeweißer Wimpel, ein einfaches, aber verständliches Friedenszeichen, das, wie wir sogleich hören werden, Jacob van der Myers sich als Signal ausgebeten hatte, falls er wirklich um zwei Uhr auf dem Schiffe willkommen sein würde.

Während nun an Bord desselben alle Hände beschäftigt waren, die Moselnixe in ihr schönstes Gewand zu kleiden und sie auf einen Ehrentag, wie sie ihn noch nie erlebt, vorzubereiten, fuhr ein Mann mittelst des kleinen Bootes, dessen Bewegungen der Rumpf des Schiffes verdeckte, drüben an's Land und ohne einen Blick zurückzuwerfen, mischte er sich unter die dort stehenden Neugierigen und schlug eiligen Schrittes den Weg nach dem Hospital zu Cues ein, wo er, nach seiner Hast und dem Ausdruck seines Gesichts zu schließen, ein angenehmes Geschäft zu verrichten haben mußte.

Wenige Minuten, nachdem er sein Schiff verlassen, trat dieser Mann, Philipp van der Myers, in den schönen Kreuzgang des Hospitals ein, erstieg behende die Treppe und klopfte lebhaft an die Thür, hinter der der Rector von Cues seine Morgenarbeit zu verrichten pflegte. Auch traf er ihn glücklicher Weise vor seinem Schreibtisch an, ging hastig auf ihn zu und begrüßte den ihm so werth gewordenen Mann auf das Herzlichste, der sich, ganz verwundert über den frühen und unerwarteten Besuch, auf der Stelle von seinem Sessel erhob. Als er aber sein scharfes Auge rasch über den jungen Mann und dessen vor Glück strahlendes Antlitz hatte schweifen lassen, sagte er zu ihm, indem er wiederholt die ihm entgegengestreckte Hand drückte:

»Guten Morgen, mein lieber Herr van der Myers! Was bringen Sie mir? Nach Ihrem Gesicht zu urtheilen, tragen Sie eine gute Botschaft in sich. Sprechen Sie sie rasch, denn etwas Gutes hört man immer gern.«

»Man spricht es auch gern,« erwiderte der junge Holländer, »und diesmal haben Sie sich nicht getäuscht. Meinen frühen Besuch und die dadurch veranlaßte Störung aber müssen Sie gütigst durch die obwaltenden Umstände entschuldigen, ich *mußte* Sie so früh stören, wenn ich mich Ihres Beistandes versichern wollte, der mir heute wichtiger und nöthiger denn je erscheint.«

»Meines Beistandes? Schon wieder?« fragte der geistliche Herr mit ernsterer Miene. »Doch, kommen Sie und setzen Sie sich erst.«

Als die beiden Männer nun auf dem Sopha neben einander saßen, fuhr Philipp van der Myers eifrig in seinen Mittheilungen fort und sagte: »Ja, Herr Rector, Ihr neu-lich gegen mich ausgesprochener Wunsch, daß Gott uns in unserm Vorhaben helfen möge, ist zum Theil schon in Erfüllung gegangen, wenigstens hat er uns bis jetzt in so weit geholfen, daß wir das beste Ende unseres Unternehmens mit ziemlicher Sicherheit erwarten können, wenn er seine Hülfe nicht in der letzten Minute noch zurückzieht. Aber ich vertraue Ihrem ermuthigenden Ausspruch auch ferner, daß er uns ganz an's Ziel führen werde, und so komme ich zu Ihnen, um Sie zu bewegen, bis dahin an meiner Seite zu stehen.«

Der Rector machte große Augen. Er konnte noch nicht errathen, was der junge Freund mit seinen dunklen Andeutungen meinte und so erwiderte er:

»Wohl! An mir soll es nicht fehlen, doch jetzt erzählen Sie mir ausführlich und klar, was geschehen ist. Ist Herr van der Straaten bei dem alten Hol – ich meine bei Herrn van der Myers gewesen?«

»Ja, da ist er gewesen und über Erwarten gut aufgenommen worden.« Und nun erzählte er alles Einzelne, was Jan begegnet war, was die Moselnixe am heutigen Tage zu erwarten hatte und was er nun selbst zu thun im Sinn habe. »Und hier ist der Brief,« schloß er seinen Bericht, »den mein Oheim heute an Jan van der Straaten gesandt. Lesen Sie ihn und erkennen Sie schon daraus, welche große Wirkung meines Freundes Besuch bis jetzt auf den alten Herrn ausgeübt hat.

Der Rector nahm ihm den offenen Brief aus der Hand und las ihn aufmerksam durch. Derselbe lautete folgendermaßen:

»Sehr werther Herr!

»Dank Ihnen, tausend Dank für Ihre Freundlichkeit und Gastlichkeit, welche letztere Sie mir durch Ihre Einladung in größerem Maaße erwiesen, als ich sie in meiner scheuen und mürrischen Art Ihnen anfangs angedeihen ließ. Aber Sie haben ja jetzt den Schlüssel zu meinem Verhalten in Händen und werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem Sie mir meine grämliche Laune, meine Zurückhaltung und mein abstoßendes Benehmen verzeihen. Sie haben es auf eine mir fast unerklärliche und rasche Weise verstanden, mein Herz zu erweichen und meinen starren Sinn zu beugen. Ihre Lieder, ach ja, meine lieben heimathlichen Weisen, haben schon gestern mein Herz besänftigt und heute eine neue Sehnsucht darin wachgerufen, mit einem Manne meiner Heimath zu verkehren, der in die Wirrnisse meines Erdenschicksals so vollständig eingeweiht ist. Ja, ich werde Sie besuchen, – auf Ihrem Schiff – und dort das schöne Gefühl empfinden, noch einmal und vielleicht zum letzten Mal in meinem Leben auf heimischem Grund und Boden zu stehen. Wenn es Ihnen genehm ist, werde ich mit meiner Tochter und Nichte, deren Begleitung Sie mir ja so gütig gestattet haben, heute Nachmittag um zwei Uhr Ihrer Einladung folgen. Ist Ihnen unser Besuch zu dieser Zeit genehm, so lassen Sie einen weißen Wimpel auf der Spitze Ihres Mastes wehen, das wird Ihre bejahende Antwort für

mich sein und sie wird mir nicht entgehen, denn seitdem Sie Ihren Anker in der Nähe meines Hauses ausgeworfen, lasse ich Ihr Schiff nicht mehr aus den Augen, das mir seit langer Zeit den ersten Gruß aus der Heimath gebracht hat und mir schon dadurch allein namenlos werth und theuer geworden ist.

»Leben Sie wohl und nehmen Sie noch einmal den herzlichsten Dank für Ihre Güte entgegen von Ihrem ergebensten

Jacob van der Myers.«

Als der Rector den Brief zu Ende gelesen, klärte sich sein bisher ernstes Gesicht wunderbar auf. Er lächelte Philipp van der Myers freudig an und nickte wiederholt mit dem Kopfe dabei. »Nun,« sagte er, »haben Sie den weißen Wimpel aufgehißt?«

»Er weht schon lustig in der warmen Morgenluft,« entgegnete Philipp heiter.

»Wohlan, so haben Sie ihn ja, was wollen Sie mehr?«

»O Herr Rector, damit bin ich noch lange nicht zum Ziele gelangt und es kann noch Viel geschehen, was meine gute Absicht durchkreuzt. Um aber auch das möglichst zu vermeiden, habe ich eine Bitte an Sie zu richten und deswegen bin ich eben so früh hierhergekommen.«

»Sprechen Sie sie aus!« sagte der edle Pfarrherr freundlich und legte seine linke Hand vertraulich auf die Schulter des neben ihm Sitzenden.

»Würden Sie die große Güte haben,« fuhr Philipp dreist zu reden fort, »zu derselben Zeit mein Schiff zu besuchen, wo auch der alte Herr kommt? Man kann nicht wissen, was vorfällt und ob er nicht doch noch Gott weiß welche Widersprüche hervorsucht, und ich hege einmal so volles Vertrauen zu Ihrer geistigen Einwirkung auf ihn, daß ich mir schon von Ihrer bloßen Anwesenheit viel verspreche, wenn auch Ihre besondere Hülfe nicht nöthig werden sollte. Im glücklichsten Fall aber werden Sie wenigstens ein Zeuge des Glücks vieler Menschen sein.«

Der Rector besann sich nicht lange, sah nur einmal nach der Uhr, ließ einen raschen Blick über seinen Schreibtisch gleiten, auf dem noch ein ganzer Stoß aufzuarbeitender Acten lag, und sagte dann mit der leutestligsten Miene: »Gut, ich werde kommen. Um welche Zeit soll ich mich einfinden und wie an Bord Ihres Schiffes gelangen?«

»Kommen Sie, sobald Sie gespeist haben,« erwiderte der junge Mann, »denn ein Frühstück oder Mittagsbrod kann ich Ihnen leider nicht anbieten, da alle Kräfte meines Schiffes heute anderweitig in Anspruch genommen sind. Erst am Abend, wenn die Hauptarbeit gethan und der beabsichtigte Zweck erreicht sein wird, wollen wir Alle zusammen das Friedensmahl halten und so müssen Sie mir schon Ihren ganzen Tag von Mittag an opfern. Damit Sie aber möglichst wenig bemerkt werden, wenn Sie zu mir kommen, denn man möchte vom Nußhof auf die Moseelnixe und deren Umgebung scharf im Auge behalten, soll sich mein Boot um die bestimmte Zeit unmittelbar

hinter dem Schiff am Ufer befinden, so daß Sie ungesehen einsteigen und an Bord gelangen können. Dann aber, wenn Sie an Bord sind, müssen Sie es sich schon gefallen lassen, mit mir zugleich so lange unsichtbar zu bleiben, bis ich den geeigneten Zeitpunkt unseres Erscheinens gekommen glaube. Ich muß den guten alten Herrn da drüben durch verschiedene Einzelheiten erst in Gedanken nach Holland versetzen, und dann, wenn er sich wieder daheim fühlt, werde ich zuerst vor ihm erscheinen, um auch meine Arbeit an ihm zu versuchen. Sollte sie nicht zum guten Ende führen, was ich nicht hoffe, nun, dann kommen Sie mit Ihrem wohlwollenden Antlitz und verhelpen mir durch Ihre Rede zum Siege, indem Sie ihm aus eigener Anschauung bestätigen, wieviel mir an unserer endlichen Versöhnung gelegen ist. Wollen Sie das?«

Der Rector schlug die Augen fromm und gottvertrauend zum Himmel auf und sagte mit innerer Erhebung: »Ich *will* es, und Gott gebe seinen Segen dazu! Ich leihe meine schwache Kraft gern zu einem guten Werke und das ist ja immer mein Ziel und der Inbegriff meines ganzen geistlichen Wirkens gewesen. So werde ich um ein Uhr am Ufer sein und Ihr Boot erwarten.«

»So danke ich Ihnen im Voraus!« sagte der junge Mann freudig, erhob sich von seinem Sitz und schickte sich zum Aufbruch an. Sie drückten sich Beide die Hände, nickten sich noch einmal verständnißvoll zu und dann verließ Philipp van der Myers mit eben so hastigen Schritten das Hospital, wie er vorher dahin gegangen war.

As er aber am Ufer auf dem Leinpfade nach der Stelle dahinschritt, wo die Moselnixe lag, fing er allmählig langsamer zu gehen an. Wiederholt hatte er nach dem Himmel emporgeblickt, dessen Aussehen ihm mit jeder Minute bedenklicher zu werden schien. Zwar war er noch ziemlich blau und wolkenlos, allein die oberen Luftschichten schienen getrübt, als ob ein dünner Nebelschleier sie erfüllte und weniger durchsichtig machte. Dabei brütete eine entsetzliche Schwüle über dem engen Thal zwischen den rebenbesetzten Bergen, und auf den Spitzen derselben lag ein gespenstischer Dunst, der die grauen Ruinen der Landshut fast unheimlich und drohend herunterblicken ließ. Dennoch war die Luft noch immer ganz still und trotzdem die Sonne wie durch einen halbdurchsichtigen Flor hernieder schien, sandte sie eine Hitze herab, die beinahe sengend und unerträglich war.

Nachdem Philipp van der Myers dies Alles nach und nach in Augenschein genommen und erwogen, zog er, hinter ein kleines Gebüsch tretend, sein Fernglas hervor und blickte zum Nußhof hinüber. Er konnte im Garten Niemanden entdecken, der ihn beobachtet hätte, und so ging er langsam dem Strande zu, sprang in sein von zwei Matrosen bereit gehaltenes Boot und ließ sich nach dem Schiffe hinübereudern, das etwa zwanzig Schritte vom Ufer entfernt lag. Als er, an Bord anlegend, sich leicht und ohne einer herabgelassenen Treppe zu bedürfen, auf die untere, um das ganze Schiff laufende Galerie schwang, trat ihm sein Steuermann, ein noch ziemlich junger, aber erfahrener und rüstiger Seemann, entgegen, der schon

auf manchen Meeren gesegelt war und alle Stürme der Welt mit eigenen Augen angeschaut.

»Nun, Pool,« begrüßte ihn sein Herr in holländischer Sprache, »seid Ihr mit Allem fertig, und wie gefällt Euch der Himmel?«

Der Mann machte ein krauses Gesicht und schüttelte bedenklich den Kopf. »Fertig sind wir mit Allem, Herr van der Myers,« versetzte er, »aber der Himmel gefällt mir nicht sonderlich. Auch würde ich ihn nicht fürchten, wenn wir ein großes freies Wasser vor uns hätten, das mir weit lieber wäre, als dieser kleine schnellfließende Rinnstein, den man die Mosel nennt. Daß es Etwas giebt, ist gewiß, wie es aber beschaffen sein wird, weiß ich nicht, denn ich verstehe mich auf die Launen der Berggeister nicht so gut, wie auf die der Meergeister.«

»Ihr denkt doch an keine Gefahr für die Damen, die wir erwarten?« fragte sein Herr weiter.

»An Gefahr? O nein, Herr, daran habe ich noch nie gedacht, und hier giebt es ja nur zwei, so viel ich weiß, und gegen die werde ich mich schon zu schützen wissen.«

»Welche sind das?«

Der Steuermann lachte und entgegnete: »Die eine ist die, daß wir, wenn etwa ein Sturm ausbrechen sollte, etwas unliebsam auf's Land gesetzt, und die zweite, daß wir von unseren Ankern gerissen und auf die andere Seite geschleudert werden, denn von hier oder dort kann der Stoß nur kommen, da wir von den beiden anderen Seiten her durch die Steindämme geschützt sind. Nun sehen Sie, gegen die beiden Stöße von drüben oder vom

nächsten Ufer her habe ich mich so vorgesehen. Da wir heute den ganzen Tag hier liegen bleiben wollen, während dessen das Unwetter, falls es wirklich heraufziehen sollte, wahrscheinlich kommt, so habe ich das Nixchen nicht bloß mit doppelten Ketten an seine Anker vorn und hinten gelegt, sondern, wie Sie da sehen, auch daran gedacht, daß diese Anker gehoben werden könnten und unbrauchbar würden. Für diesen Fall haben wir so eben diese starken und losen Taue durch die Ringe dort am Lande gezogen und die sollen uns halten, wenn die Anker ihre Pflicht vergessen. Damit wir aber nicht gegen diese harten Steindämme oder gar an das Ufer auf den Sand geschleudert werden, habe ich zu gleicher Zeit noch unsern großen Wurfanker dort drüben dicht vor dem Strom festgelegt und der läßt das Nixchen gewiß nicht zu Lande treiben. Zum Ueberfluß haben wir dreizehn Männer an Bord und unsere Hakenstangen liegen in schönster Ordnung bereit, überall da zu helfen, wo es Noth thun sollte.«

»Nun, dann ist ja für Alles gesorgt,« erwiderte sein Herr, »und so können wir unsern Besuch getrost erwarten. Es kann ja auch ohne Unwetter vorübergehen, nicht wahr?«

»Ja wohl, Herr, aber man muß an Alles denken, bevor die Gefahr da ist, und das haben wir ja gethan.«

Philipp van der Myers nickte ihm freundlich zu und wollte sich eben auf das Oberdeck des Schiffes begeben, als er sich noch einmal nach dem Steuermann umkehrte und mit ernster Miene sagte:

»Pool, es ist heute ein wichtiger Tag für mich, ein großer Festtag. Leider brauche ich Eure Hülfe, um meine Gäste zu ehren und zu bewachen, und so kann ich Euch nicht, wie ich zuerst gewollt, einen Ruhetag gönnen. Morgen aber sollt Ihr ihn haben und thun können, was Ihr wollt. Und glückt mir der heutige Tag, so wird Herr van der Straaten morgen am Tage der Mannschaft den ganzen Monatslohn doppelt auszahlen. Das sagt Euren Leuten und nun gehabt Euch wohl!« –

Wie der Schiffsherr seinen Steuermann auf dem Posten gefunden, so fand er alsbald, daß auch alle übrigen seiner Diener und Matrosen das Ihrige gethan. Auf dem Oberdeck des Schiffes, welches er zuerst betrat und das wahrscheinlich wegen der großen Hitze in den ersten Stunden nur wenig betreten werden konnte, fand er Alles ausgeführt, was er in Folge einer Besprechung mit Jan und Lucas angeordnet. Ueber dem gewöhnlichen Sonnenzelt war noch ein zweites dichtereres ausgebreitet, so daß die Strahlen der Sonne oder der Regen, wenn er wirklich niederströmen sollte, nicht durchzudringen vermochten, und darunter standen die Blumen und Blattgewächse, die man mit aus Holland gebracht, auf das Zierlichste in geschmackvollen Gruppen und Pyramiden zusammengestellt. Ueber dem Sonnenzelt, hinten und vorn, wo ein Platz dazu war, flatterten Flaggen und Wimpel in allen Farben und Größen und sie waren schon lange von der Stadt aus wahrgenommen, so daß, obgleich das Schiff eine ziemliche Strecke davon entfernt lag und man nur mittelst der Fähre nach dem linksseitigen Ufer

übersetzen konnte, schon jetzt von Zeit zu Zeit viele Zuschauer herbeiströmten, die sich nun freilich nicht mehr zankten, ob die Bewohner des Schiffs Deutsche, Franzosen oder Engländer seien, denn daß es Holländer, hatte sich längst als flüchtigstes Gerücht von den Heiligen drei Königen aus unter den Einwohnern des Städtchens verbreitet.

Als der Herr der Moselnixe nun in die Cajüte und zunächst in sein Wohnzimmer kam, fand er auch hier Alles in schönster Ordnung und Zierlichkeit vor. Die Teppiche der Tische und des Fußbodens waren auf das Sauberste gebürstet, die Sophas und Sessel an die ihnen zugewiesenen Plätze gerollt und überall waren Luxusgegenstände und Zierrathen seltenster Art aufgestellt, die einem holländischen Auge auf der Stelle verrathen mußten, aus welcher Quelle sie stammten und zu welchem Gebrauche sie dienten. Im Speisezimmer endlich war eine kleine Tafel für sechs Personen gedeckt, an der man Abends nach glücklich vollbrachtem Tagewerke zu speisen gedachte. Lucas selbst hatte seine ganze Kunst aufgeboden, diese Tafel mit Blumen, Aufsätzen und farbigen Gläsern und Caraffen so reizend wie möglich zu schmücken, und sogar die hochlehnigen Sessel aus geschnitztem Eichenholz waren schon vor die einzelnen Couverts gerückt, als ob sie die Gäste bereits erwarteten, die sich doch erst nach vielen Stunden darauf niederlassen sollten.

Nur das Schlafzimmer allein war unverändert geblieben, denn hier wollte sich Philipp van der Myers mit dem Rector von Cues so lange aufhalten, bis er den rechten

Moment seines Erscheinens vor den Gästen gekommen glaubte.

Nachdem der Schiffsherr auch dies besichtigt, begab er sich in die vordere Cajüte und fand auch hier Alles in bester Ordnung. Nur der Koch mit seinem Gehülfen war eifrig beschäftigt, in seinem Wirkungskreise zu schaffen, während die Matrosen nach vollbrachter Morgenarbeit auf dem oberen Deck saßen und ihr Pfeifchen rauchten.

Als Philipp van der Myers in sein Wohnzimmer zurückkehrte, sah er Jan van der Straaten, der eben von einem Spaziergange heimgekommen, gemächlich auf einem Sessel am offenen Fenster sitzen, in einem Buche blättern und dabei eine Cigarre rauchen. Er näherte sich ihm und theilte ihm mit, daß sein Besuch beim Rector einen guten Erfolg gehabt und daß derselbe zur rechten Zeit auf dem Schiffe erscheinen werde.

»Aber Du siehst mit Deinem Buch in der Hand so gemüthsruhig und seelenvergnügt aus,« fügte er hinzu, »als ob Du dem besten Ausgange unseres ernstesten Unternehmens mit zweifelloser Sicherheit entgegengingest. Hast Du denn wirklich ein solches Vertrauen oder nimmst Du nur mir zu Liebe die Miene davon an?«

»Nein Philipp,« erwiderte der immer heitere Freund, »ich habe es wirklich, denn nach Dem, was ich gestern da drüben gesehen und gehört, beschleicht mich kein Zweifel mehr. Auch Du kannst vollkommen beruhigt und heiter sein, glaube es mir, und nun laß uns das letzte Wort darüber gesprochen haben, da ja nun bald die That beginnt. Laß mich nur machen, ich werde Dir schon zur

rechten Zeit das Stichwort geben und dann wirst Du eine leichte Arbeit finden. Doch – wann hast Du heute unser Frühstück bestellt, da wir ja unsere gewöhnliche Speisestunde nicht einhalten können?«

»Um zwölf Uhr, und ich habe uns auf dem Deck zu serviren befohlen, obwohl es etwas heiß daselbst ist, denn es brüdet ja eine wahre Siroccoluft auf Land und Fluß.«

Jan sah nach seiner Uhr und lächelte freudig auf. »Die äußere Hitze thut mir heute nichts, sie kommt der inneren doch noch lange nicht gleich und so wird es Dir hoffentlich auch ergehen. Komm denn hinauf, es ist beinahe Zwölf und ich verspüre den besten Appetit von der Welt.«

Philipp sah den Freund mit fast neidischen Blicken an. »Der Glückliche!« seufzte er still vor sich hin, »er sieht Alles stets im rosigsten Licht, wie seine Johanna, und in mir pulsirt immer und ewig das schwere Blut der van der Myers. Nun, es ist gut, daß die Menschen verschieden organisirt sind; die Langeweile würde sie sonst tödten oder die Welt nur aus Narren oder Sauertöpfen bestehen, was vielleicht so schon halb und halb der Fall ist.«

So gingen denn Beide auf das Deck und nahmen mit sichtbarer Hast ihr Frühstück ein, tranken auch eine Flasche von Peter Gassens herrlichem Doctorwein dabei und bereiteten sich dann allmähig vor, ihre Gäste zu erwarten, nachdem die kleine Tafel von den Dienern wieder entfernt und das Deck in Ordnung gebracht war.

Der Erste aber, der bald nach ein Uhr ganz still am Lande erschien und in der Art und Weise, wie es am Morgen im Hospital zu Cues verabredet, an Bord geholt wurde, war der Rector, und er ward alsbald von Philipp in Beschlag genommen und in das für sie Beide bestimmte Gemach geführt, wo sie sich nun mit guten Augengläsern bewaffneten und den Nußhof beständig unter ihren Blicken hielten, bis endlich die Stunde schlug, wo Jan van der Straaten auch dessen Bewohner mit vor Glück strahlendem Gesicht nach dem Schiffe holte.



Im Hause Jacob van der Myers, wo man sich, wie auf dem Schiffe, zum Empfange der Gäste, zum bevorstehenden Besuch auf demselben rüstete, gab es an diesem Morgen ebenfalls eine nicht geringe Bewegung, obgleich sie ganz anderer Art als an Bord der Moselnixe war. Sarah und Johanna hatten den Vater bald nach der Rückkehr des Küpers vom Schiff verlassen, um auf der Letzteren Zimmer, welches ja schon lange der Tummelplatz ihrer geheimen Freuden und Leiden geworden war, sich zu sammeln, ihre aufgeregten Gemüther möglichst zu beruhigen und sich so allmähig auf das ihnen Bevorstehende vorzubereiten, dem namentlich Sarah mit zwar freudigem und hoffnungsvollem, aber doch auch wieder mit bangem und zagendem Herzen entgegenging. Denn als

sie die lange besprochene und nun endlich so nahe gerückte Ausführung des Unternehmens der beiden holländischen Freunde unmittelbar vor sich sah, kamen wieder tausend neue Zweifel und Bedenklichkeiten über sie, und Johanna mußte alle ihre schon so oft wiederholten Trostgründe hervorsuchen, um die zart besaitete Cousine aufzurichten und mit neuem Muthe zu erfüllen. Endlich aber, nachdem sie sich in das Unausbleibliche standhaft ergeben, war eine stille Ruhe in sie eingekehrt; sie glaubte nun wirklich, was Johanna ihr vorgesprochen, daß nämlich in wenigen Stunden Alles zum glücklichen Ende sich gestaltet haben werde, und dabei hoffte sie nicht allein für ihren guten Vater, sondern auch für sich etwas Angenehmes, Gutes, lange Ersehntes, und das Letztere trug vielleicht am meisten dazu bei, ihre innere Beklemmung zu heben, wenn auch eine ganz andere Beklemmung von viel freudigerer Art damit verbunden war.

Als sich nun Beide zum letzten Mal vor dem wichtigen Besuch hinreichend ausgesprochen hatten und sich schon mit der Wahl ihrer Toilette beschäftigen wollten, trat plötzlich Jacob van der Myers bei ihnen ein, ohne einen besonderen Grund zu haben, sie in Johanna's Zimmer aufzusuchen, welches er sonst fast nie betrat. Aber der alte Mann konnte heute unmöglich lange allein sein; seine Gedanken, die nie mit so dämonischer Macht auf ihn eingestürmt, wie heute, machten auch ihn beklommen, und so suchte er die Mädchen und namentlich Johanna auf, deren Anblick allein schon genügte, ihm einen

gewissen Trost zu gewähren, da sie ihm ja auch an diesem Tage so heiter entgegenkam, wie früher.

Seitdem sie sich vor etwa zwei Stunden von den Mädchen getrennt, hatte eine seltsame Unruhe ihn von Ort zu Ort getrieben. Bald war er in die Keller gegangen, anscheinend um mit dem Küper über irgend ein vorzunehmendes Geschäft zu reden, bald war er durch sein Haus von Zimmer zu Zimmer geschritten, ohne irgend etwas von Belang darin vorzunehmen; bald war er wieder in den Garten hinabgestiegen und hier trotz der Hitze stürmisch auf und abgelaufen – er war eben ruhelos, innerlich mehr aufgeregt, als er sich merken lassen wollte, und dabei hatte eine ihm unerklärliche Besorgniß vor irgend etwas ihm Unbekanntem sich seiner Seele bemächtigt. Zuletzt konnte er es nicht mehr länger aushalten und so stieg er, wie gesagt, zu Johanna's Balkonzimmer hinauf, wo er gewiß war, die beiden schon lange im Stillen gesuchten Mädchen anzutreffen.

»Kann ich bei Euch eintreten oder kleidet Ihr Euch schon aus?« fragte er, nachdem er leise an die Thür gepocht.

Johanna öffnete sogleich selbst die Thür und trat ihm mit dem heitersten Lächeln entgegen, wie er es gehofft. »Komm nur herein, lieber Onkel,« sagte sie und faßte ihn bei der Hand, ihn so in's Zimmer hineinziehend, »was wünschst Du?«

Jacob van der Myers bleiches Gesicht schaute sie mit einiger Verwunderung an, dann sagte er: »Was ich wünsche? Eigentlich nichts, aber warum fragst Du?«

»Weil es ja eine so seltene und mich ungemein erfreuende Erscheinung ist, daß Du mir hier Deinen Besuch schenkst,« erwiderte sie rasch, obgleich ihr auf der Stelle die peinliche Unruhe, die den alten Mann verfolgte und ihm gleichsam aus allen Poren drang, zum Bewußtsein gekommen war.

»O ja,« sagte er, wie in Verlegenheit, »selten ist es, aber heute – heute, Kinder, ist das etwas Anderes. Seht, ich wollte nicht länger mehr allein sein und sehnte mich nach Eurer Gesellschaft, und nun, da ich bei Euch bin, fühle ich mich wieder ganz ruhig und heiter.«

Und er ging auf Sarah zu, die ihn mit forschenden Blicken betrachtete, umfaßte sie und küßte ihre Stirn. Dann kehrte er sich wieder zu Johanna um, strich ihr, wie es seine Gewohnheit war, wenn er sich durch sie erheitert fühlte, mit der Hand über das gescheitelte Haar, sah sie freundlich an und sagte, wie über sich selbst lächelnd:

»Ich bin eigentlich ein recht närrischer alter Kauz und dazu haben mich meine traurigen Lebenserfahrungen gemacht. Andere Leute, wenn sie einmal eine Freude dicht vor Augen haben, freuen sich schon im Voraus darauf, und ich – ich fühle mich fast bedrückt dabei. Ja, das ist es, was ich Euch hauptsächlich sagen wollte, aber da ich sehe, daß Ihr vernünftiger seid als ich, will ich mich auch zu freuen versuchen. – Wann werdet Ihr mit Eurer Toilette fertig sein?

»In einer Stunde, lieber Onkel,« erwiderte Johanna, während Sarah sich noch immer stumm verhielt und mit

ihrem Vater empfand, warum derselbe so unruhig sei, wie sie es ja auch war, obwohl ihr die Gründe dazu klarer vor Augen lagen als ihm.

»In einer Stunde,« wiederholte er, »gut, dann wird es zwölf Uhr sein. O, wie wunderbar rasch mir heute der Morgen vergangen ist, und doch habe ich gar nichts gethan. Also in einer Stunde!« sagte er noch einmal. »Nun, bis dahin werde ich mich auch besuchsmäßig gekleidet haben, und das thut Ihr nur auch. Es ist ja ein Festtag für uns – Ihr wißt – und besonders für mich, denn ich werde ja nach langer Zeit wieder die Planken eines Schiffes betreten, die auf holländischem Boden gewachsen sind. Und nun lebt wohl. – Wann habt Ihr das Essen bestellt?«

»Um halb ein Uhr,« erwiderte Sarah. »Ist Dir das recht, lieber Vater?«

»Mir ist heute Alles recht, was Ihr thut,« entgegnete er, »und nun will ich mich in mein Zimmer begeben. Aber bleibt nicht länger als eine Stunde – hört Ihr wohl?«

Beide nickten ihm zu und dann, nachdem er ihnen noch einmal die Hand gereicht, begab er sich die Treppe hinab, um sich zuerst vor seinen Schreibtisch zu setzen, in dem er zu kramen und aufzuräumen begann, obgleich Alles darin in der peinlichsten Ordnung an seiner Stelle lag. Fast jeden Kasten zog er darin auf und sah nach, ob Dies und Jenes vorhanden, was er sonst nur selten in die Hand zu nehmen pflegte, so seine Papiere und Briefe. Auch den Kasten, worin sein baares Geld enthalten,

betrachtete er mit Aufmerksamkeit und als er endlich Alles in bester Verfassung gefunden, schloß er sämtliche Schlösser behutsam zu, als wolle er sich auf eine weite Reise begeben, und dann zuletzt trat er an den Kasten, worin sein Horn lag, um sich zu überzeugen, ob auch er wohl verschlossen sei.

Mit allem Diesem hatte er etwa eine gute halbe Stunde zugebracht und nun kleidete er sich sauber wie zu einem hohen Feste an, holte einen Rock aus dem Schrank, den er lange nicht getragen, und bürstete ihn noch einmal selbst vorsichtig ab. Als er auch damit zu Stande gekommen, zog er alle seine Uhren auf, was er jeden Tag um Mittagszeit zu thun pflegte, und nun, da es eben Zwölf schlug, trat er mit wieder gewachsener Ungeduld in das Speisezimmer, wo er den Tisch schon gedeckt fand, um hier die Mädchen zu erwarten, deren Pünktlichkeit ihm, dem pünktlichsten Hausherrn, wohl bekannt war.

Sie ließen ihn auch nicht auf sich warten. Mit heiterem Angesicht, wie immer, trat Johanna vor ihn hin und begrüßte ihn, indem sie sich in ihrem Staat knixend vor ihm neigte, worüber selbst Sarah, als sie ernst und gehalten der Cousine in's Zimmer folgte, unwillkürlich lächeln mußte. Der alte Herr stand vor den beiden Mädchen still und sah eine nach der anderen an, denn Beide nahmen sich in ihren luftigen Sommerkleidern und den einfach, aber höchst kleidsam geordneten Haaren ungemein reizend aus. Endlich hatte er sie genug betrachtet und sprach einige freundliche Worte, die sie, eine Jede in ihrer Art, launig und sinnig erwiderten. Dann verfügten

sich Alle an ihre Plätze und alsbald, nachdem Sarah das Zeichen dazu mit der Glocke gegeben, wurde ihnen das Essen hereingebracht, wobei die Stubenmagd Lene, wie gewöhnlich, den Dienst bei Tisch versah.

Johanna und Sarah aßen wie sonst, zwar nicht mit großem, doch sichtbarem Appetit, da man ja heute wieder das zweite Frühstück übersprungen hatte; Jacob van der Myers dagegen rührte nur wenige Bissen an, so schmackhaft sie zubereitet waren, und selbst von seinem Lieblingswein trank er nur zwei Gläser, so sehr ihn die Mädchen auch zu reichlicherem Genuß desselben zu ermuntern suchten.

»Nein, Kinder,« sagte er, als Lene das Zimmer verlassen und sie nun unter sich waren, »ich habe keinen Appetit, weder zum Essen noch Trinken, und mir ist es beinahe, als ob mir die Kehle von einer unsichtbaren Hand zugeschnürt wäre. Das kommt aber wahrscheinlich von der abscheulichen Schwüle und Hitze her, die wie ein Alp auf uns lastet. Also zwingt mich nicht und laßt mich lieber pausiren. Meine ausgedörrte Natur verträgt das längere Fasten schon und ich habe in Java und auf dem Cap, wenn es einmal übermäßig heiß war, auch nur wenig gegessen und noch viel weniger getrunken.«

»Nein,« erwiderte Johanna, »wir wollen Dich gewiß nicht zum Essen und Trinken zwingen, und je weniger Du jetzt zu Dir nimmst, um so besser wird es Dir gegen Abend auf der Moselnixe schmecken, wenn die Luft auf dem Wasser kühler geworden ist.«

Der alte Herr schaute die Sprechende verwundert an. »Wie,« sagte er, »denkst Du etwa, daß man uns auf dem Schiffe eine Mahlzeit vorsetzen wird?«

»Ohne allen Zweifel,« versicherte Johanna mit der größten Bestimmtheit. »Da müßte ich die Gastfreiheit unserer guten Landsleute nicht kennen, lieber Onkel.«

»O, das würde mich sehr in Verlegenheit setzen, mein Kind,« erwiderte der alte Herr sichtlich betroffen, »denn ich bin, wie ich nun wohl sehe, anfangs doch wohl etwas zu starr und ungestlich gegen den liebenswürdigen jungen Mann verfahren, als er mir meinen Wein abkaufte und später das leere Haus miethen wollte. Ja, das thut mir jetzt recht leid und ich habe meine Ungastlichkeit so weit getrieben, daß ich ihm die beiden letzten Male nicht einmal ein Glas Wein angeboten, was hier doch Jedermann thut, wenn er Besuch empfängt.«

Johanna streichelte des Onkels Hand und versetzte sogleich: »Laß Dich das nicht gereuen, lieber Onkel. Du bist nach dem, was Du uns von Deiner letzten Begegnung mit ihm und von seinem Benehmen dabei erzählt hast, gewiß nicht ganz unliebenswürdig gegen ihn verfahren und er wird sicherlich mit Dir zufrieden gewesen sein. Uebrigens kannst Du ja leicht das Versäumte nachholen. Die Moseknixe wird ja wohl noch länger hier ankern und dann magst Du Herrn van der Straaten und seinen Freund, wenn Du ihn erst kennen gelernt, in Dein Haus einladen. Sarah und ich werden Alles aufbieten, Deinen ersten kleinen Mißgriff vergessen zu machen, wenn Du ihn dafür hältst; nicht wahr, Sarah?«

Diese stimmte ihr durch Kopfnicken bei und sagte dann mit leichtem Erröthen: »Gewiß, liebe Johanna!«

»Das freut mich von Euch,« nahm nun der Hausherr wieder das Wort, »und Ihr sollt mir nicht umsonst den guten Wink gegeben haben. Doch nun – was ist die Uhr? Gerade Eins. So will ich mich denn ein halbes Stündchen in mein Zimmer zurückziehen und ein wenig ruhen. Mir geht heute so Vieles durch den Kopf, was überlegt sein will. Sobald Ihr aber das Boot kommen sehet, denn Ihr werdet Euch doch wohl in den Garten begeben, benachrichtigt mich.«

Man wünschte sich eine gesegnete Mahlzeit und trennte sich. Die Mädchen gingen zuerst nach ihren Zimmern und holten ihre Hüte und Tücher hervor; der alte Herr dagegen, statt sich zu ruhen, wie er gesagt, zündete sich, was er nur selten that, eine Cigarre an und schritt langsam im Zimmer auf und nieder, immer die Uhren im Auge behaltend, die ihm jetzt mit einem Mal merkwürdig langsam zu gehen schienen. Endlich aber ging es doch auf zwei Uhr und nun nahm er seinen Hut und einen leichten Ueberrock und begab sich in den Garten, wo die Mädchen schon auf und ab wandelten. Kaum aber war er zu ihnen getreten, die, aufmerksam über die Mosel hinblickend, eben an der Gitterthür standen, so sahen sie das kleine Boot hinter der Moselnixe hervorkommen und erkannten in dem dritten Mann, der hinter den beiden Ruderern saß, Jan van der Straaten, der, wie sich bald erwies, auch in seiner Gesellschaftskleidung erschien, als

ob er zum zweiten Mal seine Verlobung mit Johanna van der Hooghe feiern wolle.

Allen Dreien schlug das Herz vor Erwartung hoch auf, als das Boot immer näher und näher herankam, alle Drei aber schwiegen, als ob jetzt nichts mehr zu besprechen wäre. Nur als das Boot das Ufer beinahe erreicht und am nächsten Steindamm anlegte, sagte der alte Herr leise aufseufzend:

»Er ist da und pünktlich wie wir. So laßt uns ihm denn entgegengehen. Seid Ihr fertig?«

Sarah nickte stumm und sichtbar erbleichend, Johanna aber erröthete stark, als sie ihren Jan unmittelbar vor sich sah, von dem der Onkel ja noch keine Ahnung hatte, daß er ihr Verlobter sei.

Die ganze Hausdienerschaft wußte, daß ihr Herr, was sehr selten geschah, auf einen Besuch ausging, und da er sogar das fremde Schiff besteigen wollte, das sie Alle schon oft begafft und bewundert, so fühlten sie sich geneigt, ihre Herrschaft dahin abfahren zu sehen. So hatten sie sich jetzt sämmtlich am Ufer versammelt und wünschten den Abfahrenden von Herzen Vergnügen und Freude in jeder Art.

Jacob van der Myers drehte sich noch einmal nach den Zurückbleibenden um, empfahl ihnen, Haus und Hof gut zu bewachen, und grüßte sie freundlich. Dann wandte er sich Jan van der Straaten zu, der eben an das Land stieg und mit abgenommenem Hut sich höflich verbeugend vor die Damen trat.

»Guten Tag, meine Damen, guten Tag, Herr van der Myers,« sagte er in holländischer Sprache mit verbindlichem Lächeln und reichte dem Letzteren die Hand. »Sie sind pünktlich, sehe ich, und das ist mir lieb.«

»Sie kennen meine Mädchen ja bereits, nicht wahr?« wandte sich der alte Herr an den jungen Mann.

»Ich habe die Ehre,« erwiderte Jan mit dem ruhigsten Gleichmuth und sich noch einmal verbeugend ohne jedoch zu wagen, in Johanna's schelmisch lächelndes Gesicht zu blicken, der es augenscheinlich schwer wurde, die Regungen ihres frohlockenden Herzens im Zaume zu halten. »Wenn es Ihnen aber beliebt,« fügte er hinzu, »so eilen wir, an Bord zu kommen. Meine Leute befürchten ein heraufsteigendes Gewitter und so möchte ich Sie bald unter ein sicheres Dach bringen, wenn es Regen dabei geben sollte.«

Er ergriff zuerst Sarah's Hand, die sie ihm zitternd reichte, und führte sie vorsichtig über den schmalen Steindamm nach dem längs daneben liegenden Boot. Dann holte er Johanna nach, deren Hand sich krampfhaft und mit wiederholtem Druck um die seine schlang, und endlich leitete er auch den alten Herrn auf seinen Platz. Als sie bald darauf Alle saßen, gab er den Rudern einen stummen Wink mit der Hand, das Boot drehte sich auf seinem Kiel herum und gleich darauf flog es pfeilschnell über den Strom, den Riemen gehorchend, die von kräftigen Armen sicher geführt wurden.

Gesprochen ward auf der kurzen Strecke unterwegs nicht; Aller Blicke hatten sich vielmehr dem rasch näher

tretenden Schiffe zugekehrt. Aber in Jan's und Johanna's Augen blitzte ein sehr verzeihlicher Triumph auf, da sie ja endlich dem Ziele ganz nahe gekommen waren, das sie schon so lange mit allen Seelenkräften erstrebt.

Da hatte man das schöne Schiff erreicht und vorsichtig ließen die Ruderer das Boot sich an seine Treppe legen, an der oben Pool, der Steuermann, in Galakleidung, wie alle übrigen Matrosen und mit abgezogenem Hute stand, um die fremden Herrschaften zu empfangen und nach Seemanns Art freundlich zu begrüßen. Wenige Minuten später standen Alle auf der unteren Galerie und nun sagte Jan, sich zunächst an seinen älteren Gast wendend:

»Wir sind am Ziel, Herr van der Myers, und ich heiße Sie auf holländischem Boden willkommen! Jetzt gehe ich Ihnen voran und bitte Sie, mir zu folgen.«

Er schritt um die Galerie herum und erstieg die kleine Treppe, die auf das hintere Deck führte. Jacob van der Myers folgte ihm mit lauten Athemzügen, denn sein altes Herz schlug ihm hoch auf, als er sich nun endlich einmal auf heimischem Boden fühlte. Sarah folgte ihm halb zagend, halb hoffnungsvoll, Johanna aber bezwang kaum ihren inneren Jubel und am liebsten hätte sie laut aufgeschrien: »Onkel, Du bist auf Deinem eigenen Schiff, wenn Du es nur als das Deine anerkennen willst!« Indessen schwieg sie und nur die glühende Purpurfarbe, welche ihre Wangen bedeckte, gab Zeugniß von dem Freudensturm, der in allen ihren Adern brauste und kochte.

Da standen sie denn auf dem reizenden Gartendeck und schauten sich in einer so freudigen Aufregung um,

wie sie noch Niemand von ihnen erlebt, und merkwürdig war es, es wurde zuerst kein Wort laut, das ihr Staunen und ihre Bewunderung kundgegeben hätte. Jan, der die lange Pause zu verkürzen strebte, wandte sich jetzt zuerst wieder an Jacob van der Myers, blickte ihn lächelnd an und sagte:

»Nun, Herr van der Myers, wie gefällt Ihnen unser kleiner Schiffsgarten? Haben wir den beschränkten Raum nicht nach Möglichkeit benutzt?«

Da athmete der alte Herr aus tiefer Brust auf und, sich rings umblickend und Niemanden von den Schiffsbewohnern als Jan van der Straaten in seiner Nähe gewahrend, obwohl er irgend Jemanden zu suchen schien, sagte er mit einem Ton, der seine Empfindung nur zu deutlich verrieth:

»Ja, er ist reizend, ich sehe, ich fühle es. Mehr kann ich im Augenblick nicht sagen. Doch – wo ist Ihr Freund, der, wie Sie mir sagten, das Cello so schön spielt? Ich habe das Verlangen, ihn nun auch bald persönlich kennen zu lernen.«

»Dies Vergnügen, wenn es Ihnen eins ist, soll Ihnen zu Theil werden, Herr van der Myers,« entgegnete Jan, »nur müssen Sie ihn noch für einige Zeit entschuldigen. Mein Freund kommt erst etwas später an Bord, da er nach dem Hospital dort drüben gegangen ist, um den Rector zu sprechen, mit dem er ein Geschäft abzuwickeln hat.«

»Ah,« erwiderte der alte Herr, »zu dem Rector von Cues? Kennt er denn den? Das ist ein lieber Mann, ich habe ihn auch schon einige Mal gesehen und auch einige

Worte mit ihm gesprochen, als ich mir vor Jahr und Tag die segensreiche Anstalt des edlen Cardinals betrachtete.«

»Ja wohl kennt er ihn,« erwiderte Jan, »er ist sogar mit ihm befreundet. Beide Herren sind sich vor einiger Zeit auf einer Reise begegnet und haben sich gegenseitig einen kleinen Dienst erweisen können.«

Jacob van der Myers nickte befriedigt und wandte sich nun wieder den ihn umgebenden Gegenständen zu. Von den Uebrigen gefolgt, schritt er das Deck entlang und betrachtete die exotischen Gewächse genauer, die er alle bei Namen zu nennen wußte und die ihm, dem Blumenfreunde, eine große Freude zu bereiten schienen. Sarah wandelte wie bezaubert hinter ihrem Vater her, denn so schön und einladend hatte sie sich den Aufenthalt auf dem Schiffsdeck keineswegs vorgestellt. Johanna, die das Schiff ja schon lange von Rotterdam her kannte, machte sie auf Dies und Jenes aufmerksam und flüsterte ihr zu, guten Muthes zu sein, zumal sie ja sehe, daß Alles sich leicht und vortrefflich abwickle und ihr Vater schon jetzt überaus befriedigt sei.

»Jetzt, nachdem Sie das Deck und seinen Schmuck zur Genüge betrachtet,« sagte Jan, »will ich Sie, ehe wir etwas Weiteres unternehmen, zuerst in die Cajüte führen,« und damit schritt er wieder die hintere Treppe hinab, wo er Lucas, der in der Thür stand, ein Zeichen gab, dieselbe zu öffnen. Kaum aber waren sie Alle eingetreten, so

schloß sich die Thür wieder hinter ihnen und nun standen Vater und Tochter noch mehr bezaubert in dem reizenden Raum, wie Sarah dergleichen noch nie, ihr Vater aber seit langer Zeit nicht betreten.

Offenbar war Letzterer von einer tiefen Rührung ergriffen und an Worten gebrach es ihm vollständig. Daß aber etwas Mächtiges und Erschütterndes in ihm vorging, gewahrten Alle, die ihre Blicke voller Spannung hauptsächlich auf ihn gerichtet hielten. Und in der That, Alles, was der alte Mann hier um sich sah, die ganze Art der Einrichtung und Ausstattung, mußte seine Erinnerung an frühere Zeiten und lange nicht gesehene Dinge wachrufen. Viele kleine Luxusgegenstände, die er an den Schiffswänden zwischen den Gemälden und auf den Consolen der Spiegel ausgebreitet fand, vor Allem die prachtvollen Albumblätter, die geöffnet auf den Tischen lagen und holländische Oertlichkeiten, Gebäude, namentlich aus Rotterdam und Amsterdam darstellten, zogen seine funkelnden Augen wie eben so viele Magnete an, und das chinesische Porzellan, die kostbaren japanesischen Lacksachen, die überall seinen Blicken entgegentraten, riefen ihm nur zu deutlich in's Bewußtsein, daß er sich wirklich auf einem holländischen Schiffe befinde. –

Jan gewährte seinen Gästen hinreichend Zeit, Alles und Jedes genau zu betrachten. Er sprach fast kein Wort und nur bisweilen tauschte er mit Johanna heimliche

Blicke herzlichen Einverständnisses aus, wobei er sich jedoch außerordentlich in Acht nahm, sich nicht zu verathen. Als man aber auch hier jedes Einzelne in Augenschein genommen und bewundert hatte, öffnete er selbst die Spiegelthür, die in das Speisezimmer führte, und bat seine Gäste in dasselbe einzutreten.

Jacob van der Myers hatte nur wenige Schritte in dasselbe hineingethan, als er sich nach den beiden Mädchen umkehrte und Johanna einen von ihr sehr wohl verstandenen Blick zuwarf. Seine Augen flogen dabei über die kostbar ausgestattete Speisetafel hin, die unter ihren mannigfachen Geräthen in allen Farben funkelte, und Johanna nickte ihm freundlich zu, als wollte sie andeuten, daß sie ihm von der Gastfreiheit ihrer Landsleute nicht zu viel gesagt.

»Hier werden wir nachher speisen, Herr van der Myers,« sagte Jan, »wenn mein Freund von seinem Besuche zurückgekehrt ist und Sie so gütig sein wollen, unser vaterländisches Mahl zu theilen. Und nicht wahr, das werden Sie?«

»Herr van der Straaten,« sagte da der Angeredete mit einem Gesicht, auf dem jede Linie seine innere Rührung widerspiegelte, »Sie beschämen mich. Ich habe Sie bei mir nicht so empfangen, wie Sie mich hier empfangen, und das empfinde ich erst jetzt recht klar. Allein ich hoffe, ja – ich hoffe, ich werde Ihnen und Ihrem Freunde auch noch Gastfreundschaft erweisen können, und bitte Sie schon jetzt darum, auch mein einfaches Haus einmal

auf längere Zeit zu beehren, allein – mit solchen Kostbarkeiten, wie ich sie hier um mich sehe, kann ich Ihnen nicht dienen, denn ich bin kein so reicher Mann, wie Sie es zu sein scheinen, ach nein! Sie wissen ja, wo mein Reichthum geblieben ist. O!«

Jan reichte ihm mit einem liebenswürdigen Lächeln die Hand und erwiderte sogleich: »Darüber wollen wir jetzt nicht sprechen, Herr van der Myers. Aber Ihr Gast will ich gern sein und wenn es auch einfacher bei Ihnen hergeht, so haben Sie doch größere Räume –«

»Und ein eben so großes Herz!« mischte sich Johanna ein, die der begonnenen Unterhaltung eine andere Wendung zu geben wünschte.

»Sei Du von meinem Herzen still,« bat der alte Herr mit einem herzlichen Blick auf das liebliche Mädchen, »aber ich fühle es in diesem Augenblick selbst, daß es groß ist, denn es umfaßt Viel – Viel mit einem Mal.«

Sarah war der Thür, die in das Schlafzimmer führte, während dieses Gespräches nahe gekommen und betrachtete die schweren purpurrothen Vorhänge, die sie verschlossen, mit ihren großen glänzenden Augen, als ob sie begierig wäre, zu erfahren, was dahinter verborgen sei. Jan bemerkte es wohl, trat neben sie hin und sagte:

»Durch diese Thür führe ich Sie heute nicht. Sie verschließt unser Schlafzimmer und daran ist nichts Besonderes zu sehen. Wenn es Ihnen beliebt, so kehren wir jetzt in das vordere Zimmer zurück, um daselbst ein wenig Platz zu nehmen und meinen Freund zu erwarten, der nun bald kommen muß.«

Und er sah dabei nach der Uhr, als ob er seinen Freund zu einer bestimmten Zeit erwartete. Eben wollte er noch etwas hinzufügen, als er verstummte und nach oben hinhorchte, wo sich wider Erwarten eine ungewöhnliche heftige Bewegung vernehmen ließ, als ob viele Menschen auf dem Deck hin und hereilten und irgend welche Vorkehrungen trafen, wobei man auch zugleich verschiedene Stimmen vernahm, von denen eine sehr kräftige laut ihre Befehle auszurufen schien. In demselben Augenblick verdunkelte sich das Licht in der vorderen Cajüte, in die man eben getreten war, als ob plötzlich alle Fenster mit dichten Vorhängen verschlossen würden, und gleich darauf ertönte ein krachender Donnerschlag, der in langen, sich mehrfach wiederholenden Cadenzen in den Felsenbergen ringsum widerhallte.

»Was ist das?« rief Jan leicht erschreckt aus und eilte an das nächste Fenster, dessen gestickte Gardine er schleunigst zurückriß. »Ah, fuhr er ruhiger fort, »es ist das Gewitter, das wir schon lange erwartet. Aber es ist rasch heraufgekommen, das muß ich sagen. Doch seien Sie ruhig, meine Damen, und Sie, Herr van der Myers. Wir sind hier vor allen Ereignissen sicher, dafür haben wir bei Zeiten gesorgt. So – ziehen wir alle Vorhänge zurück, dann können wir sehen, was draußen vorgeht, aber ein Fenster öffnen wir lieber nicht, da der Himmel mit einem heftigen Regen droht.«

Alle waren an die Fenster gesprungen, die nach der Mosel hinausgingen, um zu beobachten, was sich drüben an den Bergen oberhalb des Nußhofes begab, denn

von dort her war der Donner erklingen und das Gewitter kam also von Osten her, gerade der Moselnixe entgegengezogen. So standen sie da und schauten Alle mit verwunderten Augen auf das neue Naturschauspiel hin, ohne Ahnung, was sie sogleich, wie wenige Menschen außer ihnen, mit eigenen Augen wahrnehmen würden.

FÜNFTES CAPITEL. DER MENSCH DENKT UND GOTT
LENKT.

Der ganze Himmel, eben noch so blau und klar, war plötzlich, als hätte eine unsichtbar daherrasende Windsbraut es herbeigepeitscht, mit dickem, düsterem Gewölk bezogen und die auf dem Schiffe ausgespannten Flaggen und Wimpel flatterten und rollten sich schon in dem lebhaft aufwirbelnden Winde, obgleich der Hauptsturm nur hoch oben in den Lüften tobte, die Fläche der Mosel aber noch verhältnißmäßig ruhig blieb und ihre Wellen nur zu kräuseln und leicht zu erheben begann. Die Matrosen wie sämtliche dienstbaren Geister waren an Bord ämsig beschäftigt, die schönen Festzeichen einzuziehen und die so zierlich aufgestellten Blumenpyramiden mit starken Schnüren zu befestigen oder die ganz schutzlosen nach den vorderen Cajütenräumen zu tragen. Kaum aber waren sie damit fertig und das Hin- und Herlaufen dabei hatte eben das über der hinteren Cajüte gehörte Geräusch verursacht, so nahm das Gewitter und mit ihm der Sturm jeden Augenblick mit einer Heftigkeit und Schnelligkeit zu, als ob sie selber so sehr wie möglich eilten, mit ihrem Zerstörungswerke zu Ende zu kommen.

Wie von Furien gejagt, stürmte das Gewölk am Himmel in dichten Massen daher; Blitz und Donner erfolgten fast immer zu gleicher Zeit, bald das Auge der Menschen blendend, bald ihr Ohr betäubend und in gleichem Maaße ihre Gemüther mit Angst erfüllend. Aber jenes Gewölk nahm von Augenblick zu Augenblick eine nächtlichere Farbe und eine drohendere Gestalt an. Namentlich die eine dichte, kohlschwarze und verderbenschwangere Wolke, die den Blitz und den Donner in ihrem Schooße zu bergen schien, fluthete näher und näher heran; ihre Ränder, die man anfangs wie mit einem Messer scharf abgeschnitten gesehen, verlängerten sich in schmalere Streifen, die wie mit düsteren Fingern nach der Erde hinabzugreifen schienen, als wollten sie sich an dieselbe anklammern und sie an sich reißen. So sah es aus, als ob ein ungeheures Trauertuch mit endlosen Fransen vom Himmel auf die Erde herabgelassen würde, um ein großes Grab zu bedecken, von dem bis jetzt doch noch keine Spur vorhanden war.

Nur der Wind, der anfangs den Anschein angenommen, als wolle er zu einem Orkan ausarten, da er so plötzlich und unerwartet dahergebraust kam, entwickelte sich glücklicher Weise nicht weiter, vielmehr wurde es sogar mit jedem Augenblick wieder stiller in den Lüften, und ein seltsames Schweigen, wenn der Donner verhallt, senkte sich auf die Berge und das Thal nieder, das jetzt fast in nächtlicher Dunkelheit da lag, die mit jedem Moment düsterer und unheimlicher wurde.

Alle in der Cajüte der Moselnixe versammelten Personen standen laut- und fast athemlos auf ihren Plätzen an den Fenstern und schauten mit angstvollen Blicken auf das dämonische Schauspiel hin, das sich so unerwartet vor ihnen enthüllt hatte, aber Alle erkannten auch, daß das Gewitter auf den Flügeln des zuerst ausgebrochenen Sturmes pfeilschnell vorüberzog, um die linksseitigen Berge zu erreichen und seine Blitze und seinen Donner auf sie niederzuschleudern, denn die ersteren zeigten sich den nach Osten Schauenden nicht mehr und die Donnerschläge hallten nur noch aus größerer Ferne herüber.

»Das ist ein arges Gewitter,« sagte da in einer längeren Pause der aufrührerischen Elemente Jacob van der Myers mit beklommen athmender Brust, »und ich habe mich also nicht getäuscht, wenn ich es schon gestern und vorgestern den ganzen Tag erwartete. Aber wie ist es mit Ihrem Schiff, Herr van der Straaten, liegt es fest, wenn der Wind wieder stärker werden und die aufgeregten Wellen Ihre Anker bedrohen sollten?«

Jan warf nur einen raschen Blick auf die bestürzten Gesichter der beiden Damen, dann nickte er dem Fragenden zu und, ohne im Augenblick eine Antwort laut werden zu lassen, sprang er zu den auf dem Schiff befindlichen Matrosen hinaus, um flüchtig einige Worte mit ihnen zu wechseln und auf ihre Bewachung des Schiffes zu achten. Dann flog er wieder in die Cajüte hinab und trat mit völlig beruhigter Miene unter die Anwesenden, wo er sogleich sagte:

»Sie können völlig unbesorgt sein, Herr van der Myers, und auch Sie meine Damen. Was geschehen kann, ist geschehen und wir werden von den zuverlässigsten Leuten bedient. Das Schiff liegt ganz fest und kann unmöglich nach irgend einer Seite hin abtreiben. Nicht bloß alle Anker sind niedergelassen, sondern auch doppelte Taue fesseln es an das Land. Wir liegen hier wie in dem sichersten Hafen und auf unsere Matrosen, die wir aus Rotterdam mitgebracht, können Sie sich unter allen Umständen verlassen. Unser Steuermann insbesondere hat Acht auf Alles und ich bitte Sie recht sehr, ohne alle Sorge zu sein. Auch ist das Gewitter schon fast ganz vorübergezogen und man hört sogar den Donner nur viel seltener noch.«

Trotz dieser mit großer Sicherheit gesprochenen Worte zeigte sich Sarah und selbst auch Johanna ängstlich und besorgt, wozu besonders die seltsame Finsterniß beitrug, die sich über die ganze vor ihren Augen liegende Scene verbreitete. Jan versuchte sie aber auch darüber zu beruhigen, als plötzlich etwas ganz Neues, Unerwartetes und Entsetzliches geschah, und zwar so schnell, daß kein Mensch seinen Eintritt vermuthen oder voraussehen konnte, so daß eigentlich schon Alles vorüber war, als man es noch im Ausbruch begriffen glauben konnte.

Anfangs hatte man sich vor den schmetternden und im raschesten Fluge auseinander folgenden Blitzen am meisten gefürchtet, da man sie fast unmittelbar vor sich aus der schwarzen Wolke niederfahren sah, jedoch sich bald wieder darüber beruhigt, als das eigentliche Gewitter so

reißend schnell über die Mosel und das Schiff fortrauschte, ohne irgend Jemandem Schaden zu bringen; vor den Nachzüglern dieses Gewitters aber hatte man viel weniger gebangt und höchstens einen starken Regen oder Hagelschlag erwartet. Nun aber fingen mit einem Mal diese Nachzügler an, sich auf eine viel heftigere und schauerlichere Weise bemerklich zu machen, als man es ihnen zugetraut.

Zuerst nämlich fing es an, mit großen Tropfen, denen kleine Eisstücke beigemischt waren, zu regnen, dann wurde der Regen dichter und stärker, aber das linke Moselufer, an dem man gerade lag, wurde davon weit weniger heimgesucht als das rechte, ihm gerade gegenüberliegende. Auf dieses nun entlud sich das furchtbare Gefolge des Gewitters mit seiner ganzen Macht, wiewohl auch hier nur stellenweise. Der dunkle Vorhang, der wie ein Leichentuch vom Himmel tief herab hing, wurde immer dichter und schwärzer, kam immer näher und drohender heran, als wolle er sich ganz von seiner Höhe lösen und auf die Erde fallen. Allmähig, je weiter er nach unten kam, verringerte sich sein Umfang und zuletzt nahm er die Gestalt eines auf der Spitze stehenden Kegels an, so daß er wie ein gewaltiges geflügeltes Ungethüm aussah, das mit seinen weit ausgestreckten Fängen und Krallen nach den Bergen griff, um sie mit seiner allmächtigen Wucht zu umklammern. Und das that er leider in gewissem Maße auch. Ein Wolkenbruch, wie er so schrecklich und verderblich auch im vorigen Jahre die Moselgegend heimsuchte und einige Strecken theilweise verwüstete,

stürzte auch damals über das Land herab, und gerade über den Kamm des Gebirges, der über dem Gehöft des alten Holländers lag, brach er herein und betraf damit am schwersten einen schönen Theil seiner Weinberge, wenn auch nicht den, wo der berühmte Doctorwein wuchs.

Schwer aber ist es, selbst einer geübten Feder, die Vorgänge in ihrer rapiden Schnelligkeit zu beschreiben, wie sie sich an diesem Tage und vor den Augen der auf dem Schiff Versammelten zutrug. Die Schrift, das Lesen derselben erfordern eine längere Zeit, als das furchtbare Ereigniß selbst sich nahm, das über die Betroffenen hereinbrach. In einem massenhaft zusammenhängenden Strom, wie ein aus den Wolken niedergießender Fluß, stürzte das Wasser auf den Kamm der Berge nieder und man sah eine Weile nichts von dem üppigen Grün der Weinpflanzungen oder überhaupt der wie hinter einem dichten Schleier verborgenen Berge mit ihren Rebenstöcken und Waldungen.

Plötzlich aber ließ sich ein neues und alle Herzen erschütterndes Getöse drüben in der Höhe vernehmen, das sich im rasenden Lauf und mit weithin fortdröhnendem Gekrach nach der Tiefe verbreitete. Das Wasser hatte sich oben auf der Kuppe des Berges gerade oberhalb des Nußhofes in irgend einer Höhlung oder Mulde eine Weile gesammelt, hier seine ganze Kraft concentrirt und stürzte nun wie ein lebendig gewordener, seinen Fesseln entrückter Strom in die Tiefe nieder. Dabei wühlte es sich mit unwiderstehlicher Gewalt in die weiche Erdkruste

ein, welche die Weinberge bedeckt und mit so vieler Mühe in jahrhundertlanger Arbeit in die Höhe geschafft, gedüngt und zur Erzeugung der kostbaren Trauben geschickt gemacht ist. Ein furchtbares Geknatter, wie wenn tausend Bäume in ihren Stämmen und Aesten zugleich brächen, erfolgte, die Erdrinde ward durch den mächtigen Wasserstrom erst gehoben, dann zu Thal gerissen und, indem die Rebstöcke brachen und barsten, wurden Steine, Felsstücke, Blätterwerk, Erde, Alles, Alles in eine tosende, stürzende schlammige Masse verwandelt, mit furchtbarem, lawinenartigem Gekrach in die Tiefe geschleudert.

Als aber diese ganze wirre ungeheure Masse sich vorwärts und zu Thal wälzte, erreichte sie mit ihren fortgespülten Trümmern endlich auch das Flußbett und stürzte sich mit einem mehr als donnerartigen Getöse in dasselbe hinein. Hoch auf bäumte sich der Fluß, gleichsam erschreckt und aus seiner alten Ruhe in die Höhe getrieben. Eine ungeheure Welle schob und rollte sich über die ganze Breite des Stromes fort, erreichte auch in wenigen Minuten das vor Anker liegende Schiff und schleuderte es in die Höhe, so daß alle ausgeworfenen Tuae krachten, die festliegenden zerrissen und nur die losen das wankende und hochgehobene Fahrzeug hielten. Dann aber war Alles, so rasch es gekommen, wieder vorüber, das Schiff lag an seinem großen Wurfanker und an den sofort angezogenen Landtauen fest und schwankte auf den sich langsam beruhigenden Wogen nur noch eine Weile hin und her.

Die Wirkung, welche dieser grausige Vorgang auf die im Schiff versammelten Zuschauer übte, dürfte fast eben so schwer zu beschreiben sein, wie der Vorgang selbst, denn Alle waren im Innersten ihres Herzens getroffen, beinahe gelähmt vor Schreck und Entsetzen. Sarah, die nicht mehr auf ihren Füßen stehen konnte, war wie ohnmächtig auf einen Sessel gesunken und verhüllte sich das Gesicht, ohne einen Laut von sich zu geben. Johanna klammerte sich an Jan's Arm und war, durch die tanzende Bewegung des Schiffes erschüttert, auf ihre Kniee gesunken. Nur Jan selbst und Jacob van der Myers standen, nachdem auch sie eine Minute gewankt, aufrecht und bewegungslos an zwei Fenstern und schauten mit bleichen, entsetzten Gesichtern auf das so plötzlich hereingebrochene Verderben hin.

Zwischen allem Diesem tönte jetzt wieder der Donner mit furchtbarem Schall von den diesseitigen Bergen herüber und Blitz folgte auf Blitz, momentan die Dunkelheit erhellend, die in der Cajüte herrschte. Dann aber war mit einem Mal Alles still, todtensstill, und die düstere Atmosphäre klärte sich eben so schnell wieder auf, wie sie sich getrübt, als ob eine unsichtbare ungeheure Gewalt sie rein gefegt hätte. Auch der Regenguß, das Donnern und Blitzen hörte auf, die schwarze Unheilswolke war vom Himmel, aus den Lüften verschwunden und man sah das vor sich Liegende wieder klar und frei, noch viel klarer und freier sogar als vor der entsetzlichen Katastrophe.

Aber ach! wie, in welchem Zustande, in welcher Verwandlung sah man es! Wo war der schöne Weinberg geblieben, der so eben noch so grün, so blühend, so vielverheißend auf das am ärgsten heimgesuchte Gehöft des alten Holländers herabgeblickt. In Geröll, Schlamm und Schutt aufgelöst und zusammengeballt, mit tausend zerbrochenen, zerwühlten Weinstöcken oder ihren Ueberbleibseln bedeckt, lag er unten im Thale, vor und in der Mosel, die in eine gelbgraue, ungestüm zitternde und sich schüttelnde Lache verwandelt war, als der Berg sich über sie hinabgestürzt. Ach, und was war in der Nähe des traulichen Hauses Jacobs van der Myers geschehen? Es selbst stand freilich, auf festem Gestein gegründet und an seinen halb überhängenden Fels sich lehnend, der auch die unzerstörbaren Kellerräume barg, unbeschädigt da, man sah es wie einen starren Sieger sich über die Leichen seiner Umgebung erheben, aber viel höher schien es jetzt als sonst zu liegen, denn das Erdreich ringsherum, die schönen Obstbäume, die es geschmückt und beschattet, der Garten, der es umgrünt, war mit seinen Blumen und Rosenstöcken nicht mehr vorhanden, Alles war fort und in die Mosel gespült und das zerstörende Wasser, auch das grüne Gitter und jedes übrige Bollwerk wie Spinnweben mit sich fortreißend, hatte nichts als eine ausgehöhlte, schluchtähnliche Tiefe hinterlassen, die wie ein offenes Grab den darauf hinstarrenden Augen entgegenähnte. Dagegen war das leerstehende Haus mit der Kelterei, das seit wärts und gerade im niederstürzenden

Strom gelegen, bis auf die letzte Spur vom Erdboden verschwunden und nur wenige seiner Balken, seiner Mauerüberbleibsel, seiner Thüren und Sparren schwammen in vereinzelt Brocken und Stücken im trüben Wirbel der Mosel dahin.

So war Alles, was man vor sich sah, mit einem Wort ein Chaos sonder Gleichen und Niemand begriff im Augenblick, wie das Unheil so rasch hatte geschehen können. Und wer nicht dabei gewesen, es nicht gesehen, er hätte nicht glauben können, daß es möglich, denn so groß hatte sich die Gewalt des stürzenden Wassers erwiesen, daß Felsstücke von vielen Centnern an Gewicht, ja die granitene Kelterpresse des leerstehenden Hauses mit ihrer eisernen Stange, die zweiunddreißig Centner wog, eine Viertelstunde weit wie ein leichter Ball vom Wasser weggetragen und endlich auf das sandige Moselufer niedergelegt wurde, wo man sie als lautsprechende Zeugin der Gewalt der Elemente tief in den Schlamm eingewühlt liegen sah.

Nur die beiden alten Nußbäume, die mit riesigen Wurzeln an den Boden gebunden, waren mit ihren Kronen unversehrt stehen geblieben und höchstens an den unteren Theilen durch dagegengeschleudertes Felsgestein an ihrer Rinde beschädigt worden. –

Wenige Minuten waren wieder verstrichen und alle Diejenigen in der Schiffscajüte, welche durch einen wunderbaren Zufall Augenzeugen dieses elementaren Unheils gewesen, standen nun wie erstarrt und blickten mit verglasten Augen auf die Wahlstatt der Zerstörung hin.

Das Gekrach der brechenden und auseinandergerissenen Häuser, des stürzenden Berges mit seinen lebendig gewordenen Erd- und Felsmassen dröhnte in ihren Ohren und Herzen wieder, und Alle standen zitternd und bebend da und schauten düster vor sich hin, als sähen sie mit willenloser Ergebung dem Weltuntergange zu. Insbesondere die beiden jungen Mädchen, die wieder auf ihre Füße gesprungen und an die Fenster getreten waren, sahen mit ihren erstarrten Gesichtern wie in Stein verwandelte Bildsäulen aus. Jan hatte unwillkürlich, gleichsam um sie zu schützen, Johanna umfaßt, und eben so der Vater seine Tochter. So standen sie eine Weile sprachlos, entsetzt, fast betäubt da. Doch – da war ja das ganze Unglück schon vorüber, eine seltsame, furchtbare Stille herrschte ringsum in der ganzen Natur und – jetzt erst sahen sich Alle selbst mit entsetzten Blicken an, als wollten sie sich fragen, ob es denn möglich, ob es wahr sei, was sie doch eben mit ihren eigenen Augen sich zutragen gesehen.

»Können die hohen starren Berge und Felsen denn wirklich wandern?« mochten sie sich fragen. Ja, sie können es, erwidern wir, und die frühere Befürchtung Philipps van der Myers war also nicht ohne Grund ausgesprochen worden, denn wir selber haben im vorigen Jahre wieder von Neuem mit eigenen Augen das große Unheil erschaut, welches über das unglückliche *Kirn*, *Enkirch* und *Berncastel* hereinbrach und in wenigen Minuten gepflasterte Straßen in Schlamm- und Trümmerberge, in gähnende Schluchten und Klüfte verwandelte, Häuser

meilenweit davontrug und zersplitterte, und viele, viele Menschen unter ihren Ruinen begrub.

Aehnlich, nur nicht in so ausgedehntem Maaße, geschah es auch damals an dem Tage, den wir hier zu schildern versucht, nur daß dabei wunderbarer Weise kein Menschenleben zu Grunde ging, denn die Dienstleute Jacob van der Myers, über dessen Gehöft das Unglück fast allein hereinbrach, befanden sich zur Nachmittagszeit zufällig sämmtlich im Herrenhause, und dieses, von den umgebenden Felsen geschützt, litt, wie schon gesagt, unter dem plötzlichen Unheil nicht, nur waren seine Grundmauern bloßgelegt, da das dieselben umspülende Wasser alle Erdtheile nach der Mosel hinausgeführt hatte.

Als nun aber die Zuschauer im Schiff so sprachlos standen, auf die Stätte der Verwüstung schauten und dann Herz an Herz sanken, um ihrer innersten Empfindung durch einen unwillkürlichen Thränenstrom Luft zu machen, da war es Jacob van der Myers, der zuerst ein lautes verständliches Wort hören ließ, indem er, aus tiefster Brust aufstöhnend, ausrief:

»O mein Gott! Du hast es gesandt und ich beuge mich in Demuth! Aber nun habe ich kein Haus, kein Obdach mehr, in dem ich mich und mein Kind berge, denn da – da liegt meine letzte Heimath auf Erden verwüstet und zertrümmert und ich – habe keine andere mehr!«

Da, in diesem Moment geschah wiederum etwas Neues, Unerwartetes, aber – nicht mehr Entsetzliches. Hinter ihm, er hatte es nur nicht bemerkt und eben so wenig

die Seinigen, standen schon zwei andere Männer und eine ernste Stimme sprach mit glockenklarem Ton laut und deutlich, so daß sie zu Aller Ohren drang:

»Du irrst Dich, mein Oheim, Du hast wohl noch eine andere Heimath auf Erden. Du stehst sogar schon auf ihrem Boden, denn *mein* Schiff ist *Dein* Schiff und es ist ein holländisches Schiff, also holländischer Boden, auf dem Du stehst!«

In tiefster Seele erschüttert und den Klang dieser Stimme rasch mit seinem Ohr erfassend und erkennend, drehten Jacob van der Myers und mit ihm alle die Seinen sich um und da sahen sie, freilich auch mit bleichem Gesicht, aber doch siegesgewiß, stark und gefaßt, wie ein wahrer Mann es im Unglück sein muß, Philipp van der Myers vor sich stehen, der bisher mit dem Rector im Schlafzimmer allein geblieben war, aber in diesem bedeutungsvollen Moment von demselben die Weisung empfangen hatte, daß jetzt der richtige Augenblick seines Eingreifens gekommen sei, da ihm ja Gott selbst, der allein in solcher Noth helfen könne, auf seine göttliche, immer unbegreifliche Weise den Weg zum Gelingen seines schönen Planes gebahnt habe.

Kaum aber hatte Philipp jene Worte gesprochen, da trat auch der Rector hervor und erhob seine milde, weiche Stimme, die wie ein, alle Zwietracht versöhnendes Machtgebot an Aller Herzen schlug:

»Ja, Herr van der Myers, Ihr Neffe – denn Sie haben ihn ja schon als solchen erkannt – hat Recht. Sie stehen in der That auf heimathlichem Grund und Boden, und

Gott selbst hat Sie darauf gestellt, auf daß Sie mit den Ihrigen gerettet würden. Denn wären Sie zu dieser Stunde in Ihrem Garten oder auf Ihrem Berge geblieben, so wären Sie unzweifelhaft ein Kind des Todes gewesen. Darum sei Gott allein Ehre und Preis, selbst wenn er zerstört und zertrümmert, und so folgen Sie seiner mahnenden Stimme und wenden Sie Ihr Auge mit Sanftmuth und Ihr Herz mit Wohlwollen auf Den, der hier vor Ihnen steht und Ihnen mit treuem und wahrhaft anhänglichem Herzen sagt, daß Sie eine noch viel schönere und größere Heimath besitzen, als die war, die Ihnen so eben da drüben verloren gegangen ist.«

Es entstand eine kurze Pause, die Niemand unterbrach, während Aller Blicke auf dem alten Mann ruhten, dessen Augen mit dem Ausdruck namenlosen Staunens die schlanke Gestalt und das edle Antlitz Philipps van der Myers verschlangen.

»Philipp, mein Neffe!« rief er endlich, wie von einer inneren Flamme erwärmt und erleuchtet mit laut tönendem Freudenruf, und augenblicklich streckten sich seine Arme aus, den Neffen zu umfassen, der gleich darauf an seinem Halse lag.

»Mein Oheim!« schluchzte Philipp auf, den alten Mann wiederholt an seine Brust pressend und seinen Mund, seine Augen, sein ganzes Gesicht mit Küssen bedeckend, »ja, der wackere Mann hier hat das Rechte gesagt und ihm folge und gehorche. Gott selbst hat Dir eine andere Heimath gegeben, wenn Du sie nur haben willst. Jetzt

aber, jetzt, in diesem schweren, bedeutungsvollen Moment, wollen wir noch nicht über diese Dinge und den Irrthum sprechen, der uns bisher von einander trennte, dazu haben wir heute Abend Zeit, wenn wir allein sind, denn Du wirst mit Deiner Tochter und Nichte auf dem sicheren Schiff bleiben, da Dein Haus dort für Dich unbewohnbar geworden ist. Jetzt wollen wir vielmehr nur nach diesem Hause hinüberfahren und sehen, wie es bei Dir und den Deinigen steht und ob aus dem Trümmerhaufen dort noch etwas zu retten, was Dir lieb und werth ist. – Jan!« wandte er sich zu Diesem, »Du, mein treuer und aufopferungswilliger Freund, gieb die Befehle zur augenblicklichen Fahrt nach jenem Ufer hin. Pool soll uns hinüberwarpen und alle Männer sollen bereit sein, um alsbald mit uns drüben an's Land zu gehen.«

Er hatte es gesagt und Niemand fand ein Wort der Erwiderung darauf, denn Jedermann sah ein, daß das vorgeschlagene Werk das zuerst nothwendige sei, und augenblicklich wurde zur Ausführung der Befehle des Schiffsherrn geschritten. Alle Anwesenden stimmten demselben stillschweigend bei und kein Einziger war unter ihnen, selbst Jacob van der Myers nicht, der nicht begriffen hätte, daß dieser Augenblick nicht dazu angethan sei, zu weiteren Erklärungen zu schreiten, so erwünscht dieselben auch vielen der Anwesenden gewesen wären.

Nach wenigen Minuten schon steuerte die Moselnixe, von kundigen Händen bedient und nachdem zwei Matrosen mit ihrem Warptau im Boot nach dem rechten

Flußufer vorangegangen waren, nach der anderen Seite hinüber und legte sich so dicht vor dem zerstörten Grundstück vor Anker, als es ging, denn innerhalb der früher sie schützenden Kribben waren eine Unmasse Geröll, Schutt, Gestein, Schlamm und Trümmer aller Art hinabgestürzt, so daß der Raum zwischen ihnen nicht mehr die genügende Wassertiefe bot. Als man darauf die Anker ausgeworfen, ruderte man, während die jungen Männer sich rasch in andere Kleider geworfen, mit dem kleinen Boote wiederholt an's Land, bis die ganze Mannschaft, außer dem Rector, Lucas und dem Steuermann, die allein zum Schutz der Damen zurückblieben, ausgeschifft war, um mit den Herren, die nach und nach landeten, die Zerstörung am Lande zu untersuchen. Kaum aber wurden die helfenden Menschen am Lande sichtbar, da kamen sämtliche Dienstleute des Nußhofes durch den Schlamm herbeigewatet und es fand sich, zum Trost des Hausherrn, daß Niemand verunglückt war, da Alle, den Festtag ihres Herrn mitfeiernd, im Herrenhause bei einem Glase Wein zusammengesessen hatten, als die Katastrophe über den Nußhof hereingebrochen war.

Es kostete übrigens der zur Hülfe herbeieilenden Mannschaft große Mühe, über den im ehemaligen Garten des Nußhofes rings um das Haus aufgehäuften Schutt und über die überall ausgestreuten Trümmer des gewaltigen Bergsturzes in's Innere des Hauses zu dringen. Erst nachdem man aus der Nachbarschaft eiligst herbeigeholte Bretter darüber gelegt und sich so einen gangbaren Pfad geschaffen, gelang es, und nun war alles Uebrige

nur noch ein leichtes Werk, wenigstens so viel für den Augenblick zu thun übrig blieb. Jacob van der Myers, neben seinem Neffen und dessen Freund stehend und das verworrene Chaos mit wehmüthigem Blick überschauend, fühlte und erkannte nur zu wohl, daß, wie man ihm schon gesagt, an diesem Orte des Schreckens eines Bleibens nicht länger sein könne, denn in dem verwüsteten Garten und dessen ganzer Umgebung sah es zu traurig und öde aus. Glücklicher Weise war Alles, was im Hause lag und stand, unversehrt geblieben und eben so hatten die in den Felsen eingegrabenen Keller nicht den geringsten Schaden erlitten, da das von den Bergen herabströmende Wasser, auf den nach der Mosel hin abfallenden Boden gelangt, schnell genug wieder abgeflossen war. So beschränkte sich denn Alles, was man heute unternehmen konnte, allein darauf, die Besitzthümer des Hausherrn, die den größten Werth für ihn hatten, namentlich den Inhalt seines Arbeitstisches, nach dem geräumigen Schiff und zumeist in den trockenen und leeren Schiffsraum zu schaffen. Das geschah nun auch mit geflügelter Eile und bald war Alles, was Jacob van der Myers und seiner Tochter zumeist lieb und werth, sicher geborgen und man konnte das Haus wieder verlassen, nachdem man sich überzeugt, daß für die darin zurückbleibenden Dienstleute in jeder Beziehung gesorgt sei.

Uebrigens war auch bald aus der nahegelegenen Stadt Hülfe herbeigeeilt, wenn sie etwa nothwendig werden sollte, und einer der Ersten, der auf der Unglücksstätte eintraf, war Peter Gassen, dessen kleinster Weinberg

dicht neben dem herabgestürzten Berge lag, aber kaum einen nennenswerthen Schaden erlitten hatte. Er und viele andere Bürger der Stadt, die wir zum Theil an jenem Abend in der Gaststube der heiligen drei Könige kennen gelernt und die ebenfalls nach dem gefährdeten Orte geeilt waren, boten ihre Hülfe und ihren Rath in jeder Richtung an, und nachdem einige Sachverständige die ganze überschwemmte und verödete Stätte vorsichtig untersucht, bestätigte es sich, daß das feste Haus nur geringfügigen Schaden erlitten und zur ferneren Wohnung der Dienstleute Jacobs van der Myers vollkommen geeignet sei.

Nachdem nun auch dies besorgt und die Matrosen die letzten Kleider und sonstige Gebrauchsgegenstände des alten Herrn und seiner Tochter nach dem Schiffe gebracht, die Dienstleute seines Hauses sich aber willig erklärt hatten, an Ort und Stelle zu bleiben, um mit den Arbeitern, die man am nächsten Tage aus der Stadt senden würde, den Schutt wegzuräumen, allmählig an der Wiederherstellung des Gartens zu arbeiten und so nach und nach die alte Ordnung wieder herbeizuführen, war der Augenblick gekommen, wo Jacob van der Myers von seinem lieben kleinen Besitzthum Abschied nahm, um einstweilen seinen Wohnsitz auf der Moselnixe zu nehmen, die an der Stelle liegen blieb, wo sie jetzt lag, um so dem Gehöft so nahe wie möglich zu sein. Mit wehmüthigem Blick schaute er noch einmal auf die grausige Verwüstung hin, dann faßte auch er sich wie ein Mann und, von seinem Neffen geführt, kehrte er nach dem Schiffe zurück,

wo Sarah und Johanna in Gesellschaft des Rectors ihn von Herzen willkommen hießen und in Folge seines Berichts die lebhafteste Freude äußerten, daß Niemand im Hause Schaden genommen hatte.

Als man nun in der geräumigen Cajüte wieder nahe beieinander saß, das Vergangene besprach und das zunächst Vollbringende reiflich überlegte, machte sich alsbald ein bedeutsamer Wechsel in der Stimmung aller Anwesenden und namentlich der Hauptbetheiligten bemerkbar. Am schmerzlichsten zeigte sich immer noch der alte Herr berührt und allerdings war das Unheil, welches er erlitten, groß. Er fühlte die schwere Wunde tief, die ihm abermals das Schicksal geschlagen; allein Gott, und das erkannte er sehr wohl, war ihm auch wiederum gnädig gewesen und hatte ihm einen wunderthätigen Balsam in das Herz geflößt. So gestand er es sich im Stillen jetzt selbst, daß er durch die unvermuthete Begegnung mit seinem Neffen hoch beglückt sei, wenn er auch noch nicht laut und mit Niemandem darüber sprach. Nur seine Blicke verriethen es Jedermann, was in dieser Beziehung in seinem Innern vorging, denn wiederholt hafteten sie auf den edlen Zügen des jungen Mannes, der sich alle Mühe gab, ihm mit Versprechungen und Verheißungen aller Art über den gegenwärtigen trüben Moment fortzuhelfen und sein Herz wieder mit neuer Hoffnung zu füllen.

Indessen, damit war Philipp van der Myers noch lange nicht befriedigt und er sehnte sich von Augenblick zu Augenblick mehr danach, mit seinem Oheim allein zu sein und mit ihm das Wichtigste zu besprechen, was ihn an die Mosel und in seine Nähe geführt. Das sprach er auch endlich laut aus, indem er den alten Herrn bat, ihm eine Stunde zu schenken und seine Mittheilungen zu vernehmen, die ja auch diesem nur höchst erwünscht sein konnten.

Jacob van der Myers schaute ihn forschend an, als er dies sprach, und richtete dann zuerst einen fragenden Blick auf seine Tochter. Als diese ihn aber durch den ihrigen zu ermuthigen schien, reichte er dem Neffen die Hand und sagte:

»Ja, Philipp, ich bin dazu bereit. Wohin wollen wir gehen, auf daß wir ungestört zusammen sprechen können?«

»In unser Schlafzimmer, lieber Oheim,« erwiderte der junge Mann, »welches von jetzt an Sarah und Johanna bewohnen werden, während für Dich nachher in dieser Cajüte ein Lager aufgeschlagen werden wird, und ich werde Dich sogleich in jenes führen. Nur habe ich vorher noch eine Bitte an den Herrn Rector zu richten – und die geht dahin, mein verehrter Freund,« wandte er sich zu diesem, »daß Sie unser Schiff nicht eher verlassen, als bis mein Oheim und ich unsere Unterredung beendet haben. Wenn ich auch, sobald die Schranke zwischen uns Beiden gefallen sein wird, Ihrer besonderen Hülfe nicht

mehr zu bedürfen hoffe, so möchte ich doch Ihres Rathes und Trostes noch nicht entbehren, und so schenken Sie mir auch noch den Rest dieses Tages, der für mich vielleicht der wichtigste meines ganzen Lebens ist.«

Nach diesen Worten gab er Jan einen Wink und dieser verstand ihn nur zu gut. Nachdem er dem Koch durch Lucas einige Befehle zugesandt, wandte er sich zum Rector und den beiden Damen und bat sie, Platz zu nehmen und die Erfrischungen zu genießen, die man gleich darauf brachte, denn nach so schweren Stunden, wie man sie eben erlebt, fühlte man jetzt erst die Ermattung, die so großen Ereignissen zu folgen pflegt, und da that ein Glas edlen Weines Allen wohl, zumal sie ja an den Genuß desselben gewöhnt waren.

Während nun aber die vier Personen, dem ruhigsten Gespräch hingegeben, in dem Wohnzimmer der Cajüte beisammen saßen, hatten Jacob van der Myers und sein Neffe auf dem Sopha im zierlichen Schlafzimmer Platz genommen, und hier, von Niemandem gestört, sprachen sie sich die übervollen Seelen frei, und zumeist war es Philipp van der Myers, der hier des Wort führte und seinem Oheim eine Erklärung über sein Schicksal zu Theil werden ließ, die dieser wahrhaftig nicht erwartet hatte.

Nein, davon, was er jetzt in aller Ausführlichkeit vernahm, hatte der alte Herr sich freilich nichts träumen lassen und zum ersten Mal bedauerte er von ganzem Herzen seinen starren Eigensinn, der allein daran schuld gewesen, daß er erst heute erfuhr, was sein Neffe ihm schon vor anderthalb Jahren in London hatte eröffnen wollen.

So hörte er zuerst, zwar mit großer Wehmuth, der aber bald eine um so größere Freude folgte, daß sein Vater in überwallendem Zorn über seine Heirath mit der Malain, ihn in der That enterbt und seinen Bruder Justus zum Universalerben seiner ganzen Hinterlassenschaft eingesetzt. Ferner vernahm er, daß der eigensinnige alte Herr in Rotterdam seinen Erben schon lange vor seinem Tode verpflichtet habe, das ihm in allen Einzelheiten mitgetheilte Testament nach seinem Tode in allen Punkten aufrecht zu erhalten und nicht etwa sogleich den Versuch zu machen, dasselbe einer Abänderung zu unterwerfen, noch viel weniger aber irgend einen Einspruch dagegen zu erheben, so lange der Erblasser selbst am Leben sei. Sei er indessen ein Jahr todt und wolle er dann, seinem brüderlichen Herzen folgend, gegen den Enterbten einige Milde üben, so überlasse er es ihm freilich, darin nach seinem Ermessen zu handeln, denn über das Grab hinaus wolle er in seinem Groll, obgleich er selbst ihn für einen sehr gerechten halte, doch keine Entscheidung über einen ihn Ueberlebenden treffen, und diese Mittheilung berechtigte den Erben zu dem Glauben, daß der Erblasser schon bei Lebzeiten gefühlt habe, daß er in seinem lieblosen Verfahren gegen den jüngeren Sohn zu weit gegangen sei und daß er es somit dem älteren überlasse, das demselben zugefügte Unrecht auf irgend eine Weise auszugleichen.

Gegen die buchstäbliche Ausführung jenes Testaments nun, so berichtete Philipp weiter, habe sein Vater Justus von Anfang an sich gesträubt und sogar, trotz seines

dem Vater gegebenen Versprechens, bei seinen Lebzeiten nicht dagegen anzukämpfen, demselben wiederholt erklärt, daß er niemals in diese Enterbung seines Bruders Jacob willigen könne, ja daß er, so viel an ihm liege, sich später verpflichtet fühlen werde, demselben das vorenthaltene Gut auf irgend eine Weise wieder ungeschmälert in die Hände zu spielen. Diese Erklärung, die er bei verschiedenen Gelegenheiten vorgebracht, habe zu vielen Streitigkeiten zwischen dem starren Vater und dem Erben geführt, und nach dem so plötzlich erfolgten Tode des Ersteren habe Letzterer, obgleich er dem Vater das Wort gegeben, erst ein Jahr nach seinem Ableben die vorausgesehene Milde walten zu lassen, alsbald verschiedene Briefe an den Bruder in der Capstadt gerichtet, um ihn über das zwischen Beiden bestehende Verhältniß aufzuklären und ihm zu sagen, warum er früher nicht anders habe handeln können. Dieser aber, nicht weniger starr als der heimgegangene Vater, habe die ihm gesendeten Briefe uneröffnet zurückgeschickt, so dringend und herzlich auch ihr Inhalt gelautet. Jahre seien darüber vergangen und die Betrübniß des Erben über die bestehende Zwietracht der Brüder habe immer zugenommen, um so mehr, als er später erfahren, daß Jacob die Capstadt verlassen habe, ohne in Erfahrung bringen zu können, wo derselbe seinen Aufenthalt genommen. Endlich aber habe er durch die von ihm überallhin ausgeschickten Agenten gehört, daß er sich an der Mosel angekauft, aber im Augenblick, zur Schlichtung seiner Angelegenheiten in der Capstadt, mit seiner Tochter sich nach London begeben

habe. Auf diese ihm sehr erfreuende Nachricht hin habe er sogleich das ihm am sichersten erscheinende Mittel ergriffen und seinen einzigen Sohn Philipp eben dahin abgesandt, um durch seine Vermittelung eine Versöhnung der beiden Brüder anzubahnen und dem jüngeren einen richtigen Begriff von den vorhandenen Thatsachen und den Handlungen des älteren beizubringen.

Dieser schöne Plan aber sei durch die unvorhergesehene schnelle Abreise Jacobs aus London vereitelt worden. Und so habe denn der ältere Bruder, da für jetzt nichts Anderes zu thun gewesen, das Erbtheil des jüngeren als dessen Eigenthum verwaltet und Zins auf Zins gelegt, um es zu geeigneter Zeit in seine Hände zurückzugeben. Das Alles stehe nun zu seiner Verfügung und er brauche nur nach Rotterdam zurückzukehren, um endlich der Besitzer seines ihm von Gott und Rechtswegen zukommenden Erbes zu werden.

In der letzten Zeit nun nach dem leider so schnell erfolgten Tode Justus van der Myers sei der Erbe und Sohn desselben, eben der Erzähler, in seinen Bestrebungen, des Vaters Willen auszuführen, noch weiter gegangen und habe sich ohne Unterlaß bemüht, den an der Mosel glücklich aufgefundenen Oheim für die durch den Tod zusammengeschmolzene Familie wiederzugewinnen. Man habe Johanna van der Hooghe, ein ebenso kluges wie unternehmendes Mädchen, die Braut des Compagnons Philipps van der Myers, Jan's van der Straaten, nachdem man sie genau von der ganzen Sache und

dem geplanten Unternehmen unterrichtet, absichtlich eine Reise zu einer Verwandten nach Coblenz antreten lassen und von dort aus den Besuch derselben in Berncastel in's Werk gesetzt. Johanna habe sich verpflichtet, alle ihre Kräfte und die ganze ihr zu Gebote stehende Liebenswürdigkeit aufzubieten, um dem so einsam lebenden Onkel näher zu treten und ihn allmählig für seine Familie zu gewinnen, die in Rotterdam Zurückgebliebenen aber von Allem in Kenntniß gesetzt, was sie im Nußhof vorgefunden. Da habe denn namentlich ihre Meldung, daß Jacob van der Myers noch immer ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik sei und eine unaussprechliche Sehnsucht nach seiner Heimath empfinde, die größte Freude und Befriedigung hervorgerufen. Hierauf bauend habe man den längst beschlossenen Plan mit dem Schiffe schnell zur Ausführung gebracht und so sei Alles gekommen, wie Jacob van der Myers es ja aus eigener Anschauung kenne. Jetzt nun müsse er unter allen Umständen in die lange entbehrte Heimath zurückkehren. Er, Philipp van der Myers, biete ihm Haus und Hof und Alles an, was er nach Fug und Recht als sein Eigenthum beanspruchen könne; das Testament des Vaters sei für null und nichtig erklärt und der Sohn des älteren Bruders lasse den Oheim nur das ihm gebührende Recht widerfahren. So solle er kommen oder vielmehr gleich mit ihm nach Rotterdam gehen und sich von der nie erloschenen Liebe der Seinen überzeugen, um fortan in ihrer Mitte glücklich zu leben und die traurigen Schicksalsschläge zu vergessen, die sein Leben so traurig und düster gefärbt. –

Jacob van der Myers hatte diesem ganzen langen und in der überzeugendsten Weise gesprochenen Vortrage, der wie ein lange ersehnter Erguß aus dem Herzen des Sprechenden floß, mit einer Spannung sonder Gleichen und von den verschiedensten Empfindungen bewegt, zugehört und Einzelnes hatte ihn sogar in die größte Verwunderung gesetzt. Namentlich hatte die Eröffnung, daß Johanna die geheime Mitarbeiterin in dem geplanten Unternehmen gewesen und Jan's van der Straaten Braut sei, ihn tief ergriffen und ihm wiederholt Zeichen des Stauens abgenöthigt. Sein ganzes Innere schien durch die vernommenen Aufklärungen, an deren Wahrheit er nun nicht mehr zweifeln konnte, aufgewühlt zu sein, er vermochte sich von seinem Erstaunen fast gar nicht zu erholen, und als er nun, da Philipp mit seinem Vortrage zu Ende war, in ein scheinbar düsteres Schweigen versunken dasaß, als ob er keinen Entschluß fassen könne, obgleich sein Herz sich schon lange dem so edel denkenden und so überzeugend redenden Neffen zugewandt, stand dieser plötzlich auf und rief den Rector von Cues herbei, der noch immer bei den Anderen im Nebenzimmer saß und des Ausganges der Unterredung der beiden Männer mit innerer antheilvoller Spannung zu harren schien.

»Kommen Sie, Herr Rector,« rief Philipp ihm zu, »und erklären auch Sie meinem Oheim, wie glücklich er mich und uns Alle macht, wenn er meinen Bitten Erfüllung gewährt. Er weiß jetzt Alles, was ich Ihnen neulich auf dem Schiff erzählte, als Sie mich zum ersten Mal besuchten,

und nun legen Sie Ihr bedeutsames Wort in die Wage-
schaale, damit er auch von Anderen vernimmt, daß ich,
wenn ich ihm sein Eigenthum zurückgebe, nur thue, was
meine Pflicht, mein Herz und die Gebote Gottes von mir
verlangen.«

Da trat der Rector von Cues mit ruhigem Schritt und
hoch erhobenem Haupte vor Jacob van der Myers hin
und sein mildes freundliches Antlitz leuchtete gewisser-
maßen wie eine sichtbare Friedensfackel dem zaudern-
den alten Holländer entgegen. Mit seiner ergreifenden,
durch ihren Wohlklang wie durch ihre Kraft tief eindrin-
genden Stimme hob er zu sprechen an, indem er seine
rechte Hand sanft auf die Schulter des alten Herrn legte,
gleichsam um ihn aus der Träumerei, in die er versunken
schien, zu wecken.

»Herr van der Myers,« sagte er, »ich will nur wenige
Worte zu Ihnen sprechen, denn ich gewahre schon an Ih-
ren Blicken wie an Ihrem ganzen Wesen, daß Sie nicht
sim Stande sind, den warmen Bitten Ihres Neffen zu wi-
derstehen, der nach seinen auch mir vertrauten Mitthei-
lungen über Sie und Ihre Familie und nach seiner ge-
gen Sie längst vorbereiteten Handlungsweise ein wahr-
haft edler Mann und ein wackerer Sproß dieser alten Fa-
milie ist. Und wenn Sie dennoch länger zögern sollten,
das mit so freudig geöffneter Hand Ihnen Dargebotene
von diesem Manne, dem Willensvollstrecker seines Va-
ters, Ihres Bruders, anzunehmen, so will ich Sie ermah-
nen und beschwören, wenigstens auf Das zu achten, was

Gott, der die Schicksale der Menschen in seiner allmächtigen Hand hält und sie dahin lenkt, wohin sie zu führen der schwache Mensch zu hinfällig ist, Ihnen so eben in seiner Allgüte und Allweisheit deutlich und klar vor Augen geführt hat. Ja, der Mensch denkt und Gott allein lenkt, das hat er Ihnen heute sonnenklar dadurch dargethan, daß er die neue Heimath, die Sie sich vorübergehend hier gegründet, zerstört und unbewohnbar gemacht und Sie also mit deutlich erkennbarem Fingerzeig nach der alten Heimath gewiesen hat. Verlassen Sie denn dieses Haus für jetzt – zu ihm zurückkehren und es in seiner alten Behaglichkeit wieder herstellen können Sie ja immer noch, und ziehen Sie einstweilen, bis die Reben wieder auf diesem Berge grünen, in Frieden nach Rotterdam. Und so erkennen Sie daraus, daß der allgütige Gott Sie, wenn auch spät, doch noch zur rechten Zeit, zu Ihrer und der Ihrigen Freude, an das Ihnen bestimmte Ziel geführt hat. Mit Gott und immer mit Gott durch die rauhste Bahn, mein alter wackerer Herr, aber folgen müssen wir ihm, wie einst zum Himmel, wenn er ruft, so jetzt, so lange wir leben, auf der Erde. Ihr nächstes Ziel aber ist die Brust, das Herz dieses jungen Mannes, und an das lehnen Sie sich, denn es ist ein gutes, ein wackeres, ein edles Herz. Ich bin zu Ende und nun – sprechen Sie Ihrem Neffen die Erfüllung seiner Bitte aus!«

Er trat in großer Rührung einen Schritt von dem alten Herrn zurück und sah ihn mit seinen leuchtenden Augen freundlich und ermahnend an. Da aber ging ein kurzer Kampf, und es war der letzte, in Jacob van der Myers

Brust vor; seine alte, ihm angeborene Starrheit fiel von seinem Gesicht wie eine Maske, von seinem Herzen wie eine Schlacke ab, und als er jetzt sein lächelndes Antlitz voll gegen den ihn mit Liebe betrachtenden Neffen erhob, war er ein anderer Mann als in früheren Tagen und wieder der ehemals so glückliche und heitere Jacob van der Myers geworden. Laut aufschluchzend und nur halb gebrochene Worte stammelnd, fiel seinem Neffen ein, die Brust, drückte ihn tief bewegt an sein Herz und weinte in köstlichen Freudenthränen seinen alten Jammer aus, um von nun an nur Freude und Zufriedenheit darin zu tragen.

Nach einiger Zeit aber und nachdem die drei Männer nur noch wenige Worte miteinander gewechselt, traten sie zu den in der hinteren Cajüte versammelten Personen und hier wickelte sich alsbald eine ähnliche Scene wie die oben beschriebene ab, indem der Vater an die Brust seiner Tochter fiel und diese dann zu Philipp führte, um ihn zum ersten Mal als ihren Verwandten von ihr begrüßen zu lassen. Da aber fiel des alten Herrn Blick auf die an Jan's Seite stehende Johanna, und rasch auf sie zuschreitend, sie fest an sein Herz schließend und dabei Jan seine Rechte reichend, sagte er:

»Mein Kind! Du hast einen schweren Gang zu mir gethan, aber Du hast ihn mit Muth, Kraft und Gewandtheit ausgeführt. Gott segne Dich und Deinen Jan dafür, und ich – ich danke Dir und ihm!«

Der spätere Abend war herangerückt; eine linde Dämmerung hüllte das schöne Moselthal in ihren magischen Mantel ein und die Sterne leuchteten allmählig schon heiter flimmernd hie und da an dem wieder ganz klar gewordenen Himmelszelt auf, während der schon abnehmende Mond in ruhiger Majestät langsam über die Scheitel der Berncastler Berge emporquoll. Auch diese Berge lagen in unwandelbarer Ruhe wie früher da, warfen ihre Schatten träumerisch über den still dahinströmenden Fluß, und in den Häusern von Berncastel, die sich längs des Moselufers hinziehen, hüben und drüben, zeigten sich die Fenster erleuchtet. Ueber Allem aber lag ein stiller und süßer Friede ausgebreitet, als hätte er immer hier so geherrscht und nie ein Unglück, wie das heutige, das schöne Land heimgesucht.

Auch in den Cajüten der Moselnixe brannten schon lange die strahlenden Lampen und Kerzen und beleuchteten das Friedensmahl, um welches jetzt die endlich Versöhnten und Vereinten in gehobener ernster Stimmung, und doch mit einer ganz neuen Freude im Herzen versammelt saßen. Jacob van der Myers hatte zwischen den beiden Mädchen seinen Platz eingenommen, neben denen Philipp und Jan saßen, und dem alten Herrn gegenüber sah man den guten Rector von Cues, der sich schon früher hatte entfernen wollen, aber den Bitten Aller hatte nachgeben müssen und so auch zum Mahle geblieben war. Um welche Gegenstände sich die Unterhaltung bei Tische drehte, bedarf wohl keiner Erklärung, denn wenn

man eine Weile über die Vorfälle des heutigen Tages verhandelt und dieselben mit trüben Gesichtern besprochen, hatte Philipp van der Myers oder Jan das Gespräch immer wieder auf Holland zu bringen gewußt, was dem alten Herrn jedesmal ersichtlich eine wahre Herzenerleichterung verschaffte. Jan und Johanna waren dabei die heitersten, doch sprachen sie mehr mit sich als mit den Anderen; Sarah allein verhielt sich fast ganz stumm und warf nur bisweilen einen forschenden Blick auf ihren Vater und dann wieder auf das glückliche Brautpaar, während sie Philipps sie oft suchenden Augen in holder Verlegenheit auszuweichen suchte.

Philipp selbst gewährte das Alles sehr wohl und um auch dieser Verlegenheit ein Ende zu machen, bat er zuletzt den Oheim, ihm auf einige Augenblicke an einem stillen Orte Gehör zu schenken, da er ihm noch etwas Neues und Wichtiges zu vertrauen habe.

Jacob van der Myers erhob sich sogleich von seinem Sitz, denn schon hatte der lebenswürdige Neffe es bei ihm dahin gebracht, sein Thun und Lassen nach jeder beliebigen Richtung zu lenken, und während die Anderen auf einen Wink Jan's auf ihren Plätzen blieben, begaben sich die beiden Männer auf das obere Deck, an dem die Gewächse und Blumen schon wieder ihre alte Stelle eingenommen hatten.

Eine Weile schritten sie hier schweigend auf und nieder und freuten sich des Anblicks der friedlichen Nacht und des immer klarer und klarer herauffunkelnden Sternenhimmels. Da begann Philipp mit einem Mal zu reden

und indem er seinen Arm in den des alten Herrn legte und ihn vertraulich an sich zog, sagte er mit anfangs leiser und erst allmählig erstarkender Stimme:

»Mein lieber Oheim! Nachdem ich Dir heute schon *ein* Geheimniß enthüllt, welches Dein ganzes bisheriges Verhältniß zu uns und Deine Zukunft von Grund aus umgestaltet, will ich Dir auch noch ein anderes eröffnen, das mich selbst und das Glück meines ganzen Lebens betrifft. Dies zweite Geheimniß hat vor anderthalb Jahren in London begonnen, als Du mich zuerst unter einem fremden Namen kennen lerntest und mir, wonach ich so sehr strebte, Dein Haus und Dein Vertrauen öffnete. Es soll aber hoffentlich heute und gleich hier, bevor ich das Schiff verlasse und mich mit Jan nach den heiligen drei Königen begeben, sein Ende finden. Laß mich indessen darüber kurz sein, denn wozu die vielen Worte, wenn das Herz mit allen seinen Empfindungen zur Entscheidung drängt. Nun denn, ich habe Sarah, Deine schöne und liebenswürdige Tochter, in London kennen gelernt und sie herzlich lieb gewonnen. Durch Johanna, die auch darin meine Vertraute war und eben so Sarah's Vertraute geworden ist, habe ich zu meiner Freude erfahren, daß sie mich wieder liebt. Willst Du nun am heutigen Tage, der so bedeutungsvoll für uns Alle geworden ist, einen Menschen noch glücklicher machen als er ist, so erfülle auch diese meine letzte Bitte und gieb mir Deine Tochter zum Weibe, die ich so treu und warm an meinem Herzen halten will, wie Du einst Deine Janda an dem Deinen gehalten hast.«

Jacob van der Myers trat, als er dies so frank und frei und ohne alle Beschönigung der günstigen äußeren Verhältnisse des Sprechenden in sein Ohr fließen hörte, in sichtbarer Betroffenheit einen Schritt zurück und sah den eben so freimüthigen wie edlen Neffen mit verwunderungsvollen und zugleich wehmüthigen Blicken an. Dann aber rief er lauter als dieser vorher gesprochen:

»Wie, habe ich recht gehört, Philipp van der Myers? Du, ein Abkömmling der uralten, reichen und angesehenen Patricierfamilie van der Myers in Rotterdam, einer der ersten Handelsherren Hollands, willst die Tochter einer malaiischen Mutter, die Dein Großvater so gering schätzte, daß er mich, ihren Gatten, ihretwegen aus seinem Herzen und aus seiner Familie stieß, zum Weibe haben?«

»Ja, das will ich,« entgegnete Philipp aus tief bewegter Brust und mit markiger, seinen unbeugsamen Willen verständlich ausdrückender Stimme, »und ich will Dir zugleich damit beweisen, daß ich eben so wenig wie Du einen Unterschied zwischen Nation und Nation, zwischen Mensch und Mensch mache, wenn es nur die rechten Menschen sind und ihre Geister in gleicher Bildung und ihre Herzen in gleicher Liebe sich zu einander finden.«

»Ist das wirklich Dein Ernst?« fragte Jacob van der Myers mit noch stärkerem Nachdruck als vorher, als könne er nicht glauben, was er so eben vernahm.

»So wahr mir Gott helfe und so wahr seine flammenden Augen von dort oben auf uns herabblicken, ja, es ist

mein wirklicher Ernst!« erwiderte Philipp mit zum Himmel erhobener Rechten.

»O, allgütige, wunderbar waltende Vorsehung!« sprach da der alte Mann mit unaussprechlicher Wehmuth im Ton seiner bebenden Stimme. »Du schläfst nicht, sondern wachst unermüdet immerdar über allen Deinen Kindern, wenn sie in ihrer Schwäche und Einfalt es auch nicht vermuthen. Siehe da die nie rastende Nemesis, die über den Menschengeschicken die Waage hält. Ja, jetzt erst bin ich vollständig befriedigt und auch gerächt, mein theurer Sohn, denn Dasselbe, weshalb Dein Großvater mich einst mit seinem Zorne strafte und weshalb er mir seine Liebe und meine Rechte entzog, das begehrt jetzt sein Enkel von mir. Ich aber, mein Sohn, o ja, will diesmal gütiger und vorurtheilsfreier als er sein und also handeln, denn ich erkenne die Rechtmäßigkeit der Liebe und die freie Wahl des menschlichen Herzens an, wenn sie eine wahre, edle und wahrhaftige ist, und so will ich Deinem Wunsche nicht entgegen sein, vorausgesetzt, daß Sarah es auch nicht ist. Rufe sie zu uns heraus und dann will ich ihr auf der Stelle mit kurzen Worten die Frage vorlegen, deren Beantwortung allein bei ihr steht.«

Philipp sprang zu dem Oheim heran und drückte nur einen hastigen Kuß auf seine Stirn, dann eilte er mit unsäglichem Wonnegefühl im Herzen in die Cajüte hinab und einen Augenblick später trat Sarah an seiner Hand zu dem ihrer harrenden Vater auf das Deck.

»Sarah, meine Tochter,« empfing er sie mit rührend weicher Stimme, während sie mit zu Boden geschlagenen Augen bebend und zagend vor ihm stand, »sei nicht ängstlich, mein Kind, und hebe vertrauend Dein Auge zu mir, Deinem Vater auf, der Dir nur eine einzige kurze Frage vorzulegen hat. Siehe, hier ist ein Mann – und er ist ein Braver, wie Du weißt – der Dich zum Weibe begehrt. Er liebt Dich, sagt er und zugleich auch versichert er, daß Du ihn wieder liebst. Ist dem so?«

Sarah, jetzt vollkommen beruhigt, schlug ihre glänzenden Augen mit strahlendem Lächeln zu ihrem Vater auf, während ihr Busen vor Entzücken sich hoch und immer höher hob. Einen raschen Blick nur warf sie auf den neben ihr stehenden geliebten Mann und dann sagte sie kurz und laut:

»Ja, mein Vater, dem ist so.«

»Nun denn, wenn es so steht,« fuhr Jacob van der Myers mit tiefer Bewegung fort, »dann will ich diesen so furchtbaren und doch für uns Alle so bedeutungsvollen Tag mit der schönsten Handlung beschließen, die ein Vater begehen kann: sein einziges geliebtes Kind einem Manne zum Weibe zu geben, den er für edel, gerecht, brav und lauter erfindet. Reicht Euch die Hand und Gott segne Euern Bund mit sichtbarerem und fühlbarerem Segen, als er es mir gethan!«

Da öffneten sich denn die Arme der beiden Liebenden und zum ersten Mal in ihrem Leben lagen sie Brust an Brust. Der Vater und alle vorher in der Cajüte Versammelten, die leise dem ihnen vorangegangenen Paare auf

das Deck gefolgt waren, standen mit leuchtenden Augen um die glücklichen Menschen, und nun erst fühlten sie im innersten Herzen, daß das hier begonnene schwere Werk sein ersehntes Ende erreicht habe.

SECHSTES CAPITEL. NACH DER HEIMATH.

Die Nacht war endlich völlig herabgesunken und das Boot der Moselnixe hatte zuerst den Rector nach dem Hospital zu Cues und dann Philipp van der Myers und Jan van der Straaten nach dem Ufer vor den heiligen drei Königen gebracht, wo ihre Ankunft schon am Nachmitage dem Wirthe mitgetheilt war. Daß die beiden jungen Männer eine gute Unterkunft in dem ihnen wohlbekanntem Gasthause fanden und daselbst von Herzen willkommen geheißen wurden, bedarf keiner Bestätigung, ja, Peter Gassen bot mit den Seinigen Alles auf, um den edlen Gästen den Aufenthalt bei ihm, so lange sie noch an dem Orte verweilten, so angenehm wie möglich zu machen, obgleich sie stets nur am späten Abend bei ihm eintrafen und am frühen Morgen schon wieder nach der Moselnixe abgeholt wurden, um auf derselben den Tag mit ihren Lieben zuzubringen.

So geschah es auch schon am nächsten Morgen nach dem ereignißreichen Tage, den wir so eben ausführlich zu schildern versucht, und sobald die Sonne über dem Scheitel der grünen Weinberge, die auf der Berncastler Seite die Stadt umkränzen, sichtbar wurde, legte das Boot an der alten Stelle an, nahm seine Vorräthe ein und holte dann eine Stunde später auch Philipp und Jan ab,

die aber diesmal von Peter Gassen begleitet wurden, den an der nächsten Berathung in Betreff des verwüsteten Nußhofs Theil nehmen zu lassen, man allgemein für ersprießlich und wünschenswerth gehalten hatte.

So saßen die Männer denn auch bald auf dem oberen Hinterdeck im goldenen Morgensonnenschein unter dem schattigen Zelt beisammen und besprachen in ruhigster Weise das in Bezug auf die Wiederherstellung der zerstörten Weinberge und des darunter gelegenen Gartens zuerst Nothwendige. Der anfangs von Jacob van der Myers geäußerte Vorschlag, den Nußhof zu verkaufen, wurde von dem Neffen und auch von Jan nicht gut geheißen, vielmehr hielt namentlich Ersterer es für sehr wünschenswerth, die hübsche und so wohlgelegene Niederlassung auch für die Dauer zu behaupten und mit allen Kräften in ihrer früheren einfachen Weise wiederherstellen zu lassen, um dadurch nur um so mehr Grund und Veranlassung zu haben, im Sommer wieder eine gemeinschaftliche Reise dahin zu unternehmen und den einmal lieb gewonnenen Ort eine Zeitlang zu bewohnen. Einstweilen, so lautete sein unmaßgeblicher Vorschlag, könne man die Oberaufsicht einem verständigen Verwalter übergeben, der auch die Weinberge zu pflegen und die Weinlese abzuhalten habe, und hierzu rieth insbesondere Peter Gassen, der sogar schon einen dazu geeigneten Mann aus seinem Bekanntenkreise in Vorschlag brachte.

Dieser Meinung stimmte endlich auch Jacob van der Myers bei und nun berieth man sich, wie man schleunigst an die Wiederherstellung des zerstörten Gehöftes

gehen könne. Auch dazu empfahl der Wirth der heiligen drei Könige die am meisten geeigneten Werkmeister und übernahm die Herbeirufung derselben, die auch schon am Nachmittag desselben Tages an Ort und Stelle eintrafen und das Feld ihrer Thätigkeit einer eingehenden Besichtigung unterwarfen. So erschienen denn in Folge der ihnen ertheilten Aufträge am nächstfolgenden Morgen eine große Zahl reichlich besoldeter Arbeiter und begannen ohne Säumen ihr schweres Werk, denn wie man erst jetzt bei dem Aufräumen des Schuttes gewahrte, war Vieles ganz neu zu gestalten und es erforderte Zeit und Mühe, dem Ganzen zuerst wieder ein wohnliches Ansehen zu geben.

Beinahe acht Tage gebrauchte man allein, den Garten und die zunächst gelegenen Strecken von dem Geröll der herabgespülten Felsenstücke zu reinigen und den unbrauchbaren Schlamm bei Seite zu schaffen. Als dies aber geschehen, ging man an die Ausbesserung der Grundmauern des Wohnhauses und an den Wiederaufbau der Kelterei, deren Fertigstellung zum Herbst am nothwendigsten war, und sie wurde an einem geschützteren Orte aufgeführt und mit allem Erforderlichen ausgestattet, was freilich Jacob van der Myers und die Seinigen nicht mehr mit eigenen Augen sahen.

Während man nun aber unten im Garten auf diese Weise ämsig beschäftigt war, waren auch fünfzig Arbeiter auf dem Weinberge bemüht, demselben ein besseres

Aussehen zu geben, und so war auf der Höhe wie im Thale überall die rüdrigste Thätigkeit wahrzunehmen. Natürlich konnten und wollten die beiden jungen Holländer, und eben so wenig der alte Herr, die Instandsetzung des Ganzen nicht am Orte abwarten, vielmehr rüsteten sie sich allmählig zur Abreise, sobald sie erst alle Arbeiten in Gang gesetzt sahen und der von Peter Gassen bezeichnete Verwalter sein neues Amt mit Freude und ganzer Hingebung übernommen hatte. Nur so lange blieben sie noch an Ort und Stelle, bis die zur Versendung bestimmten Fuderfässer mit Wein auf ein herbeigerufenes Lastschiff gebracht waren, da man sie mit nach Holland zu nehmen beabsichtigte; die der Pflege noch bedürftigen dagegen übernahm theils Peter Gassen selbst, theils blieben sie unter der Obhut des Verwalters, der sich eidlich verpflichtet hatte, unter Oberaufsicht des Wirthes zu den heiligen drei Königen, das Interesse seines jetzigen Dienstherrn wahrzunehmen und demselben jedes Jahr, wenn er sein Besitzthum besuchte, Rechnung von seinem Thun abzulegen. So war endlich unter manchen Bemühungen Seitens Jacobs van der Myers und der Uebrigen der Tag der Abfahrt der Moselnixe herangekommen und es blieben den Reisenden nur noch wenige Stunden übrig, von den Orten und Personen Abschied zu nehmen, die ihnen während ihres Aufenthaltes in Berncastel nahe getreten waren und die sie zum Theil herzlich lieb gewonnen hatten.

Während nun am Nachmittag dieses Tages Jacob van der Myers, Sarah, Jan und Johanna zum letzten Mal das

Wohnhaus des Nußhofes besuchten, den zurückbleibenden Dienern Lebewohl sagten und dann nach den Ruinen der Landshut emporstiegen, um noch einmal einen Blick über das im glanzvollen Sonnenschein prangende Thal zu werfen, ließ Philipp van der Myers sich nach dem Hospital rudern, um dem wackeren Geistlichen, den sie alle Tage gesprochen, zum Abschied die Hand zu drücken, nachdem derselbe schon am Morgen dieses Tages auf der Moselnixe gewesen war und Jacob van der Myers und den Seinigen sich empfohlen hatte.

Als der junge Holländer in das Wohnzimmer des Rectors trat, fand er denselben nicht gleich zur Hand, da er zur Zeit in seinem Amte beschäftigt war; doch würde er bald kommen, berichtete sein Diener und der Herr möge nur einstweilen Platz nehmen.

Philipp, anstatt sich zu setzen, trat an ein Fenster und schaute mit wehmüthigen und doch freudigen Gefühlen über die prachtvolle Gegend hin, die er von hier aus auch am Morgen seiner Ankunft zum ersten Mal gesehen und die jetzt wie damals in ihrer ganzen Schönheit vor seinen Augen ausgebreitet lag. Im goldensten Sonnenschein lachte sie ihm wie verklärt entgegen und die Weinberge aller Orten sendeten ihm mit ihrem grünen Blätter-schmuck den freundlichsten Gruß herüber. Ruhig wie immer rollte der prächtige Strom seine dunkelgrünen Wogen dahin und spiegelte Alles, was sich in ihm beschaute, in ungetrübter Klarheit zurück. Auf den altersgrauen Ruinen der Landshut aber weilte des jungen Mannes Blick

längere Zeit und er rief sich lebhaft in's Gedächtniß zurück, was er Alles in diesem Thale erlebt, seitdem er zum ersten Mal seinen Fuß auf die verwitterten Stufen jenes altehrwürdigen Gemäuers dort oben gesetzt hatte. Da, als er sich eben in Gedanken das furchtbare Schauspiel wiederholte, von dem er an jenem ihm unvergeßlichen Tage ein so nahe betheiligter Augenzeuge gewesen, und Gott noch einmal gedankt, daß er alle seine Lieben in jener Unheilstunde vor dem sie bedrohenden Unglück bewahrt, ging die Thür auf und der Rector von Cues trat in seinem schwarzen Gewande und mit seinem ewig milden und heiteren Gesicht in das Gemach.

Rasch fielen die Hände der beiden Männer in einander und ihre Blicke wurzelten eine Weile fest auf des Anderen Gesicht.

»Ich weiß, warum Sie mich heute besuchen,« begann der Rector das Gespräch. »Sie wollen noch einmal allein Abschied von mir nehmen, nicht wahr?«

»Ja, das will ich, Herr Rector,« entgegnete Philipp van der Myers mit bewegter Stimme, »aber ich will Ihnen auch noch einmal danken, daß Sie von Anfang bis zu Ende so gütig waren, mir mit Ihrem Rath und mit der That zur Seite zu stehen.«

Der Rector winkte leicht abwehrend mit der Hand, lächelte friedfertig und sagte:

»Das Letztere lassen Sie lieber ungesprochen und richten wir unsere Aufmerksamkeit vielmehr auf etwas Anderes. Sehen Sie, mein junger Freund, wie seltsam sind doch immer Gottes Fügungen in der Welt. Wer ein langes

Leben genießt und darin reiche Erfahrungen zu sammeln Gelegenheit hat, der muß ja wohl, selbst wenn er anfangs ein Ungläubiger gewesen wäre, endlich daran glauben lernen, daß ein allmächtiger Geist da oben regiert und auf eine, uns freilich unbegreifliche Weise, mit starker und unfehlbarer Hand die Schicksale der auf der Erde lebenden Menschen lenkt. Betrachten Sie zum Beispiel unsere erste Begegnung in jener wilden Regennacht auf dem Bergwalde da drüben, und dann alles Das, was sich für Jeden von uns daran knüpfte. Das nennt man in der Welt mit einem leicht gesprochenen Wort einen Zufall, nicht wahr? Nun ja, er mag es für Viele gewesen sein, aber ich sehe in meinem gläubigen und dankbaren Gemüth in solchem Zufall eine Schickung, eine Absicht von Oben, und für uns wenigstens hat sich durch Das, was darauf folgte, bestätigt, daß diese Schickung wohl ihre inneren Gründe und Ursachen hatte. Nun, mag es sein, wie es will, ich bin glücklich und der Vorsehung dankbar, daß Alles in Ihren Verhältnissen sich so wohl gestaltet hat, und doppelt habe ich mich gefreut, als ich den alten Herrn – den alten Holländer nenne ich ihn noch immer am liebsten – heute Morgen so ruhig und auch so froh und heiter gefunden habe, wie er es früher niemals gewesen ist. Gott erhalte ihm diese Stimmung auch in seiner Heimath, dann werden Sie auch darin schon den Lohn für die edle That finden, zu deren Ausführung Sie mit Ihrem wackeren Freunde hierhergekommen sind.«

Jetzt hob Philipp van der Myers seine Hand abwehrend gegen den Sprechenden auf und sagte lächelnd:

»Schweigen Sie von dieser That, Herr Rector, sie war für mich nichts Anderes, als die Befolgung einer inneren Nothwendigkeit und ich habe damit nur erfüllt, was ich nach Gottes Geboten, an dessen Allmacht und Allwissenheit auch ich glaube, an meinem nächsten Verwandten thun mußte, selbst wenn er nicht der Vater Sarah's gewesen wäre. Und mit diesem schönen Glauben an ihn und mit dem Hoffen auf seinen ferneren Beistand in unserer Aller Zukunft, wollen wir jetzt scheiden, Herr Rector. Leben Sie wohl! Ich habe Sie, will es Gott, heute nicht zum letzten Mal gesehen, und Sie und Ihr Hospital werden mich in Gedanken auf allen meinen ferneren Wegen begleiten.«

Der Rector senkte demüthig das Haupt und bekreuzigte sich. Dann erhob er es plötzlich wieder, sah den jungen Mann mit leuchtenden Blicken an und sagte:

»So danke ich Ihnen für diese mir so wohlthuende Gesinnung, und wenn Gott, da er ja allmächtig und allgütig ist, durch einen schwachen Menschen seinen Segen über Andere ausgießen kann, so segne ich Sie hiermit in seinem Namen für alle Ihre ferneren Wege. Gott mit Ihnen wie mit uns Allen!«

Er machte dabei das Zeichen des Kreuzes über der Stirn des jungen Holländers und reichte ihm dann zum Abschied die Hand. Wenige Minuten später hatte Philipp van der Myers das Hospital verlassen und schritt dem Moselufer zu, wo sein Boot mit den Ruderern ihn schon erwartete.

Es ging gegen Abend, als unser junger Freund in seinem kleinen Boot über die Mosel fuhr, und in dem in der engen Gasse gelegenen Gastzimmer der Heiligen drei Könige war schon eine leichte Dämmerung eingetreten. Das war die Stunde, wo nach altem Brauch die Stammgäste ihren Schoppen bei Peter Gassen zu trinken pflegten, um sich zur Einnahme ihres Abendessens und zu ihrer Nachtruhe zu stärken, und auch diesmal waren sie ziemlich vollzählig versammelt und ein Schoppen nach dem anderen wurde aus dem kühlen Keller geholt und den ewig durstigen Gästen dargereicht.

Die Unterhaltung am heutigen Abend, an welcher der gemeinhin ernste und viel beschäftigte Wirth nur selten einen sichtbaren Antheil nahm, wenn sie ihn nicht besonders interessirte, war auch diesmal ziemlich lebhaft und wiederum bewegte sie sich, wie die ganze letzte Woche hindurch, um das Schicksal, welches den Nußhof und den alten Holländer betroffen, von dem jetzt natürlich Jeder wieder mehr wissen wollte, als er wissen konnte, wie es dereinst in Bezug auf die geheimnißvolle Moselnixe der Fall gewesen war. Peter Gassen saß, seinen Schoppen vor sich, an einem benachbarten Tisch und hörte der laut geführten Unterhaltung schweigend zu, und nur dann und wann schüttelte er den grauen Kopf mit leisem Gebrumm oder trommelte nach seiner Art mit den Fingern auf den Tisch, wenn gerade etwas gesagt wurde, was der Wahrheit nicht im Geringsten nahe kam und

was er viel besser und genauer als die allwissenden Gäste wußte.

»Ja,« sagte unter Anderm der Schornsteinfegermeister mit seiner heiser krächzenden Stimme, denn er hatte ja einen Kropf, »ein Unglück war es gewiß, was den guten Mann betroffen hat, aber es hat auch ein großes Glück für ihn im Gefolge gehabt, wie das so oft geschieht, denn nicht nur der Nußhof wird ganz neu und wahrscheinlich viel besser und herrschaftlicher als früher hergestellt, sondern der alte Herr hat ja auch sein Schäfchen dabei in's Trockene gebracht und seine Million in die Tasche gesteckt, die in dem Bauch der räthselhaften Moselnixe verborgen gehalten wurde. O, hätten wir das damals gewußt, als sie sich in unserm Winterhafen vor Anker legte, wir hätten – wir hätten –«

»Nun, was hätten Sie?« fragte der dicke große Glasermeister mit seiner Stentorstimme, da der mit dem Kropf Behaftete plötzlich von einem Schlucken befallen wurde und nothwendig eine Pause machen mußte, »Sie hätten doch nicht etwa den Piraten gespielt und die Moselnixe bei Nacht und Nebel überfallen, wie es die Raubritter in unserer Vorzeit gethan? Hm – ah! Herr Wirth, ich bitte noch um einen frischen Schoppen!«

Der heisere Schornsteinfegermeister, dem irgend Etwas in die unrechte Kehle gekommen sein mußte, schüttelte unwillig den dicken Kopf und erwiderte, noch etwas lauter als gewöhnlich krächzend:

»Dummes Zeug – dummes Zeug! – Aber für mich zuerst auch noch einen Schoppen, Herr Gassen! – Ja, dummes Zeug – ich hätte, ich hätte –« und er stockte schon wieder und hustete mit großer Anstrengung aus, indem er mit beiden Händen den hin und her geschüttelten Kropf hielt.

»Na, heraus mit der Sprache,« schrie die Stentorstimme mächtig auf, »und versparen Sie Ihren alten Husten, bis Sie nach Hause kommen und Ihre Frau Gemahlin damit unterhalten können. Hm!« Und er hob sein vollgeschenkttes Glas an den Mund und leerte es, wie aus Zorn über den hustenden Schornsteinfegermeister, auf einen Zug.

Da hob dieser sein blutroth gefärbtes Gesicht nickend und lächelnd gegen den gewaltsamen Nachbar auf und sagte einfach und fast nur in lispelndem Ton, da er eine Wiederkehr seines Hustens fürchten mochte:

»Ich hätte mich gefreut, daß es doch noch Menschen auf der Welt giebt, die eine Million in blanken Thalern besitzen, da Sie und ich sie doch höchstens nur mit einem Bleistift auf Papier malen oder mit Ihrem Glaserstift in Glas kritzeln können.«

Der Glasermeister, der sich, wie man allgemein wußte, oft in einiger Geldverlegenheit befand, schwieg, wie auf den Mund geschlagen, dagegen fragte der kleine Secretair mit der überaus rothen Nase, der dem Sprechenden gegenüber saß und ihn schon lange mit einer sehr spitzfindigen Miene betrachtet hatte:

»Ist das Alles? Und das wäre Ihr ganzer Gedankenvor-rath gewesen?«

Der Schornsteinfegermeister stand halb entrüstet, halb von seinem wiederkehrenden Husten geplagt, schnell von seinem Sitze auf, sah den kleinen Mann mit der rothen Nase giftig an und krächte dann mit aller Macht:

»Das behalte ich für mich, Herr Secretair! – Herr Gas-sen, ich lasse meinen Schoppen stehen – mein Husten kommt wieder – und die Gesellschaft – die Gesellschaft – guten Abend, meine Herren!«

Ein lautes Gelächter folgte dem ungeberdig Abgehen-den und man tadelte ihn laut, daß er immer Alles bes-ser wissen wolle, als Andere, während er doch eigentlich nichts wisse als das, daß er einen Kropf und den Stick-husten habe, der doch wahrhaftig nicht vom Hungern und Dursten herkäme. Peter Gassen, der des eiteln Ge-schwätzes schon lange überdrüssig geworden war, wollte sich eben erheben und einen neuen, abermals verlangten Schoppen herbeiholen, als die Thür aufging und die hohe Gestalt Philipps van der Myers in's Zimmer trat. Augen-blicklich wurde es darin ganz still und nur Aller Augen wandten sich auf den jungen Fremden hin, den man lan-ge nicht hier im Gastzimmer gesehen, da er nur selten bei Tage nach der Stadt kam. Der Wirth ging sogleich auf ihn zu, der ihm schon die Hand entgegenstreckte, begrüßte ihn höflich und fragte nach seinen Wünschen.

Philipp van der Myers lächelte und nickte den ihn an-starrenden Gästen zu, worauf er mitten unter ihnen auf

dem leeren Stuhl Platz nahm, den der Schornsteinfegermeister vorher eingenommen, und sagte:

»Da ich gerade eine Viertelstunde Zeit übrig habe, wollte ich nur einmal einen Schoppen in heiterer Gesellschaft bei Ihnen trinken, lieber Herr Gassen. So geben Sie mir denn einen von Ihrem Besten – das heißt, bringen Sie lieber gleich eine Flasche, damit wir Beide sie leeren können. Es geht rascher voran, wenn ich in Ihnen ein so gutes Vorspann dabei habe.«

Alle lachten laut über die heitere Laune des geehrten Gastes, der hier eben ein drastisches Leibwort des Wirthes citirte und vor dem sie jetzt, als einem so reichen Fremden, einen gewaltigen Respect hatten dann nickten sie sich gegenseitig zu und flüsterten mit einander, bis Peter Gassen mit dem Doctorwein wieder hereinkam und mit seiner gravitatischen Miene die Flasche entkorkte und zwei herbeigebrachte feine Gläser damit füllte.

Da aber, als die beiden Männer ihr Glas ergriffen hatten, hob Philipp van der Myers das seinige in die Höhe und den um ihn her Sitzenden freundlich zunickend, sagte er laut und nach allen Seiten hin verständlich:

»Ich trinke dies Glas auf Ihr Wohl, meine Herren, und auf das Wohl Ihrer lieben Stadt, die ich morgen verlassen muß, der ich aber auch in der Ferne ein gutes Angedenken bewahren werde!«

Augenblicklich füllten sich alle Gläser bis an den Rand und alle Hände erhoben sich damit, um nach einem laut erklingenden Anstoßen dem fremden Herrn Bescheid zu

thun. Dann aber, als die Gläser geleert, wurde ein vielstimmiges Wispern ringsum laut, bis es von allen Seiten im schmetternden Chor rief:

»Mir auch einen Schoppen Doctorwein! Mir auch, mir auch, Herr Gassen, denn auf das Wohl unserer guten Stadt müssen wir auch ihren besten Wein trinken!«

Der Wein ward gebracht und nun wurde die Unterhaltung bald wieder lauter und munterer, namentlich nachdem der lange hagere Schulmeister, der auch unter den Anwesenden saß, mit seinem sanften Lächeln sich erhob und auf das Wohl des Herrn Holländers und seiner Moselnixe sein Glas geleert hatte.

Darauf unterhielt Philipp van der Myers sich eine Viertelstunde lang so herzlich und leutselig mit den immer lebhafter werdenden Gästen, als ob sie seine besten Freunde wären. Als er aber endlich aufstand und seinen Hut nahm, um sich zu empfehlen, umringten ihn Alle und ein Jeder suchte seine Hand zu erhaschen, die er ihnen auch freundlich reichte und dann zu Peter Gassen sich wendend, sagte:

»Adieu, mein wackerer Freund; bis heute Abend also. Jetzt will ich zu meinem Schiff zurück.«

Damit verließ er unter allgemeinen Abschiedsrufen das Zimmer, von Peter Gassen bis an die Hausthür geleitet. Hinter ihm her aber schrie der Glasermeister mit seiner donnernden Stentorstimme:

»Habt Ihr es wohl gehört? Er nannte Peter Gassen seinen Freund und ich will wetten, daß der mit ihm ein gutes Geschäft abgeschlossen hat. Nun, mag er es, ich gönne es ihm. Warum machten wir denn so viel Wein, wenn die reichen Leute in Holland und anderwärts ihn nicht kaufen und trinken sollten! Ja, und nun bleibe ich beim Doctor den ganzen Abend, hol' der Teufel alle anderen Sorten! Trinkt Ihr mit?«

Er vernahm nur sehr wenige bejahende Stimmen um sich her, denn den meisten von ihnen war der Preis des kostbaren Weines doch zu hoch. So zog sich denn auch Einer nach dem Andern von dem schwelgerischen Glasermeister zurück, bis dieser dem Doctor so reichlich zugesprochen, daß er die Hülfe des Apothekers hätte gebrauchen können, wenn ein solcher zufällig bei der Hand gewesen wäre.



Scheiden thut immer und überall weh, – wer weiß das nicht? Das sollten auch Jacob van der Myers und seine Tochter an dem Morgen empfinden, als sie zum letzten Mal, wenigstens in diesem Jahre, ihre Augen auf dem so lieben Nußhof ruhen ließen. Wohl hatte er ihnen Ruhe und Frieden, Behaglichkeit und manchen Genuß gewährt, als sie, dem Schiffbruch ihres Lebens in der Capstadt entronnen, vor fünf Jahren hier eine trauliche Heimstätte gefunden hatten und die verschiedenen Schicksalsschläge allmählig zu verwinden suchten, die

sie in einem anderen Welttheile erlitten. O wie lieblich schauten die schönen Weinberge ringsum und die alten Ruinen der Landshut jetzt auf sie herab, wie spiegelten sich die das liebe Städtchen umkränzenden Berge so freundlich in dem glanzvollen Strome wieder! Ja, es schienen ihnen im Augenblick des Scheidens Alles viel schöner, frischer und freudenverheißender zu sein, als es wirklich war, und wenn sie auch früher wohl manche trübe Stunde und zuletzt einen traurigen Tag daselbst verlebt, so war das ja nun Alles vergessen und begraben, denn der eben aufgegangene goldene Sonnentag hatte es ganz und gar aus ihren Gedanken verwischt.

Noch viel mehr gemildert wurde das Weh des Scheidens durch vieles andere Gute, Liebe und Schöne, was ihnen das Schicksal an Stelle des heute zu Verlassenden geboten. Jacob van der Myers hatte ja seine Heimath und seine Familie wieder und Sarah den Geliebten ihrer Seele gefunden, und mit ihm zogen sie getrost in die Ferne, voll Hoffnung und Zuversicht, daß nun erst der eigentliche Glanzpunkt ihres Lebens vor ihren Augen und in ihren Herzen auftauchen werde. –

Um die lange Thalfahrt von Berncastel nach Coblenz möglichst rasch zurückzulegen, hatte man denselben kleinen Dampfer aus Cochem, der die Moselnixe stromaufwärts geschafft, abermals nach Berncastel beschieden und dieser war schon einen Tag vor der Abreise an Ort und Stelle eingetroffen, fast zu derselben Zeit, als das gemiethete große Lastschiff, welches den Weinvorrath und verschiedene andere Besitzthümer Jacobs van der Myers

nach Holland bringen sollte, dahin vorausgegangen war. So war auch Alles, was man sonst mit sich nehmen wollte, schon längst an Bord der Moselnixe geschafft und die Stunde nahte heran, wo diese selbst ihre Fahrt antreten sollte, nachdem der Dampfer sie in's Schlepptau genommen.

Es war ein frischer klarer Sommermorgen, als Philipp van der Myers und Jan van der Straaten zum letzten Mal von der Fährstelle vor Berncastel mit ihrem Boote abfuhren und bald darauf an der Moselnixe anlegten. Hell strahlte die Sonne, nur weiße leichte Wölkchen wogten spielend an dem blauen Himmelszelt, die Luft war windstill und nicht zu warm, gerade wie man es gern hat, wenn man eine Wasserreise unternimmt. Die Nachricht, daß die Moselnixe Berncastel heute endlich wieder für immer verlassen wolle, hatte sich seit dem gestrigen Abend wie ein Lauffeuer durch das ganze Städtchen verbreitet. Schon am frühen Morgen begaben sich viele Schaulustige und Neugierige, und welche Stadt, groß oder klein, hat dergleichen nicht, an die Mosel und stellten sich längs des Ufers derselben auf, den Augenblick kaum erwarten könnend, wo das schöne Schiff vom Nußhof her herangeschleppt werden würde. Auch unsern alten Freund Peter Gassen und die Seinigen finden wir unter vielen Anderen an der Fährstelle vor, von wo er zum letzten Mal den abreisenden Fremden seinen Gruß zurfen wollte.

Eben hatte die Uhr des mittelalterlichen Kirchthurms am Ufer die achte Morgenstunde verkündet, da kam

das holländische Schiff auch wirklich im Schlepptau des niedlichen Dampfers heran, mit Flaggen und Wimpeln aller Art wiederum festlich geschmückt, wie an jenem Tage, an welchem es Jacob van der Myers und seine Tochter zum ersten Mal zum Besuch erwartete. Auf dem oberen Deck, diesmal Allen sichtbar, stand der alte wohlbekannte Holländer mit seinem grauen Haar und dem faltigen gutmüthigen Gesicht, das jetzt jede Spur seines früheren Trübsinns verloren hatte und nur noch mit halb wehmüthigem, halb heiterem Blick auf die Häuser des gastfreien Städtchens schaute, an dem er jetzt vorüberauschte. Auf der einen Seite neben ihm stand seine wunderbar schöne Tochter, mit ihrem weißen Tuch freundlich nach dem Ufer winkend und von allen daselbst Stehenden eben so freundlich begrüßt; auf der andern Seite dagegen stand sein Neffe mit seiner hohen Gestalt und seinem edlen Männergesicht, den Hut schwenkend und, wenn er einen Bekannten gewahrte, einen lautschallenden Abschiedsruf herübersendend. Neben ihm hatte sich auch Jan van der Straaten mit der lächelnden Johanna aufgestellt, und Beide waren ohne Zweifel von Allen auf dem Schiffe am freudigsten bewegt, da sie nichts Liebes zurückließen und es nun wieder ohne Aufenthalt nach ihrer heimathlichen Stadt ging, wo sie dem Augenblick entgensahen, der ihre Hände zum ewigen Bunde in einander legen sollte.

Als das Schiff dem Hospital gegenüber angekommen war, ließ der Steuermann Pool seinen kleinen Böller den

donnernden Abschiedsgruß sprechen und in lange widerhallendem Echo wiederholten ihn die Berge, der sich noch mehrere Male aus der Ferne vernehmen ließ. Dann aber war das kleine Geschwader bald den Blicken der nachschauenden Menge verschwunden und gen Graach, Josephshof und Zeltingen glitt es geräuschlos die Mosel auf ihren zahllosen Krümmungen hinab, ohne Aufenthalt dem Rheine zu, an den alten und neuen Burgen, den wohlhabenden Städtchen und den kleinen Ortschaften vorüber, die in reizendster Lage und in zahlloser Menge die Ufer der Mosel zieren, überall von hochragenden grünen Weinbergen umgeben, die ohne Unterlaß, jeden Felsenvorsprung bedeckend, sich bis nach dem gewaltigen Rhein erstrecken.

Es war Nachmittags kaum fünf Uhr vorüber, als der Cochemer Dampfer die Moselnixe an die alte Römerbrücke brachte, die den breiten Ausgang der Mosel in den Rhein überwölbt, und mit glänzenden Augen standen die Reisenden nun wieder sämmtlich unter dem Sonnenzelt, um den königlichen Ehrenbreitstein zu begrüßen, der seine stolzdräuenden Zinnen gerade vor ihnen hoch in die goldumstrahlten Lüfte erhob. Auch in dem prächtigen Coblenz hielt man sich nur während der nächsten Nacht auf, um den nöthigen frischen Proviant auf das Schiff zu schaffen. Dann legte sich ein großer holländischer Schleppdampfer, der dem Großhause van der Myers zu Rotterdam gehörte und schon lange vorher zu diesem Zweck nach Coblenz beordert war, vor die Moselnixe, und hinab ging es nun auf dem breiten Rücken des Vater

Rhein in beschleunigter Fahrt, um so bald wie möglich die Heimath des alten Holländers zu erreichen.

Am zweitnächsten Tage gegen Abend, nachdem man nur noch einmal vor Wesel übernachtet, gelangte man endlich nach Rotterdam, dem so viele trostlose Jahre hindurch ersehnten Ziele Jacobs van der Myers. Mit welchen Gefühlen der alte Mann jetzt auf dem Verdeck stand und die ehrwürdigen Thürme seiner Vaterstadt mit weit in die Ferne starrenden Augen am Horizont auftauchen sah, wollen wir nicht zu beschreiben versuchen.

Ihm zur Seite standen zwei schöne Paare Arm in Arm und blickten theils mit Verwunderung und Staunen, theils mit wonniger Freude auf die Häuser und Gärten, an denen sie jetzt vorüberflogen, um alsbald vor dem palastähnlichen Hause der van der Myers vor Anker zu gehen und den wiedergefundenen Oheim in die glanzvolle Stätte seines ferneren Lebens und Wirkens zu geleiten.

Wollen wir ihm und allen Uebrigen wünschen, daß sie im schönen Heimathlande fanden, was sie suchten und erstrebten, vor allen Dingen Ruhe und Frieden mit sich und aller Welt. Daß es aber Niemand daran fehlen ließ, dem alten Herrn, dessen sich nur Wenige noch aus persönlicher Anschauung erinnerten, Freude und Genuß aller Art zu bereiten, setzt der Leser voraus, auch wenn er nicht wie wir den gastfreien und redlichen Sinn, die Anerkennung alles Edlen und den Trieb zu allem Guten kennt, den die Holländer, zwar mit wenig beredtem Munde, aber mit um so wärmer schlagenden Herzen den bei ihnen Einkehrenden entgegneten.